Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Prospekt.

E … und
belehr … isch,
die n … ist-
stelle … en.
Die P … lche
die ge … ine
der e … nicht
den A … die
enor … gs-
form … an-
und … ge-
bund … stet,
oder … tern
und … gem
Ruin … nete
Lücke … ren
gegen … des
Wiss … lle-
tristi … ift-
stell … **len**
Geb … **hen**
Buc … attet
und z … ise,
der b … er-
mögli … and
kostet … and
unse … **ten**
bis f … igst
Bemi … nser
jährl … Werk,
sich … ßen
Anz … haß
der … und
eine … den.
… z:

Bezugs-Bedingungen.

Die mit gegenwärtigem Bande ihren **neunten Jahrgang 1885** beginnende

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

erscheint vollständig in **12 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung.** Jeder Band besitzt einen Umfang von 16 Bogen.

Um die Anschaffung auch dem wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pfennig pro Band.

Indem wir zu recht zahlreicher Betheiligung am Abonnement auf den neuen Jahrgang hiermit freundlichst einladen, bitten wir nur noch, wenn durch irgend welche Umstände **Unterbrechungen im Empfange der Bände** eintreten und letztere von der bisherigen Bezugsquelle nicht mehr zu erlangen sein sollten, sich an **eine beliebige** nächstgelegene Buchhandlung, oder in Ermangelung einer solchen an einen benachbarten Buchbinder, Journal-Expeditor, Colporteur 2c. mit dem Ersuchen zu wenden, die ferneren Bände zu besorgen. Dieser Wunsch wird stets gern und sofort erfüllt werden, und liegen nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege, da unterzeichnete Verlagsbuchhandlung mit **allen** Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und des Auslandes in Verbindung steht. Es gilt dies besonders für den Fall, daß die Zusendung der Bände ausbleibt, nachdem man den **ersten Band** durch einen **Subscribentensammler** erhalten.

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung:
Hermann Schönlein.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Stolze Naturen.

Roman

von

L. Haidheim.

1. (Nachdruck verboten.)

Ein naßkalter Novemberabend liegt über der alten Stadt P.

Es ist gegen acht Uhr; die Gaslaternen werfen ein flackerndes, unruhiges Licht, denn ab und zu fährt ein eisiger Windstoß durch die langen Straßen und bemüht sich vergebens, die schweren Nebelwolken zu zerreißen, die sich gegen die Dämmerstunde heute von den Bergen herabsenkten und das weite Thal bedeckten.

Auf dem Hügel, der, die Stadt beherrschend, von ihr wie mit liebenden Armen eingeschlossen wird, liegt das Residenzschloß, welches der alternde, kränkliche König in den letzten Jahren mehr und mehr dem Aufenthalt in der Landeshauptstadt vorzog.

Diese Vorliebe des Monarchen hatte den Hof ebenfalls nach P. gelockt, und viele der alten Adelsfamilien kamen um so bereitwilliger, als sie hier noch aus der Zeit, da P. unter dem Krummstab stand, wohlerhaltene stattliche Paläste besaßen, die nun, nach langjähriger Verödung,

wieder eine behagliche Heimstätte für die Eigenthümer wurden.

Auf der Hauptstraße schritt ein junger Offizier rasch seines Weges, seine klirrenden Sporen hörte man schon lange, ehe man ihn sah.

Wo eine andere breite Straße, nach dem Stadtpark abbiegend, über die große Brücke führte, begegnete ihm eine in einen knapp anliegenden Regenmantel gehüllte junge Dame, welche, eben aus einem Laden kommend, heimwärts eilte. Der hier sehr scharfe Wind hinderte sie, den Regenschirm aufzuspannen, und dieser kurze Moment des Zögerns hatte genügt zu einem beiderseitigen freudigen Erkennen.

„Dora! Welch' gesegneter Zufall! Aber so spät noch allein auf der Straße, mein Herzenskind?" rief der Offizier mit gedämpfter Stimme.

„Ulrich, lieber Ulrich, welches Glück!" stammelte sie ebenso leise, und schon hatte er ihren Arm in den seinigen gezogen und führte sie eilig fort aus dem Lichtschein in eine der stilleren Straßen, die am Park entlang neu angebaut, nur an einer Seite Häuserreihen hatten und, meist nur von reichen oder vornehmen Leuten bewohnt, um diese Zeit wenig Frequenz zeigten.

Unterdeß aber hatte der junge Mann schon in leidenschaftlicher Aufregung die kleine Hand des jungen Mädchens an seine Lippen gedrückt, nachdem er ihr, was sie auch willig geschehen ließ, den Handschuh abgestreift.

„Meine süße, geliebte Dora, drei ganze Tage habe ich nichts von Dir gesehen, Du böses, grausames Kind, und

jetzt endlich hat unser Schutzpatron, der kleine Liebesgott, der es am besten weiß, wie ich mich nach Dir sehnte, mit mir Erbarmen! Aber warum bist Du denn so sparsam mit Deinem lieben Anblick? Nicht einmal auf dem Wege zum Seminar soll ich Dir begegnen, und Du mußt doch zufrieden sein, Herzlieb, mit dem Gehorsam, den Du bei mir findest!"

Und wieder küßte er ihre Hände und zog sie zärtlich an sich.

Sie wechselte die Farbe, ihr Athem ging rasch und schwer.

„Ulrich, mein theurer, geliebter Ulrich! Ich bin so froh, so dankbar, daß ich Dich sehe! Wie freundlich ist der Zufall, der mich noch so spät auf die Straße führte!" erwiederte sie leise und sah ihm zärtlich in die glühenden dunklen Augen.

„Aber wenn ich nur wüßte, was mein Schatz, mein liebstes Kind Abends und so allein auf der Straße will! Thue das nicht, Herzchen, ich kann den Gedanken nicht ertragen!" sagte er, mehr noch erregt wie sie.

„Es war ja keine sechs Häuser weit, Ulrich, Du führst mich aber einen ganz verkehrten Weg! Doch es schadet nicht, wir gehen hier durch diese Nebenstraße, dann bin ich gleich zu Haus," flüsterte sie, und er bog willig mit ihr in die enge kleine Gasse.

„Und nun sage, warum besorgst Du selbst diese Einkäufe so spät? Warum hast Du mir geschrieben, ich solle nicht vorbei gehen, solle nicht unter die Kastanien Eures Nachbars kommen, solle Dich nicht sehen wollen?" fragte er immer in gleicher Leidenschaft.

Zum ersten Male heute lachte sie ihn schelmisch an: „Unser Mädchen ist krank geworden, da mußte ich selbst einkaufen gehen, zum zweiten und dritten, mein lieber gestrenger Herr, muß ich arbeiten und fleißig sein und Deiner liebenswürdigen Sehnsucht ein Halt gebieten, denn die Nachbarn, besonders unser guter alter Herr Justizrath Schleuderer, könnten aufmerksam werden auf ‚den schönen Tiefenried‘, den die ganze Stadt kennt und der da unaufhörlich in unserer Straße auf und ab promenirte. Auch meine Gefährtinnen vom Seminar möchten stutzig werden; meinst Du, es solle treuherzig Jede glauben, nur der Zufall führte Dich uns jeden Tag entgegen? Und dann, Du Lieber, Schlimmer, mich so zu grüßen, als sei ich eine Prinzessin!“

Sie waren so vertieft in ihr zärtliches Geplauder, daß sie es gar nicht beachteten, als neben ihnen eine der Hausthüren sich öffnete und ein Herr heraustrat, der überrascht ihnen nachsah, während er die Thüre schloß und seinen Mantelkragen in die Höhe schlug.

Es war das eine ganz unwillkürliche Bewegung, sie kam ihm vielleicht in dem Gedanken, daß es besser gewesen wäre, jener Andere hätte diese Vorsicht gebraucht.

Während er so dastand und den Beiden nachschaute — er verwandte kaum Sekunden dazu — fiel das Licht der Gaslaterne voll auf sein Gesicht. Es war das eines blonden Norddeutschen, und die blauen Augen trugen den klaren offenen Blick, der sofort Vertrauen einflößt.

„Ulrich Tiefenried! Und was heißt denn das? Wer war die Dame?“ murmelte er vor sich hin und schüttelte

den Kopf. „Sollte es wahr sein," dachte er dann im Fortgehen weiter, „daß der leichtsinnige Mensch wirklich seine Bewerbung um Sidonie v. Trachsburg aufgegeben hat? Und was war's denn, daß neulich seine Kameraden ihn neckten mit der schönen ‚Vorstädterin'?"

Er ging weiter. Jene Beiden in entgegengesetzter Richtung ebenfalls, ohne an ihn nur einen flüchtigen Moment zu denken. Baron Ulrich v. Tiefenried hatte auf jenen Vorwurf seiner Begleiterin wegen des Grußes inzwischen geantwortet:

„Aber wenn ich Dich so ernst und so ehrfurchtsvoll grüße, Liebchen, so kann doch kein Mensch auf der Welt Anstoß daran nehmen! Und wie sollt' ich vorübergehen am Licht meiner Augen ohne Gruß? Es wäre mir, als ließe ich es an der Ehrerbietung mangeln, die ich Dir schulde."

„Doch die Mädchen! Sie beneiden mich, sie bemerkten, wie ich jedesmal so glühend roth wurde und wie ich mich freute!" protestirte sie.

Er sah sich um; keine Seele war in dem Gäßchen zu erblicken; zärtlich zog er sie an sich und küßte sie, ihren Schleier zurückschiebend, auf den Mund.

„Aber das ertrag' ich nicht, Dora, ich halte dies Sehnen und Seufzen nach Dir nicht aus!" sagte er dann wieder heftiger als zuvor. „Ich habe keine Ruhe, wo ich auch gehe und stehe; mein Herz und mein Hirn kennen nur noch einen einzigen Gedanken, und der bist Du! Die Sehnsucht nach Dir peinigt mich zu jeder Stunde; und Du bist so kalt, so karg, Du willst nicht, daß ich Dich sehe, Du willst nicht, daß ich Euch besuche!"

Und wieder küßte er sie, und seine leidenschaftliche Liebe machte sie sichtlich sehr glücklich.

„Nein, Ulrich! Die Mutter würde vor Herzeleid und Sorge vergehen, sie würde mich wegschicken, und ach, Geliebter, ich denke so oft jetzt: wohin soll es führen mit uns?"

„Wohin führen? Glaubst Du denn, mein Lieb, daß ich einen einzigen Moment mich besinnen würde, Dir jedes Opfer zu bringen, was ein Mann bringen kann, um sich sein höchstes Glück damit zu erkaufen? Du wirst die Meine, das ist gewiß! Wir ziehen nach Lorrich hinaus, ich fordere meinen Abschied —"

„Ach, Ulrich, ich darf das ja nimmer leiden. Ich bin so arm, ein ganz armes Mädchen. Du selbst bist nicht reich und — o Ulrich, die Leute sagen —"

„Nun, was sagen die Leute, kleines Lieb?" ermunterte er die Stockende.

„Sie sagen, ‚der schöne Tiefenried' werde die Comtesse Sidonie Trachsburg heirathen, die Hofdame der Königin, sie sei Waise und sehr reich und sie sagen auch —" Die Sprecherin konnte vor Aufregung nicht weiter.

„Nun? Sprich Dora, was sagen die Leute? Du armes kleines Ding hörst darauf, und das betrübt mich. Ich möchte widerlegen, was Dein Herz beunruhigt."

„Die Leute sagen, die Comtesse liebe den ‚schönen Tiefenried' schon seit Jahren, und er habe ihr auch eine Zeit lang sehr den Hof gemacht, aber —"

Ein leises Roth flog über die Wangen des jungen Reiteroffiziers. Sie sah es nicht. In seinen Arm ge-

schmiegt ging sie langsam neben ihm her und gab sich ganz dem Glücke hin, welches seine Liebe ihrem reinen jungen Herzen gewährte.

„Comtesse Sidonie denkt sicherlich nicht an mich, Kleine, beruhige Dich! Und die Hauptsache ist, ich liebe Dich, Du bist es, die meine ganze Seele in Banden hält, Du holde Zauberin, nichts auf der Welt vermöchte mir Dich zu ersetzen."

„Ach, Ulrich, vergib mir und sei nicht böse, daß ich doch wieder kleinmüthig werde, obwohl ich versprach, Dir nie wieder das Herz mit meinem Zagen schwer zu machen. Ich denke dennoch, wenn ich bei meinen Arbeiten in der Stunde oder in meinem Stübchen sitze, immer von Neuem, daß ich Dich fliehen sollte, daß ich nie die Deine werden darf. O Ulrich, Du der vornehme Herr, der Sohn des Ministers, und ich — die arme kleine Seminaristin, die Kaufmannstochter, deren verwittwete Mutter kümmerlich sich und ihr Kind mit dem Vermiethen unserer Zimmer ernährt!"

Ein Schatten verdüsterte des Offiziers Gesicht. „Das ist nun einmal so und nicht zu ändern, Lieb," sagte er finster.

„Ich sollte fortgehen, Ulrich, sollte den Muth haben, Dich zu fliehen! Ich muß mir sagen, daß ich Dein Schicksal —"

„Schon wieder! Quälst Du denn immer von Neuem mich und Dich mit diesen trübseligen Gedanken, Kind! Wenn Du fortgingest? Weißt Du Närrchen nicht, daß ich Dir folgte bis an's Ende der Welt, daß ich rücksichts-

los Alles im Stich ließe, was mich halten wollte, um Dich, mein Leben, wieder zu holen?"

Und nun waren sie wieder bei einem schon öfter besprochenen Thema, und indem sie aus dem schmalen Gäßchen jetzt in eine der breiteren Gartenstraßen der Vorstadt abbogen, schritten sie unter hohen dichtbelaubten Linden dahin, die ihnen Schutz vor jedem etwaigen neugierigen Blicke boten. Hier — sie waren in der unmittelbaren Nähe von Dora Maienbach's Wohnung — gingen sie langsamen Schrittes auf und ab, tauschten glühende Küsse und glühende Schwüre und vergaßen für eine gute Weile ganz das rauhe Wetter und daß sie vorhin Beide eilig gewesen.

Die Straße entlang, ihnen entgegen, kam ein Mann mit breiten Schultern und einer gedrückten Haltung.

Eine ziemliche Strecke war er noch von ihnen entfernt, sie sahen ihn kaum in dem Nebel, da blieb er plötzlich vor dem Hause der Frau Maienbach im Licht der Gaslaterne stehen, klingelte und trat dann, als man ihn einließ, in das schmucke Häuschen.

Das junge Paar sah von Weitem den Vorgang an.

„Gewiß ein neuer Miether! Gottlob! Die Mutter war schon in Angst, unsere Zimmer möchten den Winter über leer stehen bleiben," sagte Dora. „Und jung scheint er auch nicht," fuhr sie fort. „Das will ja mein lieber Schatz durchaus nicht leiden. Ich hab's der Mutter vorgestellt und sie meinte dann auch, da hätt' ich Recht und sie begriffe sich selber nicht, daß sie daran bis jetzt gar nicht gedacht; aber sie vergäße immer, daß ich schon siebenzehn Jahre alt sei," schloß sie.

Dora Maienbach lachte schelmisch und sah unbeschreiblich reizend aus, als sie so strahlend glücklich zu dem geliebten Manne aufschaute.

„Und wann soll ich mein süßes Lieb wiedersehen?" bat er, als sie nun endlich — es schlug eben Neun auf den Thürmen — von einander Abschied nahmen.

Es dauerte eine Weile, bis sie sich einigten.

„Ich darf ja nicht!" versicherte sie ihm oft und immer wieder.

Endlich gab sie nach. In Onkel Justizraths altem kleinen Pavillon wollten sie sich, wie schon öfter, morgen um elf Uhr Vormittags treffen.

Glücklicher konnte kein Versteck liegen, als dies alte Gartenhäuschen inmitten einer Gruppe dichter verwilderter Boskets unter alten Kastanien am Ende des Gartens, just da, wo derselbe mit seiner Querseite an den des Ministers v. Tiefenried stieß, während das kleine Gärtchen der Frau Maienbach an die Längsseite grenzte. Die drei Häuser, zu welchen diese Gärten gehörten, lagen dabei an drei verschiedenen Straßen und fast auch in verschiedenen Stadttheilen. Das des Ministers, ein altes herrschaftliches Haus, befand sich mitten in der Stadt, dem Residenzpalaste gegenüber. Der große Garten, der daran stieß, war früher der Stolz der Besitzer gewesen, jetzt sagte man schon seit Jahren, der Minister Tiefenried würde in Anbetracht seiner steten Geldverlegenheit ihn wohl gern genug verkaufen, wenn das Grundstück dies nicht durch seine eigenthümliche Lage unmöglich gemacht hätte, so lange das darauf stehende Tiefenried'sche Haus es von der

Straße abschloß. Der Justizrath Schleuderer, der Besitzer des kleinen vergessenen Pavillons, von dem das Liebespaar als von einem oft frequentirten Rendez-vous-Platze sprach, wohnte nach dem Park zu, und das kleine Haus der Frau Maienbach gehörte schon zur Vorstadt.

„Also morgen früh! Wie lang wird mir die Zeit werden, Liebchen, bis dahin! Ach, könnt' ich Dich mit mir nehmen, in meinen Armen Dich forttragen, und Du gehörtest mir für Zeit und Ewigkeit. Aber nur Geduld! Ich werde mit Onkel Walter reden; der alte Schwärmer hat so viel Vorliebe für die Liebespoesie der Minnesänger und Troubadours, jetzt eben überträgt er provençalische uralte Liebes- und Volkslieder in deutsche Verse, sagt mir Rosanna, er versteht so gut das Herz, daß ich hoffen darf, er hilft uns Beiden und übergibt mir Lorrich. Er selber bekümmert sich ja doch nicht um das Gut, und ist's auch nur klein, wir Beide werden es groß genug finden, uns unseren irdischen Himmel dort zu etabliren, bis der alte Fürstenbrücker stirbt und wir dessen Herrschaft erben. O Liebchen, wie wird die Zeit mir lang werden, bis ich Dich dahin führe!"

So überstürzte er sie noch eine ganze Weile mit seiner glühenden Zärtlichkeit, und sie hing zitternd vor Glück und Wonne an seinem Arm und glaubte ihm jedes Wort.

„Also bis morgen! Im Pavillon!"

Endlich riß sie sich los, klingelte an der Thüre ihres Häuschens und verschwand darin mit einem letzten, flüchtigen Gruß.

Ihr war bang, was die Mutter sagen würde zu ihrem

langen Ausbleiben, und sie hatte schon einen Vorwand ersonnen, aber das kleine Dienstmädchen, mit der dick angeschwollenen Backe und dem dicken Tuche um den Kopf, flüsterte ihr mit aufgeregten Mienen sofort zu, die Mama sei drinnen im Zimmer, habe Besuch von einem Herrn und wolle nicht gestört sein. „Und mir war, als weinte sie und schrie laut auf, als er kam!" flüsterte das junge Ding, jünger noch als „ihr Fräulein", wie sie Dora in bewundernder Verehrung immer nannte.

Die Tochter horchte erschreckt einen Moment.

Nein! Drinnen im Zimmer sprach eine fremde Männerstimme eintönig und ruhig, und einmal sagte die Mutter etwas dazwischen, das klang aber doch auch gelassen, nur leiser als sonst.

Nein! Da war nichts Beunruhigendes.

Rasch zog Dora Maienbach den feuchten Regenmantel ab, gab ihn ihrer kleinen Zofe zum Trocknen über den Arm, legte das Hütchen, das auch ganz feucht geworden, daneben und wurde sehr roth, als Trinchen ein wenig erstaunt mit ihren großen Augen auf ihr ganz verwirrtes Haar blickte.

„Der Wind hat mich schrecklich zerzaust!" log Dora, und huschte die Treppe hinan in ihr Kämmerchen, um sich eiligst wieder frisch und nett zu machen.

Ach, und sie war so durstig! Es verlangte sie so nach einer Tasse heißen Thee's.

Hastig trat sie vor den kleinen Spiegel und ordnete ihr Haar von Neuem. Bald war dies geschehen, und nun wollte sie hinuntergehen, als noch einmal ihr Blick auf das Spiegelglas fiel.

„Bin ich denn wirklich so hübsch, oder sieht Ulrich's Liebe, seine blinde, blinde Liebe mich nur so schön, wie er immer sagt?" flüsterte sie mit glückseligem Lächeln und bog sich vor, sich zu betrachten, wie sie es noch nie gethan, mit offenem Blick und bewußtem Anschauen ihrer eigenen Schönheit.

Sie sah lange lächelnd in den Spiegel hinein.

Ja, sie war hübsch, sagte sie sich. Sie ahnte nicht, daß auch die Leute in der Stadt schon seit einiger Zeit auf sie aufmerksam geworden waren, weil sie gar so herrlich, so überraschend erblühte; sie ahnte nicht im Traume, daß man sie kannte, daß sie es war, welcher die jungen Männer der Stadt zu begegnen wünschten, wenn sie heimkam vom Seminar.

Sie war in der That sehr schön geworden dies letzte Jahr — ein Gesichtchen, so fein, so regelmäßig, und dabei voll sprühenden Lebens und heiterer Lachlust, die rosigen Wangen so frisch und gesund, die sammetdunklen Augen von langen Wimpern, von fein gezeichneten Augenbrauen überschattet, und diese, wie das kräftige leichtgewellte Haar, das sie im Nacken aufgesteckt hatte, waren blond, von jenem goldglänzenden Blond, welches dem Braun am nächsten steht.

Der eigenthümliche Kontrast zwischen dem helleren Haar und den dunklen Augen war ein besonderer Reiz des schönen Mädchens, und alle ihre Vorzüge hatte ihr heimlich Geliebter ihr tausendmal begeistert gepriesen; aber an der unbefangenen reinen Seele Dora's ging diese Bewunderung ihrer Schönheit fast ohne Spur vorüber.

Sie hatte keinen Gedanken an sich selbst, neben dem wonnevollen Glück, welches Ulrich's Liebe ihr bereitete.

Die Mutter blieb noch immer mit dem fremden Gaste allein, und wenn derselbe etwa ein Besucher aus ihrer norddeutschen Heimath war, so mußte er doch sicher bewirthet werden.

Eilig das weiße gestickte Schürzchen vorbindend, lief Dora, nachdem sie noch die feuchten Lederstiefelchen mit Hausschuhen vertauscht, die Treppe wieder hinab.

Da stand Trinchen schon unten an derselben und flüsterte, die vortretenden Augen ganz aufgeregt verdrehend, der Tochter ihrer Herrin ängstlich entgegen: „Fräulein, Fräulein, die Mama weint schon wieder!"

Dora Maienbach war schon an der Stubenthüre. Großer Gott, wahrhaftig, die Mutter schluchzte zum Herzbrechen!

Ohne Besinnen, Trinchen mit der Hand in die Küche zurückwinkend, trat sie hinein in das trauliche Wohnzimmer, in welchem viele blühende Blumen und Blattpflanzen, weiße Gardinen und glänzend blank erhaltene, aber einfache Möbel ein so freundliches Heim für Mutter und Tochter schufen.

Die Mutter, die fassungslos schluchzend auf einem Stuhl am Fenster saß, sprang mit einem wilden Schreckensschrei bei dem plötzlichen Eintritt ihrer Tochter auf; sie war sehr bleich, aber sie wurde leichenfahl, als sie dieselbe sah, und mit gefalteten Händen in furchtbarer Aufregung ihr entgegenstürzend, rief sie: „Dora, o Gott, Dora! Vergib mir, vergib mir, ich — ich — meinte es gut! Ich

log um Deinetwillen — und nun ist er da — hat uns gefunden! O, mein Kind, mein liebes, liebes Kind!"

Stumm vor Schrecken über den räthselhaften Auftritt und über die fieberhafte Aufregung ihrer sonst so sanften und stillen Mutter, starrte das schöne Mädchen bald auf diese, bald auf den fremden Mann, der, am warmen Ofen stehend, neben einer sichtlichen Ungeduld über diese Erregung der Frau eine ganz unverhohlene, staunende Bewunderung bei dem Anblick der eintretenden Tochter verrieth.

Der Fremde hatte die Hände in den Taschen und stand in einer wenig Anspruch auf gute Haltung und Manieren verrathenden Weise da. Trotzdem lag etwas in ihm, was erkennen ließ, daß er ursprünglich eine gute Erziehung erhalten haben mußte, daß er ein aus besseren Verhältnissen herabgekommener Mensch war.

Seine mittelgroße Gestalt hing schlotterig in einst guten, aber jetzt altmodischen Kleidern, die nichts weniger als wohlerhalten aussahen; und sogleich machte sich auch hier ein Widerspruch geltend, denn ganz ersichtlich hatte er sich eine frische Kravatte und frische gute Wäsche gekauft, um seinen äußeren Menschen in leidlich anständige Verfassung zu bringen. Sein blondes Haar fiel stark in's Graue, und der ganz graue, kurze Vollbart, wie die ebenfalls ergrauten Augenbrauen waren kräftig und gaben ihm ein besseres Ansehen, als die scheu jedem festen Blick ausweichenden Augen und das halb verlegene, halb trotzige Lächeln, welches — vielleicht wußte er das selbst nicht — seine Lippen umspielte, ohne daß ein Anlaß dazu vorlag.

Es war kein angenehmes Gesicht, das des Fremden, und doch war der Mann einst offenbar ein gut aussehender gewesen. Der Schnitt seines Profils war so fein und regelmäßig wie das einer antiken Statue.

Dies Alles aber eingehend zu sehen, oder sich den Eindruck davon klar zu machen, hatte Dora jetzt keine Zeit. Die Mutter hing in krampfhaftem Schluchzen in ihren Armen und der Mann trat, wie magnetisch angezogen, ihr näher, ohne seine flackernden Augen auf ihre Blicke zu heften und doch sie immer ansehend mit so sonderbar wechselndem Gesichtsausdruck, daß ihr ganz angst wurde.

„Ich verbarg es Dir! Du solltest das Brandmal nicht auf Deiner Seele fühlen, Du solltest freien Blickes und freien Herzens leben!" schluchzte die unglückliche Frau am Ohr ihres Kindes.

„Mein Gott, Mutter, was ist Dir, rede doch, denke doch nicht an mich!" bat angstvoll die Tochter.

„Du — Du bist Dora? Meine kleine, süße, lockige Dora?" fragte unterdeß der Mann, und eine große Erschütterung, von der sie bis jetzt nichts wahrgenommen, malte sich auf seinem Gesichte. „Und sie hat Dir nichts gesagt von mir — von Deinem unglücklichen Vater?"

„Der nach Amerika ging? O gewiß, aber — o Mutter!"

Ein Aufschrei war's, der von des Mädchens Lippen drang. Dora wurde sehr blaß und starrte auf den Mann mit einem Gemisch von Widerstreben und allmählig durchbrechender Rührung.

„Nach Amerika! Ja, so war's — nach Amerika! Und so mag es bleiben!“ murmelte der Mann, unsicher bald auf die Mutter, bald auf die Tochter sehend.

Der Schrecken und das Widerstreben gewannen bei Letzterer wieder die Oberhand.

„Und das — das ist er? Aber Mutter, Mutter, Du sagtest, er sei wohl lange schon todt, er habe niemals von sich hören lassen?“ stieß das junge Mädchen hervor.

Das schien den Mann zu treffen, während ihn vorher die abgebrochenen Reden der Mutter von Brandmal und Schande gar nicht berührt hatten.

„Todt hat sie gesagt, sei ich? Und nichts hätte ich hören lassen von mir? Die Lügnerin! Habe ich nicht mit meinem Herzblut Dir Briefe geschrieben über Briefe mit dem Flehen um Vergebung und Erbarmen und um ein wenig Mitleid? Und Du? Du warst verschwunden, kein Mensch wußte wohin, und so hab' ich meine Jahre verbüßt ohne ein mildes Wort des Trostes, und das letzte ist mir durch des Königs Gnade erlassen worden, weil ich mich gut gehalten! Und mein Kind weiß nicht einmal, daß es noch einen Vater hat, einen unglücklichen Vater, der sein Unglück —! Ich war nur verführt, mein Compagnon hat mich verführt, er entkam mit dem Gelde, ich aber wurde, als ich schon auf dem Schiffe war, eingeholt! Und nie hast Du dem Kinde gesagt, daß es für den unglücklichen Vater beten sollte! Vorgelogen hast Du, Hochmüthige, Deinem, unserem Kinde, ich habe es schmählich verlassen, es und Dich?“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte die Tochter jetzt

auf den Mann, der sich ihren Vater nannte. Marmorbleich und marmorstarr blickte ihr schönes, edles Gesicht, und das Schreckliche, daß er von Gefangenschaft redete, wollte gar nicht in ihr Begriffsvermögen passen.

Hatte doch die Mutter ihr schon, als sie noch ein kleines Kind war, auf ihre Fragen nach dem Vater erzählt, der habe unglücklich spekulirt, dann Frau und Kind verlassen und in Amerika nach neuer Existenz gesucht; aber er müsse wohl lange todt sein, hatte schon damals die Mutter hinzugesetzt.

Und dann, als das Mädchen heranwuchs, hatte es von Zeit zu Zeit wieder gefragt, aber immer seltener, denn es begriff, die Mutter redete nicht gern von jenen „glücklichen Zeiten", die einen so schmerzlichen Kontrast bildeten zu der jetzigen Armseligkeit ihres Lebens. Die Mutter war aus reichem Bürgerhause, hatte eine gute Erziehung gehabt, und sich nicht träumen lassen, daß sie einst das Brod der Armuth essen müßte. Lange Jahre war's ihnen schlimm genug gegangen. Frau Maienbach konnte mit der Nadel nur wenig verdienen, da ihre Augen schwach geworden und ihre Gesundheit nicht die beste war. Da hatte einstmals Fräulein Juliane, die Schwester des Justizraths Schleuderer, die der Mutter Dora's oft Arbeit gab, dieser gerathen, die Augen nicht erst völlig zu verderben, sondern ein Kosthaus anzulegen für junge, nicht sehr bemittelte Herren. Ach, Dora erinnerte sich noch, wie aufgeregt die Mutter damals gewesen war, als ihr diese Möglichkeit ein Hoffnungsstrahl schien in dem Dämmerlicht ihrer kummervollen Existenz.

Fräulein Juliane war eine resolute ältliche Dame und liebte es, zu protegiren mit Rath, aber auch mit der That. Sie lieh das nöthige Geld her, Frau Maienbach's Kochkunst und Wirthschaftlichkeit thaten das Uebrige, jetzt war aus dem Kosthaus ein kleines Eigenthum geworden. Frau Maienbach speiste aber nun die Herren nicht mehr; „um Dora's willen" vermiethete sie ihre Stuben und lebte so immer noch in beschränkter Lage, denn die Zinsen an Fräulein Juliane, die natürlich das ganze Kapital noch nicht zurückerhalten, sondern nur jährliche geringe Abzahlungen beansprucht hatte, waren immer noch vom Verdienst zu entrichten.

Wenn Mutter und Tochter Zukunftspläne gemacht, dann gipfelten diese all' die Jahre her in dem Gedanken, eine kleine Schule anzulegen; das war ihr Traum, dazu studirte Dora im Seminar, und zu Ostern sollte sie die Staatsprüfung ablegen.

Alles dieses, die ganze Vergangenheit in langer Kette lag vor den Blicken des jungen Mädchens, und in all' seinen Träumen, Gedanken, Plänen hatte der Vater nie eine Rolle gespielt. Er war verschollen, und so spurlos, wie sie ihn dahingegangen vermeinte, ihn, den sie nie gekannt, war er aus ihrem Ideenkreise verschwunden. Dora hatte oft gesehen, daß jeder Gedanke an ihn die Mutter trübe und bleich machte, und so hatte sie auch nie in dieselbe dringen mögen, ihr von ihm mehr zu sagen — etwa aus ihrem Brautstande zu erzählen.

Nicht einmal ein Bild war von ihm da.

Wenn sie früher gefragt hatte, wie der Vater aus-

gesehen habe, so sagte die Mutter bedrückt: „Wie Du, Kind, wie Du!“ Das war auch darüber Alles gewesen.

Und nun stand hier ein fremder, unsympathischer Mann und zieh die Mutter der Lüge, während er nach seinen Reden selbst ein entlassener Sträfling war.

Das bleiche junge Mädchen wich zurück vor diesem Mann, der es sein Kind nannte, und mit Tönen, welche dennoch einen wahren Klang hatten, der Mutter vorwarf, daß sie ihn vor seinem Kinde verleugnet hätte. Und als er dann davon redete, daß dies Kind hätte beten lernen sollen für den unglücklichen „verführten“ Vater, da lag dann gleich neben der wahren Empfindung ein Pathos, eine Salbung, die unecht war und sie widerlich berührte.

So war auch das Wesen des Mannes, jetzt sah sie schon klarer, ein Gemisch von Beschämung, Scheu und Frechheit, von dem Verlangen nach Liebe und Freundlichkeit und dem schadenfrohen Trotz, der sich freute, an der Frau ein Unrecht zu entdecken, welches ihm die Macht gab, sie anzuklagen.

„Deine Mutter hat allezeit den stolzen, hoffärtigen Sinn gehabt, das war die Art der Schulmanns, von denen sie herstammt, aber Du, mein Kind, meine Dora, Du wirst den Vater aufnehmen mit Liebe und Zärtlichkeit, Du wirst bedenken, daß die irdische Gerechtigkeit ihm die volle Buße auferlegte und daß Gott selbst dem reuigen Sünder Gnade gibt,“ sagte er von Neuem zu ihr und wollte ihre Hand ergreifen.

Wieder fühlte sie dies komödienhafte Pathos.

„Mutter, Mutter, sprich! Ich flehe Dich an, sage,

was ist dies Alles? Ist dieser Mann der Vater?“ rief sie außer sich.

Die Frau hatte sich gefaßt; sie zwang sich gewaltsam zur Ruhe, ihre Glieder zitterten wie im Krampf, aber sie wollte die Kraft haben zu sprechen.

„Er ist es, Dora! Vergib mir nur, daß ich Dich täuschte,“ sagte sie, todesmatt auf einen Stuhl sinkend. Sie war eine feine, gewiß einst hübsche Frau mit würdevollem Anstande und einem vergrämten und verkümmerten Gesicht.

„Und er war nicht in Amerika, er war —? O Mutter, Mutter!“ schluchzte jetzt auch Dora auf und kniete vor dieser nieder, ihren Kopf in deren Schoß bergend.

„Nun verantworte, was Du thatest! Jetzt ist der Schlag viel härter für sie, als er in ihrer Kindheit gewesen wäre!“ sagte mit bitterem, rachsüchtigem Vorwurf der Mann. „Ja, ich war im Gefängniß,“ fuhr er dann zornig gegen Dora fort, „im Gefängniß wegen Urkundenfälschung, Du sollst jetzt Alles wissen!“ Er trat dicht neben seine Frau. „Es ist Deiner Mutter Werk, daß ich heute vor Dir stehen und Dir selbst mein Unglück bekennen muß. Denn unglücklich war ich, verführt, eine schwache, leichtsinnige Stunde —“

Die bleiche Frau sah auf und ein Blick erstaunter, mißbilligender Verwunderung flog über ihn hin.

„Weißt Du's etwa besser? So sag' es ihr doch selber, ich will schon schweigen! Aber Du warst immer so, Du konntest nie entschuldigen,“ wandte er sich ihr zornig zu.

„Es ist ja jetzt Alles gleich, Bertram, laß es gut sein!“ sagte sie gedrückt und tonlos.

„Ja, gut sein mag's schon, aber Du meinst wohl, daß ich Dir's so ohne Weiteres vergeben könnte, wie Du an mir gehandelt hast? Weggezogen bist Du aus unserer Stadt, und keiner meiner Briefe gelangte an Dich, denn kein Mensch wußte von Dir, als ich kam, Dich zu suchen, und hätte mich nicht der Zufall mit dem Müller von Neukirch zusammengeführt, der Dich vor Jahren einmal ebenso zufällig hier getroffen, ich hätte Dich nie aufgefunden und Du hättest Deinen Willen bekommen. Aber ich habe mir all' die Jahre her vorgesetzt, ein neues Leben anzufangen, abzubüßen auch gegen Dich, was ich Dir Leids gethan, und das will ich, das sollst Du jetzt sehen! Ich werde durch Dich hier schon Arbeit finden und mit verdienen, und dann wollen wir Drei ein ganz hübsches, friedliches Leben führen. Den Leuten sagen wir hier, ich sei aus Amerika zurück, es hätte mir nicht glücken wollen.“

Immer starrer und erschrockener blickten Mutter und Tochter auf ihn und dann sich an.

Je mehr er sprach, je tiefer empfanden sie, daß er nicht zu ihnen gehörte, daß etwas in ihm lag, von dem sie sich peinlich zurückgestoßen fühlten. Und der Mann, der ihnen ganz fremd war, für den sie in ihrem Ideenkreise nie Raum gehabt — die Tochter hatte ihn ja, seit sie denken konnte, für todt gehalten — der wollte mit ihnen in diesem Häuschen leben? Und doch! Wie hätten sie ihn fortweisen können? Dora empfand sogleich, er gehörte dennoch, dennoch zu ihnen.

Frau Maienbach erhob sich mit einem raschen Entschluß. „Was ich zu sprechen habe mit Deinem Vater, Dora, ist nicht für Dich," sagte sie ganz heiser vor Aufregung. „Lasse uns allein, lege Dich zu Bett und bete, daß Alles gut werde. Der Vater bleibt bei uns vorderhand; sage Trinchen, daß sie die Kellerstube zurecht macht. Und nun gute Nacht, mein Kind, gute Nacht!"

Damit schob sie die Tochter hinaus, ohne dem Manne zu gestatten, daß er sie berühre.

Er warf ihr einen zornigen Blick zu.

„Du hast Recht, was wir zu bereden haben, braucht sie nicht zu wissen; aber Eines mache Dir und ihr klar, meine liebe Frau, ich gehöre zu Euch, ich bin der Herr dieses Hauses von nun an, und ich werde mich durch Deine Vornehmheit nicht irre machen lassen. Du weißt es ganz gut, daß es Dein und des Mädchens eigener Vortheil ist, wenn Ihr mich aufnehmt und behandelt, wie es die Pflicht von Frau und Tochter ist."

* * *

Es war tief in der Nacht. Schlaflos und zitternd kauerten Mutter und Tochter im Bett der Ersteren. Dora war herabgeschlichen aus ihrem Kämmerchen, in nackten Füßen über die Steinfliesen des Vorplatzes huschend, sobald sie dachte, der Vater werde jetzt eingeschlafen sein.

Sie hatten von Neuem geweint und geschluchzt. Jetzt sprachen sie ruhiger. Die Mutter erzählte der Tochter, was sie ihr all' die Jahre her verborgen.

„Und diesen Betrug gegen den alten reichen Herrn, sagten die Herren vom Gericht, hätte Dein Vater began-

gen," sprach sie eintönig. „Sie ließen ihn gefänglich einziehen, und ich weinte und war wie von Sinnen, aber ich halte die feste Zuversicht, das Unrecht, welches man meinem Manne thue, werde an den Tag kommen. Da — o Kind, daß ich's sagen muß! — liefen Wechsel über Wechsel auf meines Vaters Namen ein. Laß mich davon schweigen; mein Vater bezahlte und bezahlte, bis es fast sein ganzes Vermögen hinnahm, und nun kam auch zu unserer Kunde, daß der Unglückliche all' diese Summen verspielt hatte — verspielt mit seinen Freunden in den langen Nächten, in denen ich ihn so geduldig erwartet hatte, immer glaubend, er sei in geheimer politischer Verbindung und immer für ihn deshalb zitternd.

Nun, es wurde erwiesen, Kind, und als er sah, es half kein Leugnen mehr, da bekannte er auch, er hatte gefälscht und betrogen, erst im kleineren Maßstabe, später immer mehr und mehr, und viel und großes Unheil war dadurch angerichtet worden. In allen Zeitungen stand damals der abscheuliche Prozeß, der solche Schmach auf uns und auf den Namen meiner Eltern warf.

Die ganze große und angesehene Familie der Schulmanns fühlte sich wie vernichtet; und als mein Vater bald darauf aus Gram starb, als dann mein Bruder ihm nachfolgte und so das Unglück mir auch meinen letzten Beschützer nahm, denn die übrige Familie zog sich schroff von mir zurück, die ich so laut und bestimmt meines Mannes Unschuld verkündet und damit die Sache nur noch schwärzer gemacht hatte, da war ich ganz verlassen. Meinem Vater mußte ich, ehe er starb, geloben, nie wie-

der mit dem Betrüger mich versöhnen zu wollen; er sollte todt für mich sein, ich für ihn; auf seinem Sterbebette mußte ich dem alten Manne schwören, Dich nie wissen zu lassen, welche Schmach auf Deines Vaters Namen ruhe; er gab mir die Wege an, nach Süddeutschland zu fliehen und dort ganz unbekannt zu bleiben, und so that ich. O, wenn Du wüßtest, mit welcher Seelenqual ich das unselige Geheimniß bewahrte! Wie ich immer mehr und mehr denken mußte an die Zeit, wo Dein Vater frei werden würde.

Aber er hatte, wie ich meinte, noch ein Jahr zu verbüßen, und wie sollte er uns hier finden? Ich schob jeden Gedanken an ihn zurück, und nun — so plötzlich, so unerwartet ist er da, und ich sehe nicht, was werden soll!"

„Aber, Mutter, Du hast ihn einst geliebt. Er hat gefehlt, gesündigt, er hat bereut, er ist gewiß gebessert — und er ist Dein Gatte, mein Vater!" sagte bebend vor Aufregung die Tochter.

„Um so schlimmer! Um so schlimmer!" murmelte die Mutter.

„Hast Du ihn denn nicht geliebt?" fragte die Erstere.

Die Frau schwieg eine ganze Weile, dann schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Ich habe ihn geliebt, so sehr, wie ein Weib zu lieben vermag. Aber, Kind, als dann nach und nach mir immer mehr klar wurde, wie sein ganzes Leben Lug und Trug gewesen, als ich ihn dann, bald frech und höhnisch, bald zerknirscht, nie wahrhaft reuig, vor seinen Richtern sah, wie ich zu ihm eilte, und Verzweiflung im Herzen,

ihn zu einer reineren und edleren Stimmung zu bringen mich bemühte und plötzlich nichts sah, nichts, als — als daß ich mich in ihm so furchtbar getäuscht — da war's vorbei mit meiner Liebe. Mein Herz war plötzlich ganz todt für ihn, ich konnte nie hinweg über die Eindrücke jener Tage, und das Einzige, was ich bei seinem Namen noch empfand, war das Elend, an einen Mann gebunden zu sein, den man nicht mehr achten kann.

Und nun soll ich neben ihm leben? Soll unser mühsam errungenes Heim hier einem Manne übergeben, der mir fremd geworden ist, fremd bleiben wird!"

Wieder weinten sie in bitterem Kummer zusammen.

„Mutter, geh' zum Onkel Justizrath, Fräulein Juliane und er werden Hilfe schaffen, vertraue Dich ihnen an!" bat zuletzt Dora.

Der Rath war gut. Ja, so sollte es sein. — — —

Die Mutter fiel zum Tode erschöpft in einen tiefen, traumlosen Schlaf, auch Dora's Augen schlossen sich, aber noch war der Schlaf nicht Herr über sie, da fuhr sie empor wie vom Blitz getroffen.

„Ulrich! Ulrich! O großer Gott, nun kann, nun darf ich nie die Seine werden!"

Und wenn schon bis jetzt die Gemüthserschütterung groß war für das arme junge Ding, nun kam eine Angst und eine Verzweiflung über das Mädchen, die jeder Schilderung spotten.

Schon sah der späte Tag graubleich durch die Fenster, als endlich die Erschöpfung sie bezwang und ihr Schlaf brachte.

Die Mutter, die nichts von der Existenz eines Husarenoffiziers Baron Ulrich v. Tiefenried ahnte, schrieb das bleiche, krankhafte Aussehen ihres Kindes dem gemeinsamen Erlebnisse zu und ließ es im tiefen Schlaf liegen, als sie sich an allen Gliedern wie zerschlagen erhob.

2.

Der blonde Herr, der aus seinem Hause tretend gestern Abend so unangenehm überrascht dem Premierlieutenant Ulrich v. Tiefenried und der Dame an seinem Arm nachgesehen hatte, war Graf Stephan Igor, der Letzte eines alten verarmten Geschlechts, und der Erste, wenn man die bedeutenden Männer des Landes mit Hoffnung und Vertrauen nannte.

Der Graf war nahe an Vierzig, sah aber viel jünger aus, und es ereignete sich oft, daß die, welche den viel genannten Mann zuerst zu Gesicht bekamen, betroffen waren, in ihm eine fast jugendliche Erscheinung zu finden.

Waren doch die Tagesblätter voll von dem Namen des Grafen Igor, seit in den letzten Jahren eine unruhige Bewegung die Gemüther erfaßt hatte und die Erwartung baldiger großer Ereignisse und schwerwiegender Veränderungen immer allgemeiner wurde.

Ganz selbstverständlich war es, daß die Männer, welche es ehrlich mit ihrem Vaterlande meinten, sich ernstlich und sorgenvoll fragten, in welchem Zustande die herannahende politische Erschütterung ihre engere Heimath finden werde, und die bange Ahnung, die längst in den Seelen gelegen, daß die herrschenden Zustände beim ersten heftigen

Sturm zusammenbrechen würden wie morsches Holz, war mehr und mehr Gewißheit geworden.

Immer ernster forderten die Vertreter des Landes eine Aenderung, immer dringender mahnten sie, auf die Zeichen der Zeit zu achten und sich vorzubereiten auf das Kommende, und der, welcher es zuerst gewagt, laut und offen auf die Gefahr hinzuweisen und dringend die Mittel, ihr zu begegnen, zu fordern, war zum Entsetzen seiner Standesgenossen Graf Stephan Igor gewesen. Er hatte damit nur seiner eigenen und der Ansicht Vieler Ausdruck geben wollen. Daß er einen Sturm der Entrüstung und persönlicher Anfeindung gegen sich entfesseln würde, hatte er in dem Eifer der Debatte wohl kaum bedacht, aber ebenso wenig hatte ihn derselbe auch nur um eines Haares Breite von seiner Ueberzeugung abgewendet, sondern im Gegentheil, je höhnischer seine Gegner ihn verspotteten, je giftiger sie ihn einen Streber, einen Ehrsüchtigen nannten, um so fester und klarer wiederholte ihnen Graf Stephan Igor sein: „In Bereitschaft sein, ist Alles!"

Sehr bald hatten indeß die Warnungsrufe Stephan Igor's ein Echo in den Herzen der Bevölkerung geweckt. Die kleine Partei Derer, welche ihm von Anfang an zugestimmt, wuchs überraschend schnell zu einer wirklichen Macht an, und dies um so mehr, als sich in der von Igor vertretenen Ueberzeugung jetzt Männer aus allen Ständen vereinigten, und als gerade in den Reihen Derer, die ihn einen Renegaten genannt, ihn einen Phantasten und Umstürzler geschimpft, ihm Gesinnungsgenossen und Anhänger erstanden, welche das hohe Ansehen ihrer Per-

son und ihres Standes nun für ihn in die Wagschale legten.

Graf Stephan Igor's eigenthümliche Beredtsamkeit, die in ihrer schmucklosen Einfachheit und in ihrem tiefen Feuer von unwiderstehlicher Wirksamkeit sich zeigte, die allemal Zahlen, Daten, Gründe gab, wo die Gegner sich beschränken mußten, durch lautes Geschrei ihn übertrumpfen zu wollen, war sehr bald der Schrecken seiner Feinde geworden, aber es schien, als ob sein wachsender Einfluß ihm auch deren immer mehr erweckte. Das ganze Land spaltete sich sozusagen in zwei Heerlager; war Igor's Partei auch an Zahl weitaus die bedeutendere, so hatte die andere doch noch immer die Macht und das Ruder des Staates in Händen.

Diese Gegner, die sich die Regierungspartei nannten, weil ihre Führer und die Mehrzahl aus Männern bestanden, welche sich in die ersten Staatsstellen eingedrängt hatten und die vorhandenen Zustände um keinen Preis geändert zu haben wünschten, und welche jeden Versuch einer anzubahnenden Reform als ein Verbrechen gegen das Landesoberhaupt bezeichneten, standen ihm in bitterer Gehässigkeit gegenüber.

Der Mann, welcher an der Spitze dieser Partei beharrlich und geschickt Widerstand leistete, war der Chef des Ministeriums, Seine Excellenz der Baron v. Tiefenried, der diesen Posten seit einigen Jahren einnahm und in der Gunst seines königlichen Herrn unerschütterlich dazustehen schien.

Der König und Tiefenried waren Jugendfreunde ge-

wesen und hatten damals in jugendlichem Feuereifer gleichen Idealen gehuldigt und gleichen Zielen nachgestrebt, ohne Ahnung, daß und in welcher Weise dereinst das Schicksal sie wieder zusammenbringen würde, denn während Prinz Heinrich an den Hof seines Vaters zurückkehrte, um dort die unerquickliche Rolle eines jüngeren Prinzen zu spielen, trat Baron Tiefenried in den Dienst seines Landes und stieg im Laufe der Jahre darin von Stufe zu Stufe.

Als dann nach mehreren Jahrzehnten der Thron erledigt und Prinz Heinrich, dem der unerwartete Tod zweier Vettern erst die Bahn frei gemacht, der Erbe desselben wurde, fand der neue König in seinem Jugendfreunde Tiefenried einen hochwillkommenen Berather, dessen genaue Kenntniß der Verhältnisse ihm von unschätzbarer Wichtigkeit zu sein schien. Dazu kam nun noch, daß Tiefenried's schöngeistige Interessen, die er von jeher kultivirt hatte, ihn der Geschmacksrichtung des Monarchen und seinem eigentlichen Geistesleben noch ungleich näher brachten, als seine dienstliche Thätigkeit, und so hatte sich ein Verhältniß gebildet, an dem freilich die öffentliche Stimme längst in bitterer Unzufriedenheit, aber ohne wesentlichen Erfolg zu rütteln versucht hatte.

Graf Stephan Igor war nun auf der anderen Seite ein entschiedener Liebling des früh gealterten und von schweren Leiden gepeinigten Königs geworden, längst ehe er das Haupt einer Partei wurde. Er hatte ursprünglich die militärische Carrière machen wollen und in einem Kavallerieregiment eine Reihe von Jahren gedient, dann

hatte er sich, mit Einwilligung des Königs und auf dessen Rath hin, entschlossen, in den Civildienst zu treten; er hatte mit der ihm eigenen Energie seine Studien gemacht, seine Examina glänzend bestanden und war dann, von Stufe zu Stufe in rascher Folge steigend, im Kriegsministerium beschäftigt worden.

Hier hatte er aber so schroff und entschieden seine eigenen Meinungen gegen seinen Chef vertreten und so rückhaltlos dem König Mittheilung gemacht von Mißständen, die ihm aufgefallen waren, daß seine Vorgesetzten in großem Zorn sich seiner zu entledigen suchten.

Man wollte ihn durch Versetzung in eine entlegene Provinz unschädlich machen, dagegen erhob aber der König selbst Einspruch, der, eine edle, das Beste wollende und suchende Natur, mit richtiger Erkenntniß von Igor's rücksichtsloser Ehrlichkeit und seinem Wahrheitsdrange ihn in seinen persönlichen Dienst zog und so Gelegenheit hatte, den Grafen immer näher kennen zu lernen und ihn immer höher zu schätzen.

Eine ganz natürliche Folge davon war, daß Seine Majestät durch den Grafen Igor Dinge zu hören bekam, welche nicht ohne tiefen Einfluß auf die Anschauungen und Entschließungen des Monarchen blieben, und so war nach und nach jener Zustand eingetreten, daß die beiden einflußreichsten Männer in der Umgebung des Königs, sich auf das Bitterste bekämpfend, auf ihren beiderseitigen Sturz hinarbeiteten.

Graf Igor fühlte sich umsomehr verpflichtet, diesen Kampf aufzunehmen, als jeder Tag ihm neue tiefere Blicke

in die herrschenden Zustände gestattete; der volle Eifer des Kampfes für seine Ziele hatte ihn ergriffen, aber das schloß nicht eine ihn zuweilen überfallende tiefe Ermüdung und Traurigkeit aus.

Was war denn sein Leben für ihn selber?

Ein schmerzliches Gefühl trüber Vereinsamung, eine heiße Sehnsucht nach häuslichem Glück und der Befriedigung durch trauliches Familienleben kam ihm seit einem Jahre, und so lange war es nun schon, daß der politische Streit ihn an die Spitze seiner Partei gerufen, immer häufiger und beunruhigender zum Bewußtsein.

Seit einem Jahre! —

Er kannte Rosanna v. Tiefenried, des Ministers einzige Tochter, schon länger, hatte sie hier und dort gesehen in den Hofkreisen, aber die Liebe zu ihr war langsam und leise erst dann gekommen, als er sie, wie es seine Stellung mit sich brachte, in ihres Vaters Hause öfter gesprochen und in ihren dunklen Augen neben dem eigenthümlichen Ernst, der ihm so anziehend war, eine Sympathie für seine Ansichten und seine Interessen aufleuchten gesehen hatte, welche ihn sehr glücklich machte.

Mit der seltsamen Befangenheit Liebender bildete Graf Igor sich ein, seine Liebe zu der Tochter seines politischen Gegners, der ihm gegenüber äußerlich stets die höchste Liebenswürdigkeit an den Tag legte, sei das stille Geheimniß seines Herzens, während schon alle Welt davon flüsterte. Man sah sie dann einige Male zusammen auf dem Eise und bei Schlittenfahrten, und indeß sie Beide in wonnevollem, stillem Genügen nur dem Moment lebten,

dachten die Menschen schon mit praktischer Erwägung an ihre beiderseitige Zukunft und beseufzten theilnahmvoll diese gänzlich aussichtslose Neigung, denn es war ja allgemein bekannt, daß Graf Igor kein Vermögen hatte und Rosanna's Verhältnisse wohl noch trüber waren. Die Thatsache, daß Seine Excellenz der Minister v. Tiefenried unter einer Ueberlast leichtsinnig kontrahirter Schulden so vergnüglich dahinlebte, war ja schon längst der Gegenstand der bittersten Kritik Seitens des Publikums geworden. Vor mehreren Jahren, hieß es, habe die Gnade Seiner Majestät den Günstling vom Ruin gerettet, damals hatte Tiefenried seine Schulden bezahlen können, aber nur, um seitdem in Gemeinschaft mit seinem inzwischen zum Manne herangereiften Sohne, dem flotten Husarenlieutenant Ulrich v. Tiefenried, von Neuem und um so lustiger darauf los zu wirthschaften.

Daß bei einer solchen Verschwendung ein Zusammenbruch immer noch vermieden wurde, war aller Welt räthselhaft; man flüsterte, Vater und Sohn spielten mit Leidenschaft, aber wenn sie auch vorwiegend Glück dabei haben mochten, wie das Gerücht wissen wollte, so blieb immer doch schwer zu begreifen, wie es möglich sei, dies Leben auf großem Fuße so aufrecht zu halten.

Dagegen gab es nur eine Stimme der Anerkennung über die Damen des Hauses. Frau v. Hillberg, die verwittwete und kinderlose Schwester von Rosanna's Mutter, welche seit deren Tode dem Haushalte des Ministers als Repräsentantin vorstand und Rosanna erzogen hatte, wie auch diese selbst, waren trotz ihres zurückgezogenen Lebens

allgemein geachtet und beliebt, und Niemand fiel es ein, ihnen irgend welche Schuld an der Zerrüttung des Tiefenried'schen Haushaltes beizumessen.

Man sah sie wenig in Gesellschaft. Außer den Theeabenden bei der Prinzessin Adelheid, der verwittweten Schwester des Königs, besuchte Rosanna keine größeren Cirkel, und bei den üppigen Herrendiners ihres Vaters wurde sie niemals sichtbar.

Dennoch lebte sie nicht einsam.

Der Salon der Frau v. Hillberg sah fast täglich in den späten Abendstunden einige Gäste, die von dem Leben der großen Welt Kunde brachten. Hier plauderte es sich bei den beiden Damen so traulich, so angenehm, man fand hier für jedes Interesse ein so freundliches, eingehendes Verständniß, daß Jeder gern kam und nur zögernd schied, um bald wieder zurückzukehren.

Dies Alles überdenkend und mit freudigem Herzklopfen des Moments wartend, wo Rosanna's liebe Augen ihm so freudestrahlend seinen Gruß erwiedern würden, vergaß Graf Igor an jenem Abend bald ganz der von uns geschilderten Begegnung. Er fühlte sich arbeitsmüde und ruhebedürftig; wo gab es für ihn eine köstlichere Erholung, als in Rosanna's lieber Nähe? Und in dem Hoffen auf diese Ruhestunde schritt er leicht und elastisch dahin, immer tiefer versinkend in die Gedanken an das geliebte Mädchen.

Er sagte sich oft genug: Ich habe nichts zu hoffen, wir können nicht zusammen kommen, ‚das Wasser ist gar zu tief', und doch malte ihm die Zauberin Hoffnung

stets von Neuem zarte schattenhafte Bilder von Glück vor die Seele, von einem „Einst" mit Rosanna. Wie das werden könne und wann, durfte er freilich sich nicht fragen, wenn ihm nicht das Herz sich zusammenkrampfen sollte bei dem Gedanken an ihren Vater und ihren Bruder und all' die wirren Zustände, in denen diese Beiden lebten.

Aus seinem träumenden Sinnen wurde Graf Igor im Weiterschreiten aufgestört durch die Begegnung zweier Männer in Uniform, die lebhaft mit einander sprechend bei seinem Anblick stutzten und dann salutirend stehen blieben.

„Ah, Herr Inspektor Brander!" grüßte auch Igor überrascht den Polizeibeamten. „Und Sie, Werthing? Wollen Sie denn nie ruhen?" Dann in die erregten Mienen des Angeredeten und seines Begleiters sehend, fragte er rasch weiter: „Ist etwas vorgefallen, Herr Brander?"

„Der Herr Graf wissen es noch nicht?" sagte dieser erstaunt. „Wir kommen eben von der Verhaftung des Raths Meilhuber —?"

„Was, also —?"

„Zu Befehl, Herr Graf. Der Herr Präsident schickten heute Nachmittag — die Angaben des Kopisten Müller haben sich bestätigt — das Defizit ist noch nicht zu übersehen, aber es soll bedeutend sein —"

„Großer Gott! — Ich hätte es nicht geglaubt! — Der Rath Meilhuber! — Und er war der Vertrauensmann im Ministerium!" sagte Graf Igor sichtlich erschüttert.

„Und wo er das Geld gelassen, ist uns Allen ein Räthsel. Ach, Herr Graf, Sie hätten die Frau und die Kinder sehen sollen! Und ihn selber erst, den Herrn Rath! Brr! Es läuft Einem kalt über, wenn ich an die starren Augen denke, die sie Alle machten!“

„Aber was sagte er denn, der Rath? Es ist ja ganz unmöglich, daß der gewissenhafte, gutmüthige Mann, der einer unserer besten Beamten war —! Nein, nein, ich glaube es nicht! Es wird nur ein Verdacht sein, ein Irrthum! Was sagte er denn, Herr Brander?“ rief Igor.

„Ja, was sagte er, Herr Graf! Er hielt mit Frau und Kindern die Dämmerstunde, und die älteste Tochter saß am Klavier, als wir kamen; die Kleinen standen umher und sangen. Ich kann es nie vergessen, was das für ein Gefühl war, als wir da eintraten! Und Unsereins wird doch Manches gewohnt!

Als der Herr Rath uns sah, wußt' er doch wohl gleich, wie der Besuch gemeint war, und das ist ein Beweis gegen ihn. Die Pfeife fiel ihm aus der Hand, er sprang auf, lief nach der anderen Thür — mein College sprang im Hui davor — und dann fuhren Frau und Tochter auf von ihren Stühlen, es war gräßlich, wie der Gesang so gellend abbrach. Wir sorgten nur erst, daß Licht in die Stube kam.“

„Nun — und er — Meilhuber?“

„Ja, das ist sonderbar genug! Er war wie ein Verrückter im ersten Augenblick! Daß er's gethan, ist keine Frage. ‚Mir hat's geahnt! Ich wußte es!‘ stotterte er immer vor sich hin, und dann tröstete er die geisterbleiche

Frau: Seine Excellenz, der Herr Minister, wüßten, daß er unschuldig, wenigstens nicht so schuldig sei, sie solle sich beruhigen, der Herr Minister werde ihn beschützen, der werde ihn nicht fallen lassen. Und dann wollte er einen Brief an Seine Excellenz schreiben, und als er eben angefangen, warf er die Feder fort. Nein, nein, Seine Excellenz würden kommen, ihn zu sehen, wir sollten es dem Herrn Minister nur sofort melden, daß er arretirt sei. Und dann wieder nahm er die Frau bei Seite und wollte ihr flüsternd was sagen, das durften wir dann freilich nicht leiden, und zuletzt schickte er seine älteste Tochter zu Seiner Excellenz."

Der Inspektor wiegte bedenklich den Kopf. Sein Untergebener ahmte dem Beispiele des Vorgesetzten nach und seufzte, und Graf Igor war sichtlich sehr erschüttert.

„Ich wüßte gern das Resultat des ersten Verhörs, Herr Inspektor. Der Mann hat eine Zeit lang unter mir gearbeitet, ich hatte nie einen besseren Bureauchef, und er ist ein guter Mensch."

„Ich werde die Ehre haben, dem Herrn Grafen morgen Bericht zu erstatten," empfahl sich mit respektvollem Gruß der Polizist.

„Thun Sie das, Herr Brander, und beachten Sie ein wenig die unglückliche Frau, wenn vielleicht Noth —"

„Soll besorgt werden, Herr Graf, werde mich genau informiren."

Und dann gingen sie ihres Weges, und Graf Igor den seinigen.

Das war eine peinlich aufregende Nachricht!

Der neu angestellte Präsident hatte dem Grafen schon öfter gesagt, die Kontrole der Beamten sei eine unverzeihlich laxe hier; nun war ein Schreiber, den Meilhuber wegen schlechter Führung entlassen hatte, mit sehr bestimmten Verdächtigungen gegen denselben aufgetreten, und so war die heutige Verhaftung des bisher geachteten Mannes der Erfolg der von dem pflichteifrigen Präsidenten angestellten Untersuchung. — — —

Als Igor dann in das Vestibul des Tiefenried'schen Palais trat, wirkten die laue Atmosphäre des Hauses, das helle Licht der Gasflammen auf ihn ein wie eine Befreiung von einem düsteren Phantasiebilde, in welchem ein Selbstmörder, eine jammernde Frau und schreiende Kinder sich ihm vor die Seele gestellt hatten.

Zu Rosanna! —

Der wohlbekannte Weg durch die schöne achteckige Halle, deren Spiegelwände, Treibhauspflanzen und Statuen mit all' dem anderen Detail einer fürstlich prächtigen Dekoration ihm so vertraut schienen, war bald durchschritten, dann stieg er die breite, vom weichen Smyrnateppich bedeckte Marmortreppe hinauf, an den werthvollen Gemälden des Treppenhauses vorüber und durch einen kleineren ebenso reich geschmückten Vorplatz in die Reihe der Zimmer, welche Rosanna und Frau v. Hillberg bewohnten.

Die Diener begrüßten den wohlbekannten Gast mit freudiger Beflissenheit.

„Niemand weiter als der Herr Professor!“ gab der alte Bernhard auf Igor's Frage, ob schon Besuch da sei, zur Antwort. Der Professor war der Bruder Seiner

Excellenz, aber von diesem so verschieden, wie ein nur seiner Wissenschaft lebender weltfremder Gelehrter es von einem Lebemann und Salon-Schöngeist sein kann.

Graf Igor wünschte nichts Besseres; lag doch für ihn der Reiz dieser Stunden in dem stillen Beisammensein mit zwei Frauen, die er verehrte, und wenn der alte kleine Herr da war — Rosanna's Onkel — ei, er war in mittheilsamer Stimmung immer ein anregender Gesellschafter!

„Sehr willkommen!“ hörte er im Salon sagen, und rasch noch einen Bürstenstrich über sein dichtes, kurzes Blondhaar machend, trat er in den ihm wohlbekannten, mäßig großen und traulich eingerichteten Raum.

In der Mitte desselben stand der Theetisch, und an diesem saßen die beiden Damen und der Professor. Alles hier athmete Frieden und wohlthuende Stille.

„Grüß Gott, Graf Igor, seien Sie willkommen! Ich habe fast vergessen, wie Sie aussehen und wie Ihre Stimme klingt, es ist hohe Zeit, daß Sie sich wieder in Erinnerung bringen!“ tönte freundlich die Stimme einer alten Dame ihm entgegen, die mit einem Spitzenhäubchen auf dem weißen Scheitel sehr ehrwürdig aussah.

Der Graf hatte die Hand der alten Dame geküßt und ihr lachend gedankt, daß ihr Gedächtniß so erfreulich kurz sei und ihm die angenehme Pflicht auferlege, sich darin durch häufiges Erscheinen zu erhalten. Dann trat er zu der jungen hochgewachsenen Dame, die ihn mit einem freudigen Erröthen empfing. Sie sagten sich wenig, die Beiden, es lag wie eine leichte Befangenheit auf ihnen,

aber der Worte bedurfte es wahrlich nicht, wo Augen und Mienen, wider Beider Wissen und Willen, so heimliche und doch so unverkennbare Sprache führten.

Rosanna v. Tiefenried hatte dem Gaste ebenso die Hand gereicht, wie es die Tante Hillberg gethan, dann begrüßte dieser den kleinen Herrn mit dem mächtigen Kopf, dem wirren Haar und dem wunderbar durchgeistigten Gesicht, aus dem ein Paar Augen leuchteten, an denen sich, wenn er früher öffentlich sprach, die Herzen seiner Zuhörer so oft zu jubelnder Begeisterung entzündet hatten. Es war ein wunderlicher, kleiner Mann, der gelehrte Herr, gleichgiltig gegen Alles, was nicht seine Interessen betraf, gleichgiltig besonders gegen seine eigene Person, sowohl was den äußeren Menschen, wie seine materielle Versorgung betraf, aber mit voller Gluth Alles erfassend und mit seinem Geist durchdringend, was seine Theilnahme weckte.

„Und was haben Sie gethan diese ganze Woche durch, daß wir Sie nicht ein einziges Mal sahen, Graf?" fragte die alte Dame, während Rosanna ihm den Thee reichte.

Er dankte der Letzteren mit einem Blick, der auf ihrem edelgeschnittenen, ernsten und nachdenklichen Gesichte eine flüchtige Verwirrung hervorrief, dann gab er der alten Dame Auskunft.

„Ich habe eine Arbeit über die Reorganisation der Armee geschrieben; Seine Majestät wünschte einen Bericht darüber, und ich bin auf morgen zum Vortrag befohlen!" gab Graf Igor zur Antwort.

„Mein Schwager sagt mir, lieber Graf, Sie seien eine jener Titanennaturen, die den Himmel zu stürmen Verlangen trügen; ich solle Ihren Feuereifer zügeln, der König liebe es, viel zu fragen, sei aber keineswegs immer geneigt, auch allemal auf Antwort zu hören," meinte Frau v. Hillberg lächelnd.

„Ah, daher präsentirt man Seiner Majestät so gern diese hohlen Redensarten! Nun, ich für mein Theil muß es ablehnen, damit die Wißbegierde des Königs zu befriedigen. So lange er an meinen Antworten Geschmack findet, werde ich meine höchste Ehre darin suchen, dieselben so gut wie möglich zu geben!" sagte Graf Igor und um seinen Mund legte sich ein Zug herber Festigkeit.

Rosanna v. Tiefenried und er hatten, das war schon Vielen aufgefallen, eine gewisse Aehnlichkeit, und diese lag in der breiten, energischen Stirn und diesem Zuge von unbeugsamer Entschlossenheit.

Sie mußte wohl auch ähnlich fühlen, denn als der Graf so sprach, sah sie auf und nickte ihm zu.

„Sie haben Recht, Graf, gehen Sie Ihren Weg, die Wenigsten könnten das, wie Sie."

Es klang das so ruhig und so überzeugt. Er erröthete vor Freude.

„Wo nur Ulrich bleiben mag? Er versprach mir, heute zu kommen!" sagte die Dame weiter.

Graf Igor fiel die flüchtige Begegnung ein.

„Erwarten Sie Comtesse Sidonie, Fräulein Rosanna?" fragte er, und keinem der Vier fiel diese Gedankenverbindung auf.

„Ach nein, Graf," antwortete, ehe Rosanna sprechen konnte, Frau v. Hillberg, „Ulrich und Comtesse Sidonie müssen einen Zwist gehabt haben, wir sind sehr betrübt darüber! Sie wissen, wie glücklich wir waren, durch Sidonie unseren Ulrich wieder mehr in unseren kleinen stillen Kreis zu ziehen, wie gerne er selbst kam und — wozu Ihnen das verhehlen, lieber Graf? — welch' beglückende Hoffnung wir an dieses anscheinend so aufrichtige gegenseitige Interesse knüpften. Plötzlich blieb Ulrich weg; das konnte Zufall sein, aber jedenfalls war es seltsam, daß gleichzeitig auch seine Art und Weise, mit Comtesse Sidonie zu verkehren, sich sehr veränderte. Seien Sie ehrlich, Graf, hat er Ihnen etwas gesagt, was uns Aufschluß geben könnte?"

Auch Rosanna blickte ernsthaft und interessirt ihn an.

„Sie wissen, gnädige Frau, daß Ulrich's Vertrauen mir nicht gehört!" sagte Graf Igor wieder mit dem schroffen Tone von vorhin.

Die beiden Damen schienen denselben nicht zu bemerken. Man sprach von anderen Dingen, der Professor entwickelte eine größere Lebhaftigkeit, als er vorhin gezeigt, sobald man im Gespräch auf die schönen Künste gekommen war. Das Drama zog ihn mächtig an, er war zugleich ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, interessirte sich für Malerei im hohen Grade und beschäftigte sich, seit er seine Professur aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt, als Privatgelehrter mit der Sammlung, respektive Wiederauffindung altprovençalischer Minne- und Volkslieder, die er mit Meisterschaft in's Deutsche übertrug.

Man war eben im besten Geplauder, als die Thüre des Salons sich öffnete und, eine sehr ungewohnte Erscheinung, Seine Excellenz der Minister eintrat.

Alle erhoben sich überrascht.

„Ah, guten Abend, guten Abend! Bitte sich nicht stören zu lassen! Guten Abend, Walter! Gut n Abend, Graf! Freue mich, Sie hier zu sehen!“ sagte er, die beiden Herren verbindlich begrüßend.

Dann wandte er sich sichtlich aufgeregt den Damen zu: „Denkt Euch, der alte Hillberg soll im Sterben liegen! Der Verwalter schickte soeben Nachricht, ich möge bereit sein, der alte Herr würde vielleicht Verlangen tragen, mich noch zu sehen! Auf alle Fälle kann ich es Euch sagen, damit Ihr, wenn ich die Nacht nach Fürstenbrück fahren muß, nicht unnütz erschreckt werdet.“

Seine Excellenz der Herr Minister war eine vornehme Erscheinung, das mußte man zugestehen; vornehm waren Haltung und Manieren, Sprache, Blick, ja das Lächeln, welches bei der äußersten Verbindlichkeit doch immer jenes gewisse Etwas hatte, welches den höheren Standpunkt Seiner Excellenz in Erinnerung brachte.

Frau v. Hillberg hatte für die Aufmerksamkeit des Herrn Schwagers gedankt; Rosanna dem Vater Thee eingeschenkt, und so saß er plötzlich zwischen ihnen, ein lebhaftes Geplauder beginnend, als gehöre er dazu, und doch hatten die Vier das peinliche Gefühl einer unerwarteten Störung.

Er selbst schien sich indessen auch nicht sehr behaglich zu fühlen; Igor sah rasch, daß in seinen Augen eine

gereizte Unruhe flackerte. Dieselben waren dunkel, wie die Rosanna's, aber welcher Unterschied zwischen den unsicheren, niemals den Blick eines Anderen aushaltenden Augen des Vaters, diesen Augen, deren flimmeriger Glanz Igor von jeher so unsympathisch gewesen, und dem hellen offenen Aufblick der Tochter! Rosanna's Augen waren sehr schön, und doch fehlte ihnen etwas, das war der frohe Blick der Jugend. Arme Rosanna! Sie hatte nie eine harmlose Jugend gehabt, der Ernst hatte sich allzu früh festgesetzt in ihrem Herzen und ihrem Blick.

Graf Stephan Igor mußte sich Mühe geben, den schmerzlichen Seufzer zu ersticken, der sich ihm auf die Lippen drängte.

Daß Rosanna dieses Mannes Tochter war!

Er hatte die Empfindung, als schöbe sich eine unsichtbare, aber fühlbare Schranke zwischen ihn und sie.

Ach, ach, ‚das Wasser war gar zu tief!‘

Inzwischen hatte der Minister ihn gefragt: „Waren Sie im Kasino, Herr Graf? Und sahen Sie meinen Sohn vielleicht dort?“

„Ich war nicht da, Excellenz, und komme eben erst von der Arbeit,“ sagte Graf Igor, der sich nicht berufen fühlte, Baron Ulrich's Begegnung zu erwähnen.

„Wo nur der Mensch jetzt immer stecken mag?“ fuhr Seine Excellenz fort. „Ich war eben bei unserer lieben Comtesse, sie versicherte mich, Ulrich seit zwei Wochen nicht gesprochen zu haben. Sidonie sendet Euch ihre Grüße“ — wandte er sich an die Damen; Beide nickten dankend. „Findest Du nicht auch, daß Sidonie bleich

und aufgeregt aussieht?" fragte der Minister seine Tochter.

„Ja, Papa, aber ich hoffe, es ist nichts Ernstes!" erwiederte diese, und man sah ihr an, sie legte eine gewisse Bedeutung in das Wort. Dann schien sie sich zu erinnern: „Hat Dir Dein Diener gesagt, daß ein junges Mädchen in großer Angst hier war und Dich sprechen wollte, die Tochter des Rechnungsraths Meilhuber? Ich kam gerade vom Spaziergang, da traf ich sie auf der Treppe. Das arme Mädchen schluchzte zum Ersticken, der Vater sei verhaftet, sagte es, und Du könntest ihn retten."

Seine Excellenz hatte eine ungeduldige Bewegung mit der Hand gemacht, wie um Rosanna's Bericht abzuwehren. Diese war eben beschäftigt, dem Vater eine zweite Tasse Thee einzuschenken, so bemerkte sie nichts davon, sprach ruhig zu Ende und blickte dann fragend und theilnahmsvoll ihn an.

„Könnte ihn retten — ? Wenn er Dummheiten gemacht hat, so büßt er sie — das ist einfach," sagte dieser obenhin.

„Der Bernhard kannte die Leute, Papa, sie wären schlichte gute Menschen, eine große Familie und hätten viel Unglück gehabt," wagte Rosanna eine Fürbitte.

„Dasselbe hörte auch ich, Excellenz, und daß der Rath Meilhuber dringend gebeten hat, Sie sprechen zu dürfen," mischte sich Igor um Rosanna's willen in das Gespräch. Er wußte, wie gütig und mild ihr Herz war, aber er fürchtete auch für sie eine herbe Antwort des sehr gereizt

dreinschauenden Vaters, und um dieselbe auf sich abzulenken, sprach er. „Es handelt sich um einen Kassendefekt, Excellenz,“ setzte er erklärend hinzu.

Wieder eine hastige Bewegung des Ministers, es war, als wolle er aufspringen; er blieb aber dennoch sitzen und sagte: „Ah, reden wir doch von erfreulicheren oder interessanteren Dingen, es geschieht dem Manne sein Recht! Horch!“ unterbrach er sich dann selbst, „ist das nicht ein Pferd?“ Er sprang auf, trat an das Fenster und öffnete es, um hinaus zu sehen. Man hörte nichts.

Seine hastige Bewegung hatte seinen Bruder aus tiefen Gedanken aufgeschreckt.

„Meinst Du, der Fürstenbrücker werde wirklich sterben?“ fragte er, die Bewegung Seiner Excellenz aufmerksam verfolgend.

„Er ist in den Achtzigern und kann nicht ewig leben!“ sagte dieser, an den Tisch zurücktretend. Er hatte sich getäuscht, aber Igor merkte wohl, daß er so erregt wie selten war. Seine Hände hatten das Zittern eines leidenschaftlichen Spielers, und seine Züge waren, nun die Zimmerluft ihnen die scheinbare Frische nahm, welche der Spaziergang hervorgerufen, tief gefurcht.

„Aber daß er Dir nichts hinterläßt, kannst Du Dir selbst sagen, Joseph, er haßt Euch!“ fuhr der Professor fort.

„Ja, und wir haben das Rosanna's frommem, aber blindem Eifer zu danken,“ versetzte der Minister. Dann nahm er sich zusammen und sagte mit erzwungener Liebenswürdigkeit, sich an die Tochter wendend: „Du solltest nicht

so starr Deinen Ueberzeugungen folgen, liebes Kind, der Großonkel Hillberg ist von Dir verletzt, tief verletzt; ich habe Dir mehrfach gesagt, Du möchtest hinfahren und ihn um Verzeihung bitten."

„Ich würde die Sache nur verschlimmern, da ich nicht widerrufen kann, Papa. Du weißt es. Und wie der Großonkel ist, würde er eine Erbschleicherin in mir sehen."

„Wer sagt Dir das? Deine Grundsätze sind ja an sich sehr schön, aber es ist nicht nöthig, mein Kind, sie sich so viel kosten zu lassen."

„Lieber Schwager," warf Frau v. Hillberg ein, „seien Sie gerecht! Rosanna trat nur für ihren Vater gegen meines verstorbenen Gatten Onkel in die Schranken, sie vertheidigte Sie gegen des alten Herrn Schmähungen."

„Bah! Als ob mir diese weh gethan und Rosanna's Vertheidigung mir etwas genützt hätte."

„Nun, hoffentlich macht er kein Testament! Dann fällt Euch ja Alles zu!" sagte der Professor.

„Er hat eins gemacht, erst kürzlich, und der Justizrath Schleuderer ist ein Mann, der seine Sache versteht; es ist nicht daran zu denken, daß wir etwa einen Formfehler finden, der das Testament angreifbar machte. Aber reden wir von Anderem! Apropos, lieber Graf," schweifte Seine Excellenz ab, „Sie sind mit Lutz Drachenstein, unserem Vetter, befreundet, er ist einer Ihrer eifrigsten Parteigänger, wissen Sie, daß er mit seinem Chef, dem General, arg brouillirt ist?"

„Ja, ich weiß es, Excellenz, und muß gleich gestehen, daß ich ganz auf Seiten Drachenstein's bin. Er durfte

nicht schweigen, wo er sah, die Untüchtigkeit seines Vorgesetzten gefährde Menschenleben und Staatseigenthum."

„Aber man wird ihm den Prozeß machen und um seine Carrière ist's geschehen!"

„Das ist richtig. Aber besser, er opfert sich, als daß er Viele opfern läßt."

„Nun ja, lieber Graf, Sie nennt man nicht umsonst: Percy Heißsporn. Solche Ansichten sind Temperamentssache."

„Pardon, Excellenz, es ist der Charakter, der sie diktirt."

„Wie Sie wollen, lieber Graf, ich bin nicht streitsüchtig," lächelte verbindlich der Minister. „Aber sagen Sie nur," fuhr er fort, „was haben Sie denn nun schon wieder mit meinem Collegen Marrach? Was haben Sie dem Könige über das neue Gewehr gesagt, was über die Helme? Seine Majestät hat ihn rufen lassen und —"

„Ich habe Seiner Majestät genau dasselbe gesagt, was ich mir gestattete, Eurer Excellenz vorzustellen, als ich um deren Intervention bei Herrn v. Marrach bat, so lange es noch Zeit war. Die Gewehre sind schlecht und unpraktisch, warum nahmen wir nicht das von der Kommission gewählte System an? Dasselbe ist zweckmäßig, entspricht allen Anforderungen der Jetztzeit, ist billiger —"

„Aber, lieber Graf, das ist Ihre persönliche Ansicht."

„Verzeihung, Excellenz, es ist die einer ganzen Anzahl der besten und tüchtigsten Offiziere."

„Aber wenn Sie Herrn v. Marrach und mir das sagten, so war das genug! Wozu Seiner Majestät unruhige Tage und schlaflose Nächte machen?"

„Eure Excellenz und Herr v. Marrach hatten die Gnade, mich zu hören, ehe die Bestellung gemacht war. Erhebliche Einwendungen hatten weder Sie, Excellenz, noch der Herr Oberkriegsrath mir entgegenzustellen. Trotzdem ist der Auftrag gegeben worden. Meiner Bitte um Einsetzung einer neuen Kommission von tüchtigen Offizieren und Fachmännern hat der Kriegsminister nicht entsprochen."

„Ah! dieser Despot! Und weil man nicht thut, was Sie wollen, wiegeln Sie uns den König auf?" lächelte sehr überlegen der Minister.

„Nicht, weil Eure Excellenz nicht thaten, was ich wollte — da sei Gott vor! — sondern weil ich's für Pflicht hielt, Seiner Majestät Fragen gewissenhaft zu beantworten und durch die Intervention derselben dem Staate eine Ausgabe zu ersparen, die ich für verlorenes Geld ansehe!"

„Ja, ja! Das ist so der Feuereifer der jungen Herren. ‚Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht.' Man kennt das! Und nun habe ich mir von Seiner Majestät böse Stunden machen lassen müssen."

„Das thut mir aufrichtig leid, Excellenz, aber gestehen Sie mir zu, es ist Pflicht, den redlichen Willen unseres Königs durch volle Hingebung zu unterstützen. Die Bestellung ist noch rückgängig zu machen, man wird ein Reugeld zahlen, dasselbe reicht nicht entfernt an den Schaden, unser Heer schlecht bewaffnet zu haben, die Truppen dadurch mißlaunig zu machen und den freudigen Dienst erlahmen zu sehen," sagte Graf Igor warm.

Seine Excellenz sah, in seinen Fauteuil gelehnt, sehr lächelnd und sehr überlegen aus.

„Sie werden Carrière machen, Graf, Sie sind ein tüchtiger Kopf und ohne alle Frage der Kriegsminister der Zukunft!“

„Excellenz!“ entfuhr es den Lippen des Grafen fast drohend bei diesen Worten, die ihm von diesem Manne wie bitterer Hohn klingen mußten. Die Damen sahen erschreckt aus, der Professor dachte wahrscheinlich an eines seiner Minnelieder.

Der Minister that gar nicht, als höre er die Unterbrechung. Er winkte nur leise und beruhigend mit der feinen zitterigen Hand und fuhr ohne die mindeste Unterbrechung fort: „Es ist eine Klugheitsregel, die Sie von mir, dem älteren Manne, wohl annehmen dürften, daß man sich nicht zu früh verausgabe, daß man sich aufspare für die rechte Stunde. Wie manches edle Pferd, auf das Tausende gewettet wurden, bricht aus der Bahn, stürzt, oder — und das ist viel öfter noch der Fall — hält nicht ordentlich Haus mit seinem Feuer und seiner Kraft. Denken Sie an dies Bild, Graf, und lassen Sie fünf grade sein, bis Sie selbst Minister sind.“

„Ich denke in erster Linie daran, meinem Herrn und König zu nützen und durch ihn dem Lande, wo und wie ich kann, denn ob ich jemals Minister werde, ist eine offene Frage; vorderhand bin ich ein einfacher Beamter, der Seiner Majestät Auskunft gibt nach bestem Wissen und Verstehen. — Was hat denn aber Seine Majestät in der Gewehrangelegenheit zu thun befohlen? Eure Excellenz wollen mir die Frage gestatten.“

„Gewiß, lieber Graf, gewiß! Sie bekommen Ihren

Willen, man wird eine neue Kommission berufen, die Ausführung der Bestellung ist einstweilen sistirt."

„Dann werden Eure Excellenz sicherlich zuletzt mir zustimmen; es handelt sich dann also nur um wirklich sachkundige Männer —"

„Die wir finden werden, Graf! Aber ich fürchte, meine Damen interessirt unser Gespräch, das ich da angeregt, sehr wenig. Wo mag Ulrich nur sein?"

In diesem Augenblicke erschien der Genannte, welcher nicht im Hause seines Vaters wohnte.

Er sah so strahlend und zufrieden aus, daß Rosanna ihn lachend fragte: „Du machst ein Gesicht, Ulrich, wie wenn Dir der Weihnachtsmann etwas sehr Schönes versprochen hätte!"

„Das hat er auch, Schwesterchen, aber ich soll's Keinem wieder sagen," antwortete vergnügt der Bruder und bat sich eine Tasse Thee aus.

Graf Igor, den er cordial wie einen alten Freund des Hauses begrüßte, zeigte sich ihm gegenüber steif und reservirt, was Baron Ulrich aber nicht zu beachten schien, oder auch wirklich nicht bemerkte, da er sich sofort mit Onkel Walter beschäftigte.

„Nun, Onkel, wie weit sind wir mit den Minneliedern? Hast Du die rechte Reimform jetzt gefunden? Rosanna, Du kennst das entzückende Lied:

Die Freude naht auf flüchtigen Sohlen."

Rosanna sah ein wenig erstaunt Ulrich's plötzliches Interesse für Onkel Walter's Arbeiten; der harmlose gelehrte Herr aber tauchte, darüber sehr erfreut, mit vollem

Bewußtsein jetzt empor aus dem geheimnißvollen Reich seiner geistigen Werkstatt und sagte lebhaft: „Sieh', das freut mich, daß Dir dies Lied grade auch so gefällt, aber weißt Du, es heißt nicht ‚flüchtigen Sohlen', sondern ‚goldnen Schwingen', und der Gegensatz zwischen dem schweren Flügelschlag des herannahenden Leides wird damit so naiv und schön getroffen. Es hat den Refrain:

Vergebens ruft mein Herz die Freude!"

Und nun begann der Professor mit seinem stillen, klaren Lächeln Verse zu recitiren, die er aus den alt provençalischen Originalen, wie er sie bei seiner letzten Reise in Spanien in einer der dortigen Universitätsbibliotheken unter anderen alten Handschriften aufgefunden, in das Deutsche übertragen hatte. Besonders anmuthig war die einfache naive Sprache wiedergegeben, und er machte hier und dort darauf aufmerksam, wie es ihm nach vielem vergeblichen Suchen gelungen, unter dem reichen Schatz unserer Worte das genau entsprechende wiederzufinden.

Rosanna und Frau v. Hillberg hörten ihm mit aufrichtigem Interesse, Graf Igor mit achtungsvoller freundlicher Theilnahme zu. Baron Ulrich trank während seiner Reden Thee mit starkem Zusatz von Arak und aß dazu von den kleinen zierlichen Butterbroden, bis das silberne Körbchen, worin sie lagen, nur noch Krumen, und die Tellerchen, worauf sich kaltes Fleisch befunden, gar nichts mehr enthielten. Dann lachte er Rosanna an und zeigte auf die Verheerung, die er unter ihren Vorräthen angerichtet.

Onkel Walter aber sprach mit vollem Feuer weiter,

sich an ihn wendend, ohne ihn anzusehen, denn sein Geist schweifte in weit entlegener Zeit und er setzte seiner Zuhörerschaft nun auseinander, wie sich in diesen Liedern die ganze Schönheits- und Glückessehnsucht der Völker, das unbewußte Sehnen nach dem Ideale ausspreche.

Seine Excellenz flüsterte indeß seinem Sohne zu: „Ich denke, wir gehen doch noch ein Stündchen in die Reunion? Eigentlich wollte ich zwar zu Hause bleiben, der Verwalter von Fürstenbrück gab mir unter der Hand Nachricht, es stehe schlecht mit dem Alten, aber am Ende macht eine Viertelstunde Verzug nichts aus, da es ganz sicher ist, daß ich die Todesnachricht zuerst bekomme."

„Und bist Du dessen ganz gewiß?" fragte, sichtlich erregt von der Neuigkeit, der Sohn flüsternd zurück.

„Der Verwalter läßt nur einen einzigen Boten aus dem Schlosse, wenn es so weit ist; er ist instruirt, und daß wir zuerst Besitz ergreifen werden, wenn alle meine Einrichtungen klappen, ist damit gesichert. Ich habe im Stalle zwei Pferde satteln lassen. Doktor Freilich ist bereit, mehr ist nicht zu thun."

Baron Ulrich nickte; des Vaters Mittheilung war von hoher Wichtigkeit für ihn. Wer des alten Barons Hillberg Erbe werden würde, wußte kein Mensch; die Drachenstein und die Tiefenried waren ihm gleich nahe verwandt und gleicher Weise verhaßt, im Grunde nur, weil sie eben seine natürlichen Erben waren und der alte Mann dachte, daß sie Alle seit Jahren mit Sehnsucht sein Ende herbeiwünschten.

Da er aber außer seinen Verwandten auch die ganze

übrige Menschheit haßte, und in seinem bis zum Wahnwitz gehenden Geiz und seiner Geldgier immer neue Schätze aufzuhäufen suchte, wobei er in blinde Wuth gerieth über jede vernünftige Ausgabe zur Aufbesserung des Gutes, oder zur Erhaltung des Bestehenden, so hatte er seit mehr als dreißig Jahren eine Mißwirthschaft geführt, die jeder Beschreibung spottete und deren Folgen dann auch noch über ihn selbst kommen sollten. Aber weit entfernt, in dem völligen Verfall des Gutes und in allen sonstigen überall jetzt aufklaffenden Schäden sein eigenes Werk zu sehen, hielt er sich fortdauernd für den einzigen klugen Menschen, der von einer Bande diebischer und räuberischer Nachbarn und Diener überwältigt werden sollte. In diesem eingebildeten Kampf mit eingebildeten Feinden hatte der Alte seine Jahre hingebracht, und wie er die ganze Menschheit ohne Ausnahme verachtete und haßte, so hatte auch er nie Liebe gefunden.

Aber dieser Erbonkel mußte doch endlich einmal sterben, dachten seine Verwandten; er war in den Achtzigern, sein Aussehen mitleiderregend, seine Lebensweise die denkbar schlechteste, es blieb unbegreiflich, wie der mangelhaft ernährte Körper sich noch aufrecht hielt.

Vater und Sohn hatten einige Minuten hindurch wieder eine gewisse Aufmerksamkeit auf die Reden des Professors affektirt, und während dieser Zeit beobachtete der Blick des Ministers heimlich und aufmerksam seinen sonst keineswegs sehr rücksichtsvollen Sohn.

Was mochte Ulrich von dem Professor wollen? Und was hätte dieser geben können?

Es kam dem Minister nicht einen Augenblick ein Zweifel, daß irgend ein egoistisches Motiv Ulrich bewege, aber ebensowenig fand er darin irgend etwas Tadelnswerthes, sondern es schien ihm das Natürlichste von der Welt.

Sollte der gelehrte Herr Ulrich Geld leihen?

Ueber die Verfolgung dieses Gedankens war er noch nicht hinaus, als eine Pause in dem Redefluß des Professors eintrat, und Ulrich, diese geschickt benützend, das Gespräch auf ein anderes Gebiet lenkte.

„Man sieht Sie weniger als je, Igor, Sie sind der ehrgeizigste Mensch von der Welt, sonst würden Sie nicht allen Genuß des Lebens hingeben für ein Phantom," sagte er.

„Sie meinen für die Befriedigung dieses Ehrgeizes?" fragte Igor kühl und scharf, aber doch mit einem Lächeln, fast so überlegen, wenn auch gänzlich unbewußt, wie es das des Ministers war.

„Nun, natürlich! Ich habe ja auch gar nichts dagegen, daß Sie mit Ihren Talenten und Ihrem eisernen Fleiß sich ein passendes Feld für Ihre Thätigkeit suchen, aber —"

„Wohl, dies Feld habe ich gefunden, weit größer, als ich mir jemals vorgestellt, Baron."

„Unser lieber Graf meint die mit Dornen und Disteln bestandene Heimathserde! Er kaprizirt sich darauf, als Retter des Vaterlandes in einer Bronzestatue der Dankbarkeit der Nachwelt überantwortet, bei Lebzeiten aber, wie üblich, gekreuzigt und verbrannt zu werden!"

Seine Excellenz sagten das Alles so harmlos scherzend,

so herzlich amüsirt, daß man zweifelhaft sein mochte, ob er sich der beißenden Ironie bewußt sei, die in seinen Worten, nicht in dem Ton derselben lag.

Um so kälter und schroffer klang daher Graf Igor's frostige Entgegnung: „Sie sind außerordentlich gütig, Excellenz, mir dies Schicksal wahrhaft großer Männer zu prognostiziren. Ich bin in der That weniger anspruchsvoll und werde froh sein, wenn mir das Leben gewährt, meinem Lande einige Dienste leisten zu können."

„Wohl! Wohl! Sie schwerfälliger Mensch, Sie lernen nie einen Spaß verstehen! Und nun wollen wir Sie Ihren Zukunftsplänen überlassen und den Damen hier, denen wir durch unser unberufenes Eindringen ihren ästhetischen Thee heute verdorben haben. Bleiben Sie, lieber Igor, thun Sie Ihr Bestes, um unseren gelehrten Herrn und die Damen wieder guter Laune zu machen und denken Sie an meinen Rath, denken Sie daran: ‚zum Laufen hilft nicht schnell sein — und allzu scharf macht schartig.'"

Der Minister schlug freundlich dem Grafen auf die Schulter. Auf seinen Augenwink war sein Sohn sofort zum Gehen bereit; er langweilte sich hier gründlich und sehnte sich, aufgeregt wie er war, nach Zerstreuung und Ablenkung. Auch die Anderen hatten sich erhoben, der Graf verneigte sich in gemessener Höflichkeit, der Professor schnellte erst, wie aus tiefem Traume erwachend, vom Stuhle empor, als er durch das Geräusch des Sesselrückens aufmerksam wurde; Vater und Sohn empfahlen sich mit höflichen Redensarten, und Alle hatten überein=

stimmend, die Gehenden sowohl wie die Bleibenden, ein Gefühl der Erleichterung, des Aufathmens.

Als der Minister und sein Sohn die Mäntel umgehängt hatten und das Haus verließen, sagte der Erstere, und jetzt zum ersten Male klang eine tiefe Erbitterung aus seiner Stimme: „Dieser Graf wird ein gefährlicher Mensch, Ulrich, er trachtet danach, mich bei Seite zu schieben, um sich an meine Stelle zu setzen."

„Aber Papa, das wäre einfach lächerlich."

„Wenn es nur nicht so verzweifelt ernsthaft wäre, mein Junge! Dieser Mensch ist ein Fanatiker, einer dieser himmelstürmenden Titanen, welche sich vermessen, die aus den Fugen gehende Welt wieder einzurichten. Mag er es doch! Narren dieser Art werden meist von den mit eigener Hand aufgethürmten Felsblöcken zerschmettert! Aber dieser Igor kaprizirt sich nun noch gar darauf, der Freund, der getreue Eckart des Königs zu sein, um ihm Wahrheit zu kredenzen — reine, unverfälschte Wahrheit, so viel Majestät verlangen. Als ob die Wahrheit nicht in solcher Form verderblich für die Majestät wäre — und für den Mundschenk gar! Aber das Schlimmste ist, zunächst haben wir böse Tage, ich und die anderen Minister!"

„Ihr habt ihn zu mächtig werden lassen! Und was willst Du nun thun? Du kannst ihn nicht aus dem Wege schaffen?" fragte Baron Ulrich im Weitergehen ernsthaft, man sah, die Reden seines Vaters gaben ihm zu denken.

„Was kann man thun? Gar nichts! Er ist im

Dienst unanfechtbar, sein Leben ist das eines Karthäusers! Das Einzige wäre, ihn durch Verwandtschaft an uns zu fesseln —"

„Du weißt also, daß er Rosanna liebt?" fragte Baron Ulrich, frappirt von dem Tone des Vaters.

„Bin ich denn blind?" lachte in seiner cynischen Weise der Vater. „Ich habe die Sache nicht sehen wollen, so lange sie mir nicht konvenirte, jetzt werde ich der Schutzgeist eines Liebespaares werden, welches sich nichts weniger als das träumen läßt. Der König soll durch Prinzeß Adelheid erfahren, daß ich außer mir, in heller Verzweiflung bin über die aussichtslose Neigung der Beiden; der König wird mich fragen, ich werde meine Karten so spielen, daß Igor meinen Einfluß nicht eher ahnt, als bis er mein Schwiegersohn ist. Der König ist großmüthig, wie wenige Fürsten, und dabei äußerst zartfühlend, das ist ein großer Vortheil, denn Igor's Hochmuth und starrer Stolz werden geschont werden müssen. Es handelt sich nur darum, eine Stellung für ihn zu finden, welche ihm gestattet, Rosanna zu heirathen, und welche ihn dabei zugleich aus der unmittelbaren Nähe des Königs entfernt."

„Das wird der König nicht wollen. Er ist viel zu sehr an Igor gewöhnt."

„Ich werde auch nicht so thöricht sein, auf absolute Entfernung zu dringen. Mein Schwiegersohn ist mir nicht mehr gefährlich, der Schwärmer kann mir dann höchstens noch unbequem werden, und halte ich ihn nur erst am Bande, so laß mich nur machen."

„Die Idee ist gut, Papa! Igor's hoher Flug wird sich dann schon mäßigen — er ist als Feind so gefährlich, wie er als Freund nützlich sein kann."

„Ist das ein wunderlich Völkchen, diese Vier da!" rief der Minister belustigt. „Onkel Walter immer auf seinem Steckenpferde Ritte in's romantische Land machend, Igor, der Cato, in heimlicher Liebesgluth seufzend und Rosanna das Garn wickelnd; Cousine Hillberg, die lebenslang wirklich nichts war als Güte —" Seine Excellenz lachte ironisch und kopfschüttelnd — „jetzt die Augen voll Rührungsthränen über den guten minnesingenden Professor und Rosanna; und diese selbst — nun, sie ist jung, sie liebt den weisen Narren, sie ist selig, ihn neben sich zu haben — wir wollen mit unserem eigenen Fleisch und Blut nicht in's Gericht gehen!"

Vater und Sohn lachten übermüthig.

Dann sprachen sie noch kurz darüber, daß der zähe Alte auf Fürstenbrück wohl abermals den Krankheitsfall überwinden würde, und so war die Reunion erreicht. Es schlug elf auf den Thürmen.

Ulrich Tiefenried dachte nicht eine Minute mehr an das Versprechen, welches er heute Abend Dora gegeben hatte.

Er und sein Vater waren regelmäßige Besucher dieses Lokals, von dem das Publikum behaupten wollte, daß es ein gewisses stilles Zimmer hätte, welches die Polizei sich wohl hütete, zu entdecken, und wo die vornehmen Herren vom Hofe und aus der Armee die Nächte durchspielten. Auch heute saßen die beiden Tiefenried bis zum Morgen am grünen Tische. —

3.

Es war am nächsten Morgen gegen elf Uhr, als Frau Maienbach sich anschickte, hinüber zu gehen zum Herrn Nachbar, dem Justizrath.

Auch sie hatte gerungen um einen Ausweg aus ihrer Noth, und immer wieder hatte eine innere Stimme ihr zugeraunt: „Vertraue Dich Deinen besten Freunden, sie sagen Dir das Rechte!“

Aber was dieses „Rechte“ sein würde, ahnte Frau Maienbach schon, und ihr Herz sträubte sich, dies „Rechte“ auf sich zu nehmen. Pflicht ohne Liebe ist so schwer, so unerträglich schwer, und dann — Dora!

So kam es denn auch, wie sie vorher gewußt, die bleiche, kummervoll aussehende Frau.

Das alte Geschwisterpaar Schleuderer, reich und in hohem Ansehen bei den Mitbürgern stehend, führte ein still befriedigtes, abgeschlossenes Leben in dem stattlichen alten Patrizierhause. Der Justizrath, ein kleiner hagerer Mann, unruhig und erregbar, in seinem Anzuge von peinlichster Sauberkeit, aber auch solcher Altmodigkeit, als wäre derselbe in seinem Konfirmationsjahre gemacht worden; sie, die Schwester Juliane, hager, eckig, und Alles an ihr in die Länge gezogen, die Nase, die Züge, die Figur, die Hände und Füße.

Man hatte das unschöne Mädchen wegen dieser anmuthlosen Länge und in boshafter Hindeutung auf die stark und neugierig hervorragende Nase in früheren Jahren „den Wegweiser“ genannt, eine Spötterei, die der Unglücklichen zu Ohren kam und die tief Verwundete sofort

für immer aus dem Kreise ihrer Jugendgenossen schied. Jetzt waren viele, viele Jahre darüber weggegangen, Fräulein Juliane hatte sich längst selbst wiedergefunden und lebte ihr stilles Leben nicht ohne Befriedigung und jedenfalls nicht ohne reichen Segen, denn wo in der Stadt ein ehrlicher Mensch, sei es Mann oder Weib, in's Unglück kam und beim Herrn Justizrath und dem Fräulein Juliane um Hilfe bat, der schritt sicher getröstet und beruhigt von ihnen fort. Wehe aber Denen, die nicht ganz reine Sache hatten! Betrügen und nasführen ließen Schwester und Bruder sich nicht, die Heuchelei schlug bei ihnen ebensowenig an, und so hatten längst alle Schlimmen gelernt, das hohe Giebelhaus unter den Akazien ängstlich zu meiden.

Frau Maienbach durfte ruhigen Herzens hingehen. Wohl hatte sie nicht die volle Wahrheit gesagt über ihre Vergangenheit, aber das würden ihr der Herr Justizrath und das Fräulein Juliane schon vergeben; in allem Anderen wußte sie sich reinen Herzens und reiner Hand — das war ein gar schöner, sicherer Trost auf ihrem Wege durch die Gärten zu Justizraths.

Ueber die Straße mochte sie heute nicht, dort konnten ihr Bekannte begegnen, und wenn die Lücke in der Hecke auch einst nur der „kleinen Dora" zugestanden worden, welche zehnmal jeden Tag hindurchschlüpfte, um entweder Fräulein Juliane zu besuchen, oder in ihrem „Puppenhause", dem alten vergessenen Pavillon, zu spielen, so hatte die „große" Dora den Weg doch als Gewohnheitsrecht unbeanstandet weiter benützt und nur Frau Maienbach hatte

konsequent den Umweg über die Straße gemacht, um nicht Mißbrauch werden zu lassen, was Güte gewährt.

Mit dem Pavillon hatte es eine eigene freundliche Bewandtniß. Das Kind hatte sich zur Sommerzeit mit seinen Puppen dort aus eigener Machtvollkommenheit zwischen allerlei altem Gerümpel in's Quartier gelegt und sich dort eingerichtet mit bunten Flickchen, Glasstückchen und Steinchen, dem Kochgeräth und allen sonstigen Herrlichkeiten, welche Fräulein Juliane's Christkindlein in Frau Maienbach's Stube gestellt.

Eine schier unbeschreibliche Freude hatte die Kleine an „ihrem Hause" und ruhte nicht, bis Fräulein Juliane sich von ihr dort hinziehen ließ, das Wunder von einem Puppenhause zu sehen.

Als nun die Herzenslust des Kindes sich von Dauer erwies und es nirgends so glückselig daheim war, wie in dieser kleinen Phantasiewelt zwischen dem Gerümpel der Wirklichkeit, da hatte Fräulein Juliane langsam begonnen, ein Stück Kindermöbel nach dem anderen herzuschenken: erst ein Tischchen, dann ein paar Stühle, und so weiter, Alles höchst einfach, aber jedes Stück eine neue Freude bei der kleinen Hausmutter erregend. Und als dann zugleich stückweise das alte Gerümpel verschwand und zuletzt die jubelnde Kleine wieder einmal Fräulein Juliane bei der Hand in dies Elysium ziehen durfte, und Fräulein Juliane ganz überrascht that und zwei alte rothe Seidenlappen herschenkte zu Fenstervorhängen und einen von irgend einer Urgroßtante gestickten Teppich, dessen Fabelthiere und Phantasieblumen auf fernere Effekt-

macherei in Anbetracht ihrer Verblichenheit verzichteten, da war das Maß der Freude so übervoll, daß das leidenschaftliche Kind in Thränen ausbrechend in die Arme von Fräulein Juliane sank und ihr „Haus" so mit Thränen weihete.

Jahre lang sammelte das heranwachsende kleine Mädchen dort alle seine werthlosen und doch ihm so theueren Schätze. Dort wohnten die Puppen, deren Kopfzahl sich jährlich um mehrere vergrößerte, hier hatte zur Sommerszeit das Kind seine Arbeitsstube und seine Bücher; hier lebte es fast immer allein, ein Leben wie in einem Märchen.

Hätte Frau Maienbach nicht gar so viel mit ihren Kostgängern zu thun gehabt, und das gute Fräulein Juliane mehr von Kindererziehung verstanden, als es der Fall war, so würden wohl der allzu lebhaft sich entwickelnden Phantasie der kleinen Dora die Flügel ein wenig gestutzt worden sein; so geschah nichts dergleichen, die beiden Frauen konnten im Gegentheil sich nicht genug freuen über das artige liebe Kind, und Fräulein Juliane gratulirte sich hundertmal wegen ihres ausgezeichneten Einfalls, dasselbe so, ohne Zwang und Härte, von aller Berührung mit „unartigen Kindern" fernzuhalten.

Als Dora dann den Puppen entwuchs und vermöge ihrer gesunden Natur wurde, was sie war, ein schönes, liebes, talentvolles Mädchen, dessen angeborene Neigung zu phantastischen Extravaganzen bisher keine Gelegenheit gehabt hatte, sich geltend zu machen, da war freilich der Pavillon nach und nach vereinsamt, aber mit rührender Pietät

hielt die erblühende Jungfrau die Freude ihrer Kindheit werth. Jedes Stückchen blieb dort in schönster Ordnung, Dora selbst hatte das „Puppenhaus" allwöchentlich staubfrei und sauber erhalten, sie führte den Schlüssel dazu — und als sie einst wieder darin kramte, da hörte sie ein Geräusch wie von brechenden Zweigen und einen Fall oder Sprung, und jäh aufschreckend sah sie in der offenen Thüre ihres kleinen Reiches ihn — ihn — den Sohn des Ministers — ihn, den „schönen Tiefenried", der ihr letzthin so oft begegnet war und sie so tief und achtungsvoll gegrüßt hatte, als wäre sie eine Prinzessin.

Da stand „er" — und in jener Minute legte sich die Hand des Schicksals auf Dora Maienbach's unschuldiges Haupt.

Die Mutter wußte nichts, gar nichts von alle dem tief in die Natur ihres Kindes verwebten Stillleben im Puppenhause, sie ahnte noch weniger etwas von dem schönen Offizier, der ihre Dora hier „fand" und wieder und wieder sah. Sie hatte viel zu viel mit dem rauhen Leben zu schaffen, als daß sie Zeit gefunden hätte, dem Herzensleben ihres Kindes Aufmerksamkeit zu schenken, und sie war auch sonst nicht die Frau, von solchen „Kindereien", wie das Puppenhaus ihr erschien, Notiz zu nehmen. So ließ sie Dora gewähren, wenn diese darin verschwand, ja sie sah es nicht einmal, und wenn auch, sie und Dora gingen Jedes, als müßte es so sein, die eigenen Wege und hatten sich dennoch so lieb, wie nur je Mutter und Tochter. Was sollten sie auch nicht? Bei aller von der Mutter schon früh erkannten tief inneren Verschiedenheit des Cha-

rakters und Geistes waren sie ja in den Hauptsachen nie uneins.

Derselbe Fall war's mit Fräulein Juliane, sie ließ das erwachsene Mädchen just so unbehelligt sein Wesen treiben, wie sie dies dem Kinde gestattet; lachte ihr ja doch aus den offenen Blicken desselben stets die innigste Liebe entgegen. —

Frau Maienbach ging an dem Theil des Boskets, hinter dem verborgen der Pavillon lag, vorüber, ohne nur einmal hinzusehen, obwohl er zu dieser Jahreszeit durch die kahlen Büsche schimmerte.

Ein schwerer Gang war's ihr. Fräulein Juliane und der Herr Justizrath saßen im großen, behaglich warmen Wohnzimmer nach der Straße zu, guckten auf die Spaziergänger herab und sprachen über Diesen und Jenen der vielen Bekannten, oder sahen in die verschiedenen Zeitungen, die, wie sie gelesen waren, jede für sich dann von jedem Tage des Jahres säuberlich aufgehoben und zusammengepackt in der Schrankkammer zu ungeheuren Haufen angesammelt und dort einem noch unbekannten Schicksale aufbewahrt wurden.

Bruder und Schwester sahen erschreckt auf die zitternde bleiche Frau, die eintrat, und mit strömenden Thränen und von Schluchzen erstickter Stimme ihnen ihr schweres Bekenntniß und die Bitte um Hilfe entgegenstammelte.

Was? Wie? Der Mann war gar nicht in Amerika gewesen, sondern im Zuchthaus? Und nun war er plötzlich hier? Früher entlassen? Und sie hatte ihn gar nicht mehr lieb? Und Dora grauste es, wenn er sie als

seine Tochter anredete, und sie lief, leichenblaß werdend, heute früh mit einem Angstschrei wieder zur Thüre hinaus, als er sie küssen wollte?

Armes Kind! Das war ja schrecklich! Das war ja so viel Ungeheures und Unerhörtes auf einmal, das konnte man ja gar nicht gleich begreifen und fassen!

„Vor allen Dingen setzen Sie sich doch nur 'mal erst auf einen Stuhl, Frau Maienbach, und zittern Sie nicht so, armes Ding," sagte endlich Fräulein Juliane, der schon die Thränen aufrichtiger Theilnahme an ihrer langen Nase herabrieselten, und die in ihrem olivenfarbenen Tibetkleide und mit ihrem gelben Teint wirklich nichts weniger als schön, dagegen aber so herzlich gut und wohlwollend aussah, wie nur je eine steife alte Jungfer ihrer Art.

„Ja, nur erst einen Stuhl und dann wäre vielleicht ein kleiner Magenbitter —" meinte nun, ganz erleichtert, vorerst das Rechte gefunden zu haben, der kleine quecksilbrige Justizrath, der seine Schwester für ein wahrhaftes Genie in praktischen Dingen ansah.

„Magenbitter? — Brausepulver braucht sie, das schlägt nieder!" wies ihn aber Fräulein Juliane mit bedauerlichem Kopfschütteln über seinen Unverstand in die Schranken zurück und rauschte wie eine wandelnde Cypresse hinaus, das niederschlagende Gemisch für die sehr niedergeschlagen dasitzende Frau Maienbach zu holen.

Und nun ging es an die Sache selbst.

Es war eine lange, traurige Geschichte; am wenigsten wollte es Fräulein Juliane zu Sinne, daß Frau Maienbach von ihrer einstigen heißen Liebe zu ihrem Manne

wiederholt und bestimmt behauptete, diese Liebe sei todt, lange, lange schon völlig gestorben, damals schon, als sie in dem Charakter ihres Gatten diese fürchterlichen Abgründe entdeckte, welche ihre Achtung mit sammt der Liebe vernichteten.

Daß „Liebe" Alles überwindet, „Trübsal, Verfolgung, Gefängniß und Pein", das war Fräulein Juliane aus tausend Dichtungen, wenn auch leider nie aus eigener Erfahrung bekannt geworden, das fand sie sehr schön und sehr erbaulich, aber daß eine Frau erklärte, ihre Liebe zu ihrem Gatten sei erkaltet — selbst zugegeben, der Gatte sei ein gemeiner Schuft — das —! Nein, in der That, Fräulein Juliane hätte es rührender gefunden, wenn Frau Maienbach ihren Mann noch lieb gehabt hätte.

Diesmal hatte aber der Herr Justizrath Oberwasser. Er konnte sich in die Brust werfen und mit vollem Nachdruck sagen: „Ach, Juliane, was verstehst Du davon? Nicht wahr, Frau Maienbach, was weiß sie von Liebe und von betrogenem Vertrauen?"

„Wir aber wissen es!" lag unausgesprochen auf des alten Herrn beweglichem Gesicht, und Fräulein Juliane sah das auch ein und schwieg unterwürfig still. Der Roman ihres Bruders war, wenn auch vor langen Jahren erlebt, doch ihrer Meinung nach des größten Dichters würdig, und ihres Bruders Liebe war ja nachher auch so todt, daß er seine einstige Flamme — die Verrätherin! — die den Kaufmann Mohrhahn an der Marktecke geheirathet hatte, jetzt sogar ohne jegliche innere Erregung jedesmal bei Begegnungen durch das Abziehen seines Hutes höflich grüßte.

Nein, sie selbst hatte in Liebessachen keine Erfahrung. Fräulein Juliane seufzte leise und recht tief. Aber in Bezug auf das Brausepulver, da hatte sie ein Urtheil, und darum mußte jetzt Frau Maienbach das zweite nehmen, und es brauste hoch zum Glase hinaus.

Und was soll nun werden?

Ja, das war die Frage, die freilich nicht so leicht sich beantworten ließ.

„Sie müssen ihn vorderhand im Hause behalten und willig und geduldig verpflegen, als ihren Ehegatten ihn vor den Leuten anerkennen und ihm äußerlich jede Rücksicht gewähren, so ist es Recht vor Gott und der Welt und dem Gesetz," dekretirte der Justizrath.

Das war's. Das hatte Frau Maienbach befürchtet. O, nur nicht das! Nur nicht im Haus behalten! Jedes Opfer wollte sie bringen, aber nur nicht ihn im Hause haben, wo sein ganzes Wesen und Gebahren wie eine schreiende Dissonanz sich geltend machte. O, wenn der Herr Justizrath, wenn Fräulein Juliane ihn sähen, sie würden begreiflich finden, was sie sagte. Es war nicht herzlos von ihr, es war nicht schnöder Egoismus — o nein, nein! — es war um Dora's willen, und o gewiß, gewiß, das ging nicht, man mußte ihn veranlassen, wieder fortzugehen. Ach, als Dora heute zum Morgenkaffee herabkam, er hatte schon dreimal nach ihr gefragt und immer davon geredet, daß sie ein schönes Mädchen sei und daß er sich freue, eine so schöne Tochter zu haben, und sie wurde dann bei seinem Anblick bleich und roth und wieder bleich bis auf die Lippen. Und dann sah sie ihn so scheu

an. Und das ärgerte und kränkte ihn und er sagte herrisch, sie solle sich nur nicht weiter zieren, es sei wohl endlich Zeit, daß sie ihren Vater auch einmal begrüße wie eine Tochter, worauf Dora dann den zu ihr Herantretenden geisterhaft anstarrend mit beiden Händen abwehrte und hinausstürzte. Und er sank auf einen Stuhl, auch bleich und den Schweiß auf der Stirn und aussehend wie ein Verurtheilter. Und dann sprang er auf mit einem fürchterlichen Fluche und schlug auf den Tisch, daß alle Tassen klirrten, und er schrie, er habe seine Strafe abgesessen und er wolle sich von verrückten hoffärtigen Weibern nicht noch einmal in schlimmere Strafe nehmen lassen, sondern er wolle ihnen lieber sofort zeigen, wer jetzt Herr im Hause sei! Und was ihn anginge, so mache er sich gar nichts daraus, wenn es die Leute auch Alle wüßten, ja, er selbst werde es erzählen, um sie für ihre scheinheilige Hoffart zu züchtigen.

Ach, und wie die Frau schluchzte, die das Alles erzählte. Wie sie in wilder Verzweiflung jammerte und berichtete, wie sie all' die Jahre her gerungen, Dora einen ehrlichen Namen tragen zu lassen, wie sie Gott gedankt für den Segen, den er ihr in dem Kinde gegeben, und wie Dora sie dann angesehen gestern Abend, als der Vater plötzlich da war: „Du? Du, Mutter, hast gelogen?"

Der Herr Justizrath surrte in dem großen Zimmer umher wie ein verzauberter Käfer. Er war ganz verwirrt vor tiefer Aufregung und Theilnahme für die unglückliche Frau. Fräulein Juliane hatte schon das zweite frische Taschentuch genommen, und ihre Nase war von der über-

mäßigen Benützung desselben so roth und blank wie eine reife Hagebutte.

Ja, ja! Dora! An sie mußte man zu allermeist denken. Großer Gott! Wenn man in der Stadt erfuhr, wie es stand mit ihrem Vater, so war jede „Parthie“ für das Kind unmöglich, und wie oft und wie glücklich hatten Bruder und Schwester schon darüber gesprochen, daß ihre Kleine so schön geworden sei und daß sie gewiß 'mal eine „gute Parthie“ machen werde, und daß dann Fräulein Juliane die Leinenaussteuer und der Justizrath ihr den übrigen Hausrath geben wolle.

Ach, und welche ferneren Pläne hatten sie dann gemacht! Sie hatten das Kind so lieb! Und das Herz lachte Einem ja, wenn man es sah in seiner sonnigen unschuldvollen Heiterkeit.

Für Dora mußte gehandelt werden.

Um Dora's willen durfte der Mann, den weder Mutter noch Tochter achten und lieben konnten, nicht im Hause bleiben. Man sprach hin und her, man berieth diesen und jenen flüchtig auftauchenden Plan — es wollte sich nichts Ausführbares ergeben. Vor Allem bedurfte man doch immer der Einwilligung Maienbach's.

„Schicken Sie uns zunächst das Kind zum Mittagessen herüber, sie soll sich hier erst 'mal aussprechen und ausweinen,“ sagte Fräulein Juliane, und der Justizrath murmelte: „Natürlich, natürlich!“ als wenn er selbst jemals allein auf einen so praktischen Gedanken gekommen wäre. Fräulein Juliane ärgerte sich ordentlich über sein „natürlich“ und sah ihn mit ihren großen vortretenden Augen

vom schönsten Wasserblau ganz tadelnd an, was er aber „wieder einmal" gar nicht merkte.

Er rannte hin und her wie ein Pendel. Der Teppich dämpfte seine Schritte und so hörten sie ihn unablässig vor sich hin murmeln: „Jedes Opfer bringen — nach Amerika schicken! — Bestes für uns Alle! — Liebe Kind — sonst nie zur Ruhe!"

Ja, wenn man ihn nach Amerika schicken könnte! Aber er hatte seiner Frau hell in's Gesicht gelacht, als sie ihm gestern Abend rieth, dort ein neues Leben anzufangen.

Wozu? Das konnte er hier grade so gut, und hier war sie in guten Verhältnissen, hatte Freunde und Konnexionen. O, er hatte vorher, ehe er kam, Alles ausgekundschaftet. Nein, nein, er war kein Gimpel, er blieb lieber hier.

Das Alles berichtete unter neuen Thränen Frau Maienbach.

„Ich werde ihm Geld geben zur Reise und ihm dort vierteljährlich so viel auszahlen lassen, daß er leben und bei eigener Arbeit sehr gut sogar leben kann, das ist schon eher ein Mittel. Aber er darf nicht wissen, daß ich es bin, der zahlt, er muß glauben, Sie thäten es. Und nun weinen Sie nicht mehr, Frau Maienbach! Sie sind eine brave, stille, fleißige Frau, die ganze Stadt weiß das. Die Dora ist allgemein beliebt; im schlimmsten Fall wird man Sie Beide nicht büßen lassen, daß der Mann ein Schuft ist."

„Aber nur nicht mit ihm leben, nur das nicht!" flehte die Frau immer wieder.

„Holen Sie mir Ihren Mann hieher, ich will ihn sprechen, je eher er wieder fort kommt, um so besser!" sagte der Justizrath zuletzt, und wenn er auf sein Gebiet und in die Jurisprudenz kam, dann war er ein ganzer, ein sehr kluger Mann.

Frau Maienbach ging in der That, ihren Mann zu holen, es war wie ein Wunder, daß er seiner Frau ohne Aufbegehren folgte. Aber sie hatte eine so stille, freundlich feste Weise, und sie hatte ihm gesagt, der Weg könne sein Glück werden. Mann und Frau blieben lange beim Herrn Justizrath, sehr lange.

Es war mitten in diesen Berathungen, als das Mädchen von Fräulein Juliane mit geheimnißvollen Blicken ihre Herrin aus der Nebenstube rief, wo diese saß und unbemerkt den Verhandlungen beiwohnte.

„Fräulein Juliane, ein Herr Offizier schleicht sich im Garten herum, dort im Bosket hab' ich seine Knöpfe blinken sehen und er stellt mir nach, ich hab's schon lange gemerkt. Ich bin aber ein tugendhaftes Mädchen —"

„Eine Gans bist Du! Ein Offizier? Dies ist das dritte Mal seit einem Vierteljahr, daß Du Dir einbildest, es stelle Dir Jemand nach! Erst war's der jüngste Schreiber meines Bruders, dann war's der Lehrling von drüben, jetzt ist's ein Offizier. Schäme Dich! Wie kann ein ehrlich Mädchen eine solche Närrin sein? Ich habe mir mein Lebtag nicht eingebildet, daß man mir nachstelle, und es that's auch Keiner, weil ich mich vernünftig betrug."

Fräulein Juliane verschwand ärgerlich über die Stö-

rung wieder in der Nebenstube, und ihre junge Köchin — auch keineswegs eine Venus, so wenig, wie Fräulein Juliane jemals eine gewesen — stand ganz purpurroth vor Scham über diese Auffassung ihres vom Anstandsgefühl ausgepreßten Nothschreies, und schälte weiter an den Kartoffeln.

* * *

Im Puppenhäuschen saß, als Frau Maienbach sich durch die Hecke drängte, um den Weg nach Justizraths zu machen, ihre Dora auf dem kleinen Stühlchen aus der Kinderzeit in sich zusammengekauert und wartete.

Wer das Mädchen gestern noch sah in seiner strahlenden Jugendfrische und Freudigkeit, den mußte es nothwendig gemahnen an den Reif, der die Maienblüthe mitten in ihrem hoffnungsvollen Prangen vernichtet.

Wie um Jahre gealtert sah die Siebenzehnjährige heute aus, gereift wie ein Weib, über das der Kummer widerstandslos hereinbrach, und die müden Augen und das bleiche Gesichtchen trugen einen sprechenden Ausdruck von hilflosem Jammer.

Sie war hier, wie sie es mit ihm verabredet, und sie war dieser Verabredung heute beinahe froh, denn gesagt mußte werden, was zu sagen war, und sie wollte keinen Theil haben an der Lüge, an der jetzt ihr eigenes Leben scheiterte.

Er sollte wissen, sofort wissen, daß sie nicht einer ehrlichen verlassenen Frau ehrlich Kind war, wie er meinte. Er mußte Wahrheit haben, sogleich, und volle Wahrheit, und dann war's aus mit ihnen Beiden. Gott im Him-

mel, was sollte aus ihrem ferneren Leben dann werden? Wie sollte sie weiter leben? Ein Angstschrei war's, der sich über ihre Lippen Bahn brach. Aber es mußte sein. Und dieser Vater! Sie hatte so sehr mit sich gerungen, den fremden Mann mit den flackernden, suchenden Augen, diesen schrecklichen Wolfsaugen, Vater nennen zu können. Sie hatte sich Alles wiederholt, was die Mutter ihr Besänftigendes gesagt, aber wie sehr sie auch Mitleid, Pflichtgefühl und jede andere gute Regung des Herzens zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen suchte, ihr Herz blieb für ihn verschlossen, kalt, ja, und das war das Fürchterlichste, es blieb erfüllt von diesem entschiedenen Widerstreben gegen ihn. Sie sagte sich mit Entsetzen, sie könne nie und nimmer ihn ohne Unbehagen in ihrer Nähe wissen, und war fest entschlossen, fortzugehen, ihr Brod selbst zu verdienen, um nur nicht unter dieses Vaters Augen bleiben zu müssen.

Dies Alles, und über dies Alles hin das Gefühl, ihrem stolzen vornehmen Ulrich, der sich um seiner Liebe willen schon so tief zu ihr herabneigte, wenn er auch immer lachend versicherte, sie im Gegentheil sei es, zu der er aufschaue wie zu seinem Stern, dem sollte sie nun die Schande bekennen!

O, hätte die Mutter doch nur ihr schon früher die Wahrheit gesagt! Hätte sie von Kindesbeinen an doch nur gewußt, wie es um den Vater stand! Sie hätte freilich nie ein so frohes Kind sein können, wie sie gewesen, es wäre aber auch nimmer eine Stunde gekommen, wo sie sich wie heute elender, als zu sagen war, gefühlt.

O Himmel, und da war er! Ueber die Hecke ge-

sprungen, wie immer, mit einem Satz, und da stand er in der Thüre des engen kleinen Raumes.

Er fühlte sich offenbar hier durch die Gewohnheit schon sicher. Die Thüre schließend, nachdem er den Schlüssel außen abgezogen, hatte er sein Lieb nicht gleich so fest angesehen, er dachte, sie sinne und träume nach liebender Mädchen Art. Jetzt waren sie im verschlossenen Puppenhäuschen, die beiden großen Menschen, und ganz erschrocken hielt er die blasse, weinende Geliebte in seinen Armen.

„Was ist Dir, mein Herzenskind? Was hast Du nur?" fragte er sie und küßte sie viele Male, ehe sie ihm antwortete.

Und dann hatte sie sich aufgerafft und mit müder Stimme Alles erzählt, nichts verhehlt, die Farben vielleicht unbewußt sogar noch greller auftragend, als nöthig.

Das war allerdings ein Schlag, ein schwerer Schlag. Der hochmüthige, vornehme Cavalier in ihm war bis in die letzte Faser hinein angewidert, empört von der Reihenfolge von Gedanken, die des Mädchens Bericht in ihm wachrief. Jeder Ehrenmann an seiner Stelle hätte ähnlich empfunden, und wenn die Tiefenried, Vater und Sohn, auch als wilde, rücksichtslose Menschen galten, wenn man sie leichtsinnig im höchsten Grad nannte und viel Schlimmes von ihnen und ihren Schulden redete und von des Vaters Dienstführung besonders, so wäre doch in Ulrich's Seele nie ein Zweifel aufgetaucht an dem, was er seine und seines Vaters Cavaliersehre nannte.

Er saß da, finster, eiskalt, die Arme fest verschränkt; am liebsten hätte er aufstehen und weggehen mögen mit

fremdem, kühlem Gruß: „Leben Sie wohl, mein Fräulein, das ändert allerdings die Sache."

Ja, und das war am Ende auch das Beste, denn sie hatte Recht, sie mußten sich trennen. Er fühlte sich erkaltet, sie war ihm plötzlich — so dünkte ihm — nichts mehr.

So lange sie berichtete von dem, was sie seit gestern erlebt und die jammervolle Geschichte ihrer Mutter ihm erzählte, mit allen diesen Details, von denen jedes Einzelne den Stolz des vornehmen Barons empörte, hatte er sie gar nicht mehr angesehen. Sie aber las, während sie sprach, in seinen Mienen, und verstand sie, wie sie die Sprache ihres Lieblingsbuches verstand.

Sie hatte ihr „Urtheil", ihr nothwendiges Schicksal voraus gewußt — so meinte sie wenigstens — nun sein stummer, kalter Ausdruck ihr das bestätigt, was sie doch nicht anders erwartete, nun war ihr, als griffe eine rauhe Hand an ihr Herz und preßte es zusammen, risse es ihr aus der Brust, und eine wilde, wahnsinnige Ekstase des Schmerzes überkam sie. Wohin sie sah: Alleinsein, lichtlose, sternenlose Finsterniß, Oede und Kälte und Tod. O, und gestern noch war die Welt so voll Gluth und Sonnenschein!

Aber man mußte nur in sein Gesicht sehen. Jetzt eben rang er sich durch zu der Absicht, es kurz zu machen. Er wollte fort, wollte die Sache beenden, es wäre ja zu widrig gewesen, von diesen Dingen öfter hören zu müssen. Und dann dies Subjekt — dieser Vater wohl gar auf seinen Wegen ihm begegnend!

Sie selbst verrieth jedesmal, wenn sie an ihn nun dachte, durch ihr tieferes Erbleichen dieselbe Empfindung. Er wollte sich erheben, er bot ihr kühl die Hand. Hätte sie ihn doch gehen lassen!

Aber in ihrer fieberhaften Aufregung schrie sie laut auf vor Verzweiflung, und dann kam ihr doch die Einsicht wieder, daß es so sein, daß sie scheiden müßten, und sie sank vor ihm nieder auf die Kniee und küßte in heißem Schluchzen seine Hände.

„Leb' wohl! Leb' wohl!"

Sie war wie außer sich. Ihre ganze junge heiße Liebe wallte auf in ihr und er zog sie empor, gerührt von ihrem Schmerz — denn welcher Mann bliebe ungerührt von so viel Liebe? — und sie küßten sich zum Abschied wieder und wieder.

Dann riß er sich los, er sah, sie wurde fast ohnmächtig. Er stand in der Thüre, noch einmal sah er zurück. Ihm wurde bei dem Anblick ihres wilden Leides doch nun selbst weicher, er fühlte plötzlich wieder seine Liebe zu ihr aufflammen.

Sie sah so schön, so sehr schön aus in ihrer Hilflosigkeit, und der Blick, mit dem sie ihm folgte! Langsam sank sie wieder neben dem kleinen Puppentischchen auf die Kniee und wie außer sich, beide Hände gefaltet nach ihm ausstreckend, rief sie, was ihr — sie wußte es nicht einmal selbst — durch das zuckende Herz flog: „Laß mich nicht allein, Ulrich, nimm mich mit!"

Er hielt sie schon wieder in seinen Armen, er küßte sie in wilder Leidenschaft, er redete auf sie ein, er wußte

nicht was, und sie war wie erlöst, wie glückselig, daß er nur nicht mehr so kalt und scheu an ihr vorüber sah, wie vorhin.

„Ja, komm mit mir, sei mein!" Das war der Inhalt aller seiner Reden. Und dann versprach er ihr, was sie wollte, wenn sie nur ihm allein gehörte, ihm folgen, sein süßes holdes Weib sein wolle, die Welt freilich, die dürfte nichts davon wissen. Er war arm, er hatte nur seinen Degen, aber ist ein Glück, weil man es still und allein zu Zweien genießt, etwa weniger ein Glück? Er wollte nichts Unrechtes, nur in das Eine müsse sie willigen, daß sie ihm folge, jetzt gleich, heute, ohne Schwanken und Widerstand müsse sie sich ihm übergeben, seiner Liebe und Treue. Und könne sie an ihm zweifeln? Er werde sie in ein sicheres Versteck bringen, bis er Alles geordnet habe, freilich, das sei gewiß, die Seine vor der Welt könne sie nun nimmer werden, um des Vaters willen, aber was sei das, wenn sie sich vor Gott die Seine wisse?

Dies und viel Aehnliches sagte er nicht so hin, wie eine wohlbedachte und vorbereitete Rede, hatte er ja doch vor einer halben Stunde noch mit keinem Gedanken daran gedacht! Und je mehr sie so zagte, den ungeheuren Schritt zu thun, um so feuriger drängte er dazu, um so glühender wurde in ihm der erst eben aufgetauchte Wunsch.

Er sagte sich dunkel, daß Alles, was er versprach, gar nicht so glatt gehen, daß es theilweise sehr schwer, unmöglich vielleicht sein werde, aber das werde Alles sich schon finden, wenn sie ihm nur folgte.

Und das mußte sie! Er wollte es! Er meinte schon,

er werde das Leben ohne sie gar nicht ertragen. Und schnell, immer indem er ihr diese Schritte als so natürlich, so einfach, so naturgemäß malte, baute er ihr ein ganzes Phantasiegebäude von Glück und Wonne auf.

„Ich bringe Dich nach Lorrich, auf Onkel Walter's Gut," sagte er und erzählte rasch, der Onkel lebe nicht dort, es stehe leer, liege einsam, Niemand werde sie da zunächst suchen. Es sei ferner nahe bei der Stadt, kaum eine Meile weit, da könne er seinen Dienst thun und Abends bei ihr sein; der Verwalter werde eine Frau oder Tochter haben, er sei ein ältlicher Mann, und Onkel Walter werde ihnen gern erlauben, dort zu leben. Derselbe sei ein guter alter Herr, der Liebesglück über Alles stelle, und der in den vielen Poesien alter Zeit, welche alle der Liebe Leid und Lust behandelten, sein höchstes Genügen fände.

Und zu diesem gütigen alten Herrn werde er sie dann später auch führen und Alles werde noch gut werden, sie solle ihm vertrauen und ihm nach Lorrich, dem kleinen alten Erbgut der jüngeren Söhne des Hauses, folgen.

Das entschied.

Der Name „Lorrich", der Gedanke, daß er sie auf ein Familiengut führte, schienen ihr, die doch dunkel fühlte, daß sie einer Garantie bedürfe, Gewähr genug für Ulrich's reinste Absichten, und — o, er fragte schon gereizt: „Oder soll ich Dich neben diesem Manne denken, der Dich Tochter nennt und väterliche Autorität über Dich besitzt?" Nein, sie wollte mit ihm gehen, wohin er wollte.

Erst jetzt bedachten Beide, daß sie nicht so ohne Weiteres bei hellem Tage ihren Plan ausführen konnten.

Aber was hätte nun noch für die erhitzte Einbildungskraft Baron Ulrich's Schwierigkeiten gehabt?

Er verabredete mit ihr, daß sie um sechs Uhr — es war dann schon dunkel und sie konnte ihre Stunden vorschützen — das Haus verlassen und nach dem Park zu gehen solle. An einer bestimmten Stelle werde er ihrer warten, ein Wagen bringe sie noch heute Abend nach Lorrich, dort übergebe er sie der Verwalterin. Es fehlte nichts an dem Plan und sie sagte zu Allem ja, denn als sie schon wieder zauderte, wurde er sehr böse, so böse, wie sie ihn nie zuvor gesehen, und drohte ihr, daß er lieber gehen und sie vergessen wolle, wenn sie ihm nicht vertraue und seine Liebe ihr weniger sei als diese thörichten Bedenken. Er war sehr bös. Einmal, ganz flüchtig, war es ihr, als blicke er sie an, wie nie ein Mensch sie so angesehen — sie hielt sich beide Augen davor zu — und schon küßte und schmeichelte er ihr das „Ja!" von den Lippen, das Vertrauen wieder in die Seele. — — —

Als Dora Maienbach wieder in ihrer kleinen Erkerstube stand, sah sie erstaunt, daß die Mutter und — der Vater — von Justizraths zurückkamen; ihre Gedanken stockten jedesmal vor dem Vaternamen.

Die Mutter ging bleich, sehr verweint und wie zu Boden gebeugt — er sah böse und streitsüchtig aus.

Es war Dora, als schritten sie wie durch einen Traum, sie empfand nichts bei dem Kummer der Mutter, nicht mehr den Widerwillen gegen den fremden Vater, ganz todt war ihr Herz gegen Beide. Die Mutter hatte sie

lebenslang belogen, das konnte sie ihr nicht vergeben — und nun war das Alles ja auch so weit hinter ihr!

Daß sie ein Unrecht thun wollte, fühlte Dora Maienbach ganz wohl; „aber wenn ich seine Frau bin und der König ihm verziehen hat, dann kann ich die Mutter heimlich sehen und Fräulein Juliane! Die wird freilich erst sehr böse werden!"

Man rief halblaut ihren Namen. Es war die Mutter. Sie kam leise vor die Kammerthüre Dora's geschlichen. „Bleibe hier oben, Kind, Trinchen soll Dir einen Teller voll Suppe bringen; denke nur, der Herr Justizrath hatte dem Vater so weit zugeredet, daß er abreisen wollte nach Amerika, aber auf einmal schlug er um, und nun will er nicht, will bleiben, oder ich soll ihm mehr Geld zahlen und ich habe doch nichts, Du weißt es! Nein, er will nicht fort, es gefalle ihm hier viel zu gut, er sei des Umgangs mit Damen lange nicht froh geworden, so höhnt er noch dazu."

Die Aermste! Sie sah selber ganz abgehetzt und verängstet aus; das Gesicht Dora's, ihre bleichen Züge, ihre müden und doch so aufgeregten Augen fielen ihr gar nicht weiter auf.

Schon mußte sie wieder hinunter, denn der Mann rief nach ihr und seiner Tochter mit dem Recht des Hausherrn und der impertinenten Selbstgewißheit eines Menschen ohne Ehre und Schamgefühl.

„Bleibe hier oben, ich sage, Du seiest nicht wohl!" flüsterte die Mutter noch.

Dora sah der Verschwindenden nach und wunderte sich

über sich selbst, daß ihr Herz auf einmal wie todt war gegen diese gute, arme Mutter.

„Hätte sie nur nicht gelogen seit ich denken kann! Die Wahrheit wäre ein Segen gewesen gegen diese schmachvolle Täuschung!“ sagte das junge Ding mit der Härte der Jugend.

Trinchen brachte eine Platte mit Suppe und einigem Fleisch. Dora fühlte plötzlich, daß sie sehr hungrig sei. Seit gestern Nachmittag hatte sie keinen Bissen genossen.

Und dann, nachdem sie gegessen, kam es über sie wie tiefe Müdigkeit und Erschöpfung.

Sie war auf ihr kleines Bett gesunken und eingeschlafen, ehe sie es wußte.

Als sie aufwachte, war es fast schon völlig dunkel, die Straßenlaternen wurden angesteckt.

Mit einem Schlage stand vor ihr, was sie verabredet hatte, und ebenso klar und fest und nüchtern jetzt das Bewußtsein, daß sie das nicht thun dürfe, daß sie — nein, nein, sie konnte, sie durfte nicht fortgehen wie eine Ehrvergessene — sie konnte Ulrich nur als sein angetrautes Weib folgen.

Eins! Zwei! Drei! Vier! Fünf! Sechs! schlug es auf der Hausuhr.

Athemlos, mit wildem Herzklopfen horchte sie, ob noch ein Schlag ihr sagen werde, es sei schon zu spät; aber dieser Schlag kam nicht. Es war sechs! Um sechs Uhr! „Um sechs Uhr also, mein süßes Lieb!“ klang Ulrich's Stimme wieder vor ihren Ohren.

Nein! Es durfte nicht sein! Es war unmöglich, ihm

zu folgen! Sie wollte auf sich nehmen, was ihr Gott zu tragen gab, aber ihre Ehre mußte sie wahren.

Doch, sagen mußte sie ihm dies. Er würde es einsehen, er würde ihr verzeihen! Dann blieb sie plötzlich sinnend stehen.

„Er wird sehr böse werden," dachte sie, „aber er muß es einsehen, daß meine Ehre auch vor der Welt rein bleiben muß! Sein ihm angetrautes Weib soll ich werden, er würde es ja selbst nicht anders wollen, sagt er — zum Vogt von Lorrich will er mich bringen — ach, er wird das Alles gewiß schon gut einrichten, er liebt mich so sehr! Aber die Welt ist so bös gesinnt, ginge ich allein mit ihm, sie würde sagen —

Ich will ihn bitten, daß wir Trinchen mitnehmen," huschte es durch ihren Sinn — ja, Trinchen sollte mit — Trinchen that Alles, was ihre Herrin wollte!

Hastig band sie den Mantel um; Ulrich war sicher schon an dem verabredeten Platze; wie oft hatte sie über seine militärische Pünktlichkeit gelacht und gescherzt, wenn er zum Stelldichein kam, fast immer eher als sie, und sie dann mit so vielen Küssen strafend, daß sie nicht die mindeste Reue über ihre Unpünktlichkeit gefühlt hatte.

Das flog ihr durch den Kopf und machte ihr Herz hoch aufschlagen. Dabei griff sie nach dem blauen Capuchon, welchen er so liebte, weil er sie, seiner Versicherung nach, so reizend kleidete. Daran freilich dachte sie heute nicht, sie nahm ihn, weil er eben zur Hand lag. Dann den Schleier, die Handschuhe — sie fuhr zusammen, ein scharfer Peitschenknall wiederholte sich unter ihrem Fenster.

Jetzt das Licht aus — dann die Treppe lautlos hinab; Trinchen hatte im Flur die kleine Lampe schon angezündet, aber wo war sie selbst? In der Küche nicht. Dora stürzte in einen dunkleren, gangartigen Theil der Hausflur, dort war die Kammer der kleinen Magd. Vergeblich rüttelte sie am Schloß, Trinchen war allem Anschein nach ausgegangen im Auftrage ihrer Herrin; sie hatte Befehl, dann immer den Schlüssel zu ihrer Kammer abzuziehen.

Und nun? Aus dem Wohnzimmer hörte sie jetzt die zänkische laute Stimme des Vaters, dem die Mutter heftig und erzürnt, wie Dora niemals früher von ihr gehört, Antwort gab.

Das entschied. Eine Todesangst vor diesem Vater ergriff das Herz Dora's. Der Gedanke, daß er herauskommen, sie sehen, sie ansprechen könne, daß er sie zwingen würde, zu bleiben, Alles, was sie in diesen letzten Tagen empfunden, stürzte sich plötzlich über ihre geängstete Seele, und ehe sie's selbst wußte, war sie draußen vor der Thüre ihres mütterlichen Hauses, die sie offen stehen ließ, immer noch in dem dunklen Gedanken, daß sie ohne eine Begleiterin Ulrich nicht folgen dürfe, daß sie ihn bitten wolle, auf Trinchen's Rückkehr zu warten.

Armes, naives Kind!

Da stand er schon, flog auf sie zu und riß sie dann mit Windeseile, sie unter seinen schweren Mantel nehmend, mit sich fort.

„Wie kannst Du mich so warten lassen in Angst und Qual?“ hatte er nur vorwurfsvoll gerufen.

Dann fühlte sie sich in einen Wagen gehoben, Ulrich

sprang ihr nach, die Pferde zogen an und in vollem Trabe ging's davon.

Sie war so athemlos, so bestürzt, so erschreckt durch seinen Zorn, den sie nie so gesehen, daß sie zuerst kein Wort reden konnte und dabei doch immer fühlte, daß sie Unrecht thue, daß sie ihre Ehre preisgebe. Sie machte so schweigend wahnsinnige Anstrengungen, das in brausender Eile dahinrasselnde Gefährt zum Anhalten zu bringen, oder sich hinauszustürzen.

Endlich hatte Ulrich sie, erschrocken und überrascht von ihrem ungestümen, ihm jetzt völlig unerwarteten Widerstand, durch Bitten und Zureden ein wenig beruhigt, aber nur um sie in ein trostloses Weinen und Bitten übergehen zu sehen.

„Bringe mich zurück, laß mich nach Hause gehen!" Das war für eine Weile Alles, was sie vor Schluchzen sagen konnte, während der Wagen, der sie fortführte, über die große Brücke donnerte und bald die letzten Häuser der Stadt hinter sich ließ.

Vergebens schwor er ihr, daß er sie liebe, vergebens wiederholte er ihr, leidenschaftlich und aufgeregt, was er ihr tausendmal geschworen, und daß sie Unrecht habe, ihm nicht zu vertrauen.

Sie war wie außer sich. Er konnte bei dem matten Licht des Mondes nur für Momente ihr bleiches, thränenüberströmtes Gesicht sehen, aber dann funkelten ihre Augen, dann lag eine Schönheit auf diesem bleichen Antlitz, daß er mit voller Wahrheit versichern konnte, nicht eine Welt solle sie ihm wieder entreißen.

„Aber mit Ehren will ich Dein sein!“ schrie sie auf.

„Das sollst Du auch, mein Leben, meine Liebe, ich achte Alles gering, wenn ich nur Dich habe!“ rief er dagegen und erstickte sie mit seinen Küssen.

Sie riß sich los. Sie wußte, er konnte sie ja nicht heirathen, was er ihr auch heute Morgen zugeschworen, sie, die Tochter eines Sträflings! Das Mondlicht fiel jetzt voll auf sie und ihn. „Du belügst mich oder Dich, Ulrich, Du kannst nicht mein Gatte werden!“

„So muß ich Dir also mein Ehrenwort verpfänden?“ rief er bitter.

Eine Welt von Gefühlen der widerstrebendsten Art malte sich in ihrem Gesicht.

Der leichtsinnige Ulrich Tiefenried fühlte sich bis in die Seele erschüttert von dem Kampf des geliebten Mädchens. „Dora, mein Liebstes auf der Welt, ich schwöre Dir's auf meine Ehre, daß uns das heilige Band der Ehe aneinander binden soll, bis daß der Tod uns scheide!“ sagte er feierlich und sank vor ihr nieder.

Sie lehnte ihren Kopf an den seinigen. Ihr war, als unterdrücke er ein Schluchzen, eine Bewegung, die ihn erbeben ließ.

Da fiel ihr von Neuem ein, daß er, indem er sie zu seinem Weibe mache, ein Opfer bringe, welches sie weder fordern, noch annehmen könne. Furchtbarer Konflikt!

Und nicht sie allein war's, die ihn in seiner ganzen Schwere fühlte, in ihm war, eben in dem Moment, als er ihr so feierlich sein Wort verpfändet, der Gedanke, daß er damit unrettbar seine Stellung, seine ganze Zukunft

verlor, wieder aufgeblitzt. Und doch, er wollte sie nicht missen! Als sie ruhiger werdend ihn von Neuem bat, sie zurückkehren zu lassen zu ihrer Mutter, sie fortgehen zu lassen in die Fremde, wo sie, wenn auch nicht glücklich, doch in Achtung leben könne, da überhäufte er sie mit bitteren Vorwürfen, daß sie ihn also nicht liebe, daß ihr kaltes, verständiges Abwägen ihres Opfers gegen das seinige kein Zeichen von Liebe sei, daß ein wahrhaft liebendes Weib Alles hingebe, für Alles.

„Gut," sagte sie endlich und ein Entschluß rang sich ihr von der Seele, „ich gehe mit Dir, ich werde Dein Weib, ich will schweigen wie das Grab, Ulrich, nur der Priester soll es wissen, nur Gott und ich selbst, daß ich Dein ehelich Weib bin, was frag' ich nach der Welt und dem Geschwätz der Menschen, wenn ich meine Ehre in mir trage," sagte sie matt, aber tiefernst, wie er es jetzt auch war.

„Wolltest Du das wirklich?" fragte er, und ohne ihre Antwort zu erwarten, rief er, in ihr Gesicht blickend: „O Dora, Du weißt nicht, was Du mir damit thust! Ich will Dich schützen, Dich schirmen vor jedem bösen Gered', und käme es dennoch zu Deinen Ohren, was wäre es? Wir lieben uns ja, wir wollen von der Welt nichts, wollen nur einander angehören in Liebe und Treue, was kümmert uns die ganze Menschheit, wenn wir uns haben, unserer gewiß sind!"

Er meinte es, wie er sagte, denn daß er kein Heuchler war, hatte er nur zu oft und nur allzu keck bewiesen, der hochmüthige Cavalier, des Ministers Sohn, der schöne Tiefenried.

Sie glaubte ihm von Herzen, alles Zagen war in ihr gestillt von seinem Ernst.

Hand in Hand fuhren sie ruhig, ohne Kosen und Küssen, in ernster Stimmung weiter; er nachsinnend, wie er sein Versprechen halten könne und sie von Zeit zu Zeit unruhig anblickend, ob sie wohl die Kraft zum Schweigen haben werde; — Dora, im Herzen beruhigt, doch immer nur das Eine fühlend: „Ich muß ihn zwingen, mich zu achten, ich, die mit ihm entfloh — die Entführte."

4.

Es war um die Mittagszeit des nächsten Tages. Hinter dem Park, sich an diesen schließend, liegt eine Reihe kleiner Gärtnerhäuschen unter hohen Bäumen, die Gärten mit ihren Gewächshäusern, ihren Samen- und Blumenbeeten empfangen von ihnen Schutz gegen die kalten Winde, während die Sonne ungehinderten Zutritt von Süd und Ost hat. In einem dieser kleinen Häuschen wohnte in einer Reihe von drei hübschen hellen Zimmern seit Jahren schon der Professor Walter v. Tiefenried, treulich versorgt von den alten Gärtnersleuten, wenn er daheim war, und mit Sorge und Sehnsucht zurückerwartet, wenn er seine Monate langen Reisen behufs seiner literarischen Studien machte. Die Hauswirthe sahen auf ihren gelehrten Miether mit dem ganzen Stolz der Zugehörigkeit zu einem so berühmten Manne und dem ganzen Mitleid praktischer Naturen mit der weltfremden Unbeholfenheit dieses alten, unmündigen Kindes.

Der Professor und sein älterer Bruder waren sehr verschiedene Naturen.

„Er ist aus der Art geschlagen,“ hatte seufzend der Vater schon von dem Knaben gesagt, der unscheinbar, klein und linkisch neben dem schönen stattlichen Bruder blieb und in der That wenig zu ihm paßte.

So verschieden, wie sie äußerlich erschienen, hatte sich denn auch beider Söhne Leben gestaltet. Professor Walter war ein Licht der Wissenschaft geworden, der Minister dagegen hatte seinen Weg glänzender gemacht, wie er meinte, und wäre Rosanna nicht gewesen, so wären die Brüder wohl längst einander ganz entfremdet worden.

Auf der anderen Seite des Hauses wohnten zwei junge, dem Professor befreundete Herren, der Sekondelieutenant v. Reydewik, ein hübscher, zu lustigem Uebermuth geneigter „Sausewind“, wie die Gärtnerfrau zuweilen kopfschüttelnd sagte, und Fritz Feldner, ein Student der Rechte, auch ein fröhliches junges Blut, aber aufgewachsen mit der klaren Erkenntniß, daß der erfolgreiche Kampf um das Dasein Fleiß, Ausdauer und Resignation in den Tagen der Jugend von ihm verlange.

Der Lieutenant war dem Professor durch seine Frau Mutter, die verwittwete Landeshauptmännin, Feldner ihm durch einen Jugendfreund, der des jungen Knaben Vormund war, schon vor Jahren empfohlen, und der kleine gelehrte Herr, der sich selbst nicht besorgen konnte, wie die Hauswirthin sagte, nahm sich seiner Schützlinge an wie ein Vater.

Daher wohnten sie auch hier draußen bei ihm; es sei gesünder, hatte der Professor gemeint, und er wünsche sie in seiner Nähe zu haben.

Nun, die Sache machte sich für die jungen Herren besser, als sie anfangs aussah. Der alte Herr war so väterlich gegen sie gesinnt, er hatte so unerwartetes Verständniß für allerlei Jugendthorheit und — so trefflichen Wein, den man bei ihm nicht etwa aus einfachen Gläsern, sondern aus alterthümlichen Pokalen von künstlerischer Arbeit und hohem Werthe trank, daß Einem das edle Naß doppelt mundete. Der Professor besaß eine ganze Sammlung dieser köstlichsten Becher und geschliffenen Kannen, manche davon mit Gold und Silber und allerlei Inschriften ausgeziert, daß er schier darum zu beneiden und der Anblick eine Lust war. Und der Wein erst! Ueberhaupt, dieser kleine träumerische Professor hatte für den Studenten wie für den Offizier sehr viel Anziehendes.

Wenn sie oft bis spät in die Nacht bei ihm saßen, plaudernd, lachend, auch Ernstes redend und dabei köstlichstes, goldfunkelndes Getränk schlürfend, dann wurde der kleine Mann in seinem defekten Schlafrocke und mit dem Käppchen auf dem dichten, silberfädigen, weißen Lockenhaar, was er eigentlich war — ein Dichter von Apollo's Gnaden.

Dann schritt er in dem niedrigen weiten Zimmer auf und ab, so leicht, als ob seine Sohlen beflügelt seien, dann wurde der Wein ihm der kastalische Trank, dann sprach er wie der hellenischen Sänger Einer, und wie Musik klangen die Verse, die leicht und fließend und oft seine jungen Hörer zur feurigsten Bewunderung hinreißend, ihm von den Lippen fielen. Daß man aufschrieb, was er so sprach, litt der wunderliche Herr nicht. „Das würde mir die Freiheit rauben!“ Und wie dann das Gespräch

mit ihm funkelte und glänzte von Geistesblitzen! Wie er lehrte und anregte und wie er zu lösen wußte, was in den Geistern seiner beiden jungen Freunde noch gebunden lag!

Aber es war nicht allein dies und seine väterliche Fürsorge, was sie so dankbar zu ihm zog — nein, auch noch etwas anderes! Sie waren Beide arm, er aber theilte freudig den letzten Thaler mit ihnen, und wenn er auch nicht viel hatte, so war's doch für seine äußerst bescheidene Lebensweise viel zu viel; er hatte seine Freude daran, ihnen zuzuwenden, was ja fast unnütz brach lag. Und er wußte so zart zu geben!

„Dafür leistet Ihr mir bei Tisch Gesellschaft und laßt mich nicht allein," hatte er im Anfang oft getröstet, wenn sie widerstrebend und beschämt seine Hilfe annahmen, jetzt waren sie daran gewöhnt und ließen sich ohne Widerrede seine Wohlthaten gefallen.

Das Wetter war heute hell und freundlich, wenn auch die Sonne etwas bleich und matt auf die letzten rothen und gelben Blätter herablachte.

Rosanna v. Tiefenried fand bei ihrem Spaziergange, der sie oft zu Onkel Walter's Häuschen führte, zu ihrem Erstaunen eine junge Dame dort vor.

„Es ist Oskar v. Reydewik's Schwester Ilona," erklärte Onkel Walter und sagte der siebenzehnjährigen Ilona, welcher man das Landmädchen doch mehr anmerkte, wie der hübschen Kleinen, hätte sie es gewußt, lieb gewesen sein möchte, daß diese Dame seine liebe Nichte, Fräulein Rosanna v. Tiefenried sei.

„Ah, Fräulein Rosanna v. Tiefenried! Von der beim großen Manöver unser Quartiergast immer so begeistert redete!“ rief das kleine Landfräulein.

„Und wer war denn dieser Quartiergast, Fräulein v. Reydewik?“ lachte Rosanna erröthend und meinte scherzend, es sei doch der Mühe werth, zu erfahren, in wessen Gedanken man so lebe.

„Es war ein Graf Igor, ein Herr vom Gefolge des Königs,“ erklärte Fräulein Ilona und erzählte, sie hätten daheim auf dem Gute ein altes Bild, man sage, es sei von einem berühmten Meister gemalt und es sei auch so schön, daß es den, der es einmal ordentlich beschaut, festhalte wie mit der Macht seiner Augen. So sei es auch dem Herrn Grafen geschehen, der ein Freund des Königs und ein gar ernster Herr sei und den ganzen Tag gearbeitet und geschrieben habe. Der sei immer wieder vor dem Bilde gestanden und habe zuletzt gesagt, als die Mutter es einmal bemerkt, er ruhe davor aus mit seinen Gedanken, wie bei einem geliebten Menschen. Und mir, die ich ihn — ohne dies zu wissen — einmal neckte, hat er eine ganz andere Antwort gegeben,“ lachte die Kleine, „mir sagte er, das Bild gleiche einer Dame, die er kenne, und als ich ihn dann recht vorwitzig fragte, wie sie heiße, da nannte er Ihren Namen, Baronesse, und sagte, Sie hätten Augen, wie die des Bildes, und nur noch schöner seien Sie.“

Rosanna erröthete, störte aber das junge Ding nicht, sondern las ihm die Worte von den Lippen.

„Hernach, als er abgereist war, erzählten die Mutter

und ich uns, wie er das Bild geliebt und was er gesagt, und da wußten wir gleich, das heißt wir dachten —"

Fräulein Ilona war, wenn auch ein einfaches Landmädchen, doch nicht auf den Kopf gefallen; sie sah plötzlich, daß Rosanna so roth geworden, wie die schönste Maienrose, und daß sie so glückselig, aber auch so befangen lächelte.

Sofort schwieg sie still, und Rosanna dankte ihr auch dies mit einem warmen Blick.

„Die Mama hat mich hergeschickt," plauderte die kleine Dame weiter, „weil sie krank ist, das heißt nur durch ein Fußleiden an das Haus gefesselt, und weil sie sich ängstigte über Oskar's Briefe, wenn sie kamen, und noch mehr über die, welche in letzter Zeit ausblieben." Wie sehr die kranke Mutter Grund hatte zur Sorge, sagte Fräulein Ilona weiter nicht, dazu sah das unerfahrene Ding die Sache nicht ernst genug an, und dann — die Schwester liebte den theuren einzigen Bruder dazu zu sehr. Oskar hatte aber geschrieben und reumüthig bekannt, er habe gespielt und müsse eine Schuld bezahlen, Mama solle ihm vergeben und das Geld schicken.

Nun war in dem kleinen Landhäuschen der verwittweten Landeshauptmännin große Noth entstanden. Das kleine Kapital, von dessen Zinsen die Damen leben mußten, war schon durch Oskar's Erziehung — er wollte erst Jura studiren, sattelte aber im fünften Semester um — angegriffen worden; jetzt nahm der Zuschuß, den die Mutter alljährlich zu zahlen hatte, bis Oskar Hauptmann sein würde, sie mit ihrer ganzen Zahlungsfähigkeit in Anspruch.

Mutter und Tochter versagten sich manchen kleinen und jeden größeren Lebensgenuß, und nun kam der leichtsinnige Streich dazu! „Der Herr Professor wird Rath wissen, er ist so gut," hatte schließlich Ilona die Mutter beredet und war ohne Weiteres gekommen, diese Hilfe zu erbitten. Der junge Offizier war aber zum Unglück nun noch nicht einmal zu Haus, sondern hatte seinen Oberst auf einer mehrtägigen Inspektionstour zu begleiten. —

Das Alles berichtete der Onkel Walter seiner lieben Rosanna in großer Unruhe, als Ilona hinaus ging, „denn, wenn ich nur gerade Geld hätte, so läge ja an der ganzen Sache nicht gar so viel, aber ich habe mich gerade jetzt völlig ausgegeben für den Ankauf der Manuscripte dort, und es wird mir nichts übrig bleiben, als bei irgend einem Geldverleiher eine Anleihe machen," seufzte der kleine Professor, und man sah ihm an, wie schrecklich er es fand, daß man ihn von seinen poetischen Arbeiten wegnahm, um ihn die rauhe Wirklichkeit bekämpfen zu lassen.

„Aber im Stich lassen darf ich meine verehrte Freundin nicht, sie rechnet auf mich," seufzte er weiter.

„Sie rechnet auf mich!" das war dem guten kleinen Herrn Grund genug in jedem derartigen Falle.

Ilona kam zurück. Rosanna hatte in ihrer freundlichen Art sofort gefühlt, daß sie dem Onkel Walter einen Dienst leisten würde, wenn sie sich seines jugendlichen Gastes ein wenig annähme.

So forderte sie das junge Ding auf, sie auf einem Spaziergange zu begleiten; Ilona sagte natürlich strahlend vor Vergnügen zu und war eilig hinauf in das kleine

Logirzimmerchen der Gärtnerfrau gegangen, sich zurecht zu machen.

Es war ein eigenthümlich sinnender Blick, voll Güte und voll tiefen Ernstes, der aus Rosanna's dunklen großen Augen über das kleine frische Landfräulein hinflog, das, ein Bild hoffender, verlangender Lebenslust, im Stillen ganz stolz und glückselig war, mit einer so schönen, vornehmen jungen Dame gehen zu sollen.

Rosanna v. Tiefenried dachte weder an ihre Vornehmheit, noch überhaupt an sich selbst, außer mit einem stillen Seufzer, indem sie ihr eigenes Leben mit dem der kleinen Ilona verglich. Sie, die jetzt erst Dreiundzwanzigjährige, hatte nie diese freudige Sorglosigkeit der Jugend gekannt. Noch sehr jung mußte sie schon täglich die ganze heimliche Misère eines nach außen glänzenden, im Innern durch Schulden aller Art zerrütteten und durch den rücksichtslosen Egoismus des Vaters und des Bruders unerfreulich für alle Anderen gemachten Familienlebens kennen lernen. Sie hatte oft als Kind die blasse, stille Mutter heimlich weinen sehen und sich das Köpfchen zerbrochen mit unnützem, schmerzlichem Grübeln über eine Hilfe, die sie der Betrübten bringen könne. Und wie manche Scene hatte es gegeben zwischen den Eltern, bei deren Ausbruch dann die Mutter das zitternde Kind aus dem Zimmer führte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Jugendliebe.

Novelle

von

E. Merk.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Kahn stieß an's Land. Richard Horsting, ein hübscher junger Student, der gemeinsam mit seinem Freunde die fröhliche Gesellschaft bei der abendlichen Kahnfahrt gerudert hatte, sprang rasch auf den Steg, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein; die jüngste und muthwilligste derselben, ein schlankes, blühend schönes Mädchen, war aber bereits an's Ufer gelangt und lief schon den sanft ansteigenden Wiesenweg entlang, als ihre schwerfälligere Tante sich erst zum Aufstehen entschloß.

Plötzlich aber blieb sie aufhorchend stehen und rief, indem sie mit vollem Kinderjubel in die Hände klatschte: „Im Gasthofe ist Musik! Da können wir heute Abend tanzen! O, wie lustig, Herr Horsting, hören Sie doch, welch' famoser Ländler!"

Ihre Füße bewegten sich ungeduldig im Takt mit den Walzermelodien, und sie warf mit einer reizenden Geberde die langen, freiflatternden braunen Haare in den Nacken zurück.

Der Angerufene war rasch an ihrer Seite. Er schlang den Arm um ihre schlanke Gestalt, und so tanzten sie lachend über die frischgemähte Wiese. Vom Ufer her schaute Richard's Freund, der den Kahn festmachte, mit bewundernden, ernsten Augen dem muthwilligen Mädchen nach.

Vor einem saubergetünchten Bauernhäuschen standen sie still, erhitzt und athemlos.

„Auf Wiedersehen!" sagte Hildegard, indem sie sich mit einem großen Blatte die heißen Wangen fächelte und ihrem Tänzer die Hand reichte.

„Ich bin Ihnen eigentlich böse!" erwiederte Richard plötzlich ernst werdend. „Warum behandeln Sie meinen Freund Hermann denn gar so schlecht? Sie haben ihm wieder nicht Lebewohl gesagt, den ganzen Nachmittag kein Wort mit ihm gesprochen. Ich weiß, daß er sich gekränkt fühlt, und ich möchte doch so gerne, daß es ihm hier gefällt."

„Zanken Sie doch nicht, Herr Horsting! Ich hatte Ihren Freund wirklich ganz vergessen. Er ist so still und ernst, und wer mir gefallen will, muß lustig sein!"

„Hermann ist nur still, weil er schüchtern ist; er ist sonst ein lieber, guter und gescheidter Mensch, und ich glaube —"

Er stockte.

„Was glauben Sie?"

„Nun, das sollte ich eigentlich nicht ausplaudern; aber ich sage es Ihnen nur, damit Sie meinen Freund nicht wieder vergessen, wie heute: Hermann wäre dankbar wie



kein Anderer, wenn gerade Sie, Fräulein Hilde, ein bischen freundlich gegen ihn sein wollten; denn ich glaube, es hat ihm noch Niemand auf der Welt so gut gefallen, wie Sie."

Er verbeugte sich halb ernst, halb scherzend vor dem jungen Mädchen; ein rasches Roth flog über ihr rosiges Gesicht; sie erwiederte kein Wort.

Doch als nun die übrige Gesellschaft nachgekommen war und nur Hermann in schüchterner Entfernung stehen blieb, ging sie auf ihn zu, gab ihm die Hand und sagte mit einem koketten Blick ihrer glänzenden Augen: „Sie haben sich heute Abend so sehr für uns geplagt. Sie müssen wirklich Schwielen an den Händen haben von dem vielen Rudern! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch nicht dafür dankte, Herr Leuprecht!"

Sie lächelte vergnügt, als sie die Röthe bemerkte, die sich über sein Gesicht ergoß, und flüsterte ihrer Cousine Klara zu, der Freund Richard's sei eigentlich ein ganz netter Mensch. Dann schlang sie den Arm um den Hals der kleinen blonden Begleiterin, machte den beiden Freunden einen komischen Knix und eilte singend in's Haus.

Sie ahnte nicht, wie tief der Händedruck, der freundliche Blick dem jungen Menschen ging. Wie hätte das oberflächliche Mädchen den Ernst dieser Jünglingsseele verstehen können?

Hermann Leuprecht hatte bis jetzt durch sehr trübe Gläser in die Welt geschaut. Sein Vater, ein pedantischer, strenger Mann, war ein unbemittelter Lehrer, der die mühsam erworbenen Sparpfennige an das Studium des

Sohnes wendete. Daß die Jugend ein Anrecht an Bewegung, an Spiel und Freiheit besitze, begriff er nicht, da er selbst nie über die dumpfen Wände seines Schulzimmers hinausgeblickt hatte und über den Büchern alt und grämlich geworden war. Während die Altersgenossen Hermann's sich auf dem Spiel- oder Turnplatze, auf der Eisbahn oder in den elterlichen Gärten herumgetummelt, oder später die ersten vergnügten Fußtouren unternommen hatten, war der blasse, stille Lehrerssohn immerfort wie ein gefangener Vogel in seinem Mansardenstübchen geblieben und hatte nur seine Wünsche, seine Sehnsucht hinausgeschickt, den Bergen zu, die an klaren Tagen in lockenden blauen Contouren am Horizonte sichtbar wurden. Niemand verstand den scheuen Jungen mit seinem übervollen Herzen, mit seinem Durst nach Leben, nach Schönheit, nach Glück. Erst an der Universität, welche er, dank seinem unermüdlichen Fleiße, schon mit achtzehn Jahren beziehen konnte, fand er einen Freund; ein Zufall führte ihn mit Richard Horsting zusammen, und bald verband eine innige Sympathie die beiden an Schicksal, Erziehung und Lebensanschauung freilich grundverschiedenen jungen Leute: den flotten Corpsburschen und den ernsten „Obscuranten". Richard hatte in diesem Sommer denn auch nicht aufgehört mit Intriguen, Bitten, Schmeichelworten die Hartnäckigkeit des Vaters und den Stolz des Sohnes zu bestürmen, bis es ihm endlich gelungen war, den Kameraden aus seinem trübseligen Verließ loszureißen und als Gast auf die elterliche Villa am Tegernsee zu entführen. So war Hermann denn mit

einem Schlage aus den gedrückten häuslichen Verhältnissen in einen Kreis froher Menschen versetzt. Er athmete frische Bergluft; er sah um sich sorglosen, heiteren Lebensgenuß; er durfte zum ersten Male jung sein. Kein Wunder, daß dieser Lebensumschwung mächtig auf sein Gemüth einwirkte, daß jeder neue Eindruck in ihm einen Sturm hervorrief. Diesen gefährlichen Seelenzustand des Freundes begriff Richard nicht; er hatte keine Ahnung von Hermann's frühreifem Ernst. Ihm, dem einzigen Sohne des wohlhabenden Bankdirektors, schien trotz seiner zwanzig Jahre das Leben noch ein vortrefflich guter Witz, die beste Unterhaltung, die man sich nur wünschen könne. Da er sich dem Freunde in gesellschaftlicher Routine, besonders Damen gegenüber, so sehr überlegen fühlte, spielte er gerne dessen Mentor und schmeichelte sich, ihm in den gemeinsam zu verlebenden Sommerwochen eine recht erfolgreiche Erziehung angedeihen zu lassen. Zu diesem Zwecke schien es ihm aber unumgänglich nothwendig, daß Hermann sich verliebte. „Diese Kinderkrankheit muß man überstanden haben," sagte er sich mit dem Dünkel eines zwanzigjährigen Weltweisen, der von dem tragischen Ernst der Liebe keine Ahnung hatte und sich für sehr gereift hielt, seit er seine erste Tanzstunden-Schwärmerei für einen überwundenen Standpunkt erklärte. Er hatte denn auch kaum die scheu bewundernden Blicke bemerkt, welche Hermann auf Hildegard richtete, als er beschloß, den „Spaß" in's Werk zu setzen und das gefallsüchtige Fräulein auf den Freund aufmerksam zu machen. Für die Ruhe des sechzehnjährigen Mädchens

war er nicht besorgt; sie war ein übermüthiges Kind, das den ganzen Tag tanzte und lachte, und dessen oberflächliches Herz nicht leicht von einem ernsten Gefühl verdüstert werden konnte.

Seine wohlberechneten Worte an das junge Mädchen blieben auch nicht erfolglos. Als man sich Abends wieder im Gasthofe vereinte, saß Hermann zum ersten Male nicht unbeachtet in der Ecke. Hilde tanzte und plauderte mit ihm; sie vertraute ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er eigentlich viel besser walze als Richard, wenn er auch in keiner Tanzstunde gewesen sei; sie ließ sich von ihm Fächer und Shawl halten, ja sie nahm sogar seinen Arm, als die Paare später im Mondschein am See-Ufer auf und ab wandelten. Der arme Junge war wie verzaubert, und der Funke, der bis jetzt im geheimsten Winkel seines Herzens geglüht hatte, loderte schon nach dem ersten Tanze in hellen Flammen empor. Hilde ließ sich mit den trunkenen Blicken des jungen Verehrers necken und freute sich, daß sie nun einen Ritter hatte, der jedem Wink ihrer Hand folgen mußte. Sie war nicht kokett aus Berechnung, sie dachte sich nichts dabei. Die Gefallsucht, der Wunsch, bewundert zu werden, lag in ihrer Natur, und sie zeigte das offen mit der Naivetät ihrer sechzehn Jahre. Und als sie endlich das schöne heiße Köpfchen in die Kissen legte, lächelte sie vergnügt vor sich hin. Sie fühlte sich recht als junge Königin, und die Zukunft erschien ihr rosig gleich einem Feenmärchen. So wie der blasse Student, über dessen drollige Miene sie immer wieder lachen mußte, würden ihr wohl

noch Viele zu Füßen liegen: schöne, vornehme, gefeierte Männer; den allerschönsten, allerreichsten, allerliebenswürdigsten aber wollte sie einmal wählen. Ueber solchen Gedanken schlief sie ein. Hermann aber schloß während der ganzen Nacht die Augen nicht.

Die Villa Horsting und das Bauernhäuschen, in welchem Frau Buchdorf mit ihren zwei Töchtern und ihrer Nichte Hildegard die Sommerwochen verlebte, grenzten aneinander, und die beiden Familien verkehrten miteinander mit jener rasch wachsenden Vertraulichkeit, welche das Landleben mit sich bringt. Hermann befand sich denn täglich bei allen Spaziergängen, Seefahrten, Bergtouren in der Nähe des jungen Mädchens, das ihn nun sichtlich bevorzugte und seine Ritterdienste recht wohlgefällig aufnahm.

Richard bemerkte mit frohem Staunen, wie rasch sein Freund vor dem freundlichen Lächeln eines rosigen Mädchengesichtes seine Scheu und Befangenheit verlernte, und er gratulirte sich schon zu seiner erfolgreichen Erziehungsmethode.

Hatte Hermann ihn auch nicht zum Vertrauten seiner Liebe gemacht, so machte er sich doch selbst zu deren Beschützer.

So waren mehrere heitere Wochen vorüber gegangen, als man eines Morgens im nahen Uferwalde das Frühstück einnahm, um dann im Schatten hin und her zu schlendern oder sich auf dem Moosgrund zu lagern, je nach Lust und Laune. Hilde lief Allen voraus; sie hatte den Hut abgenommen und das Sonnenlicht fluthete über

ihr welliges Haar. Sie ging planlos vorwärts, ohne Weg. Hermann schaute ihr bewundernd nach und folgte fast instinktmäßig den kleinen Füßen, die immer weiter vorwärts strebten in den tiefsten, einsamsten Waldesschatten.

Es war so morgenfrisch und schön; das Rauschen in den Kronen, das leise Schlagen der Wellen, das grüngoldige Dämmerlicht wiegten seine Seele in eine wonnige Stimmung. Er konnte in dieser Stille sein eigenes Herz verstehen, er wußte, daß er für das junge schöne Mädchen, die da vor ihm durch den Wald hüpfte, jedes Opfers fähig war, daß er für sie sterben könne, wenn es sein müsse! Er hätte die Arme nach ihr ausbreiten und sie an seine Brust ziehen mögen mit dem feierlichen Gelöbniß, daß dieses treue Herz sie hüten und schützen wolle vor allen Schatten des Daseins, vor allen Gefahren, die ihre junge Seele bedrohen könnten, vor jeder Bitterkeit, die ihr den süßen Frohsinn rauben würde. Er kannte ja den Ernst des Lebens. Er vergaß auch nicht seine Abhängigkeit, nicht seine Armuth. Aber zum ersten Male schaute er, voll Trotz gegen das Geschick, mit stolzem Selbstvertrauen in die Zukunft, in eine Zukunft der Arbeit und des Kampfes, in welcher aber ein Ziel lockte, das des Ringens werth.

Mit solchen Gedanken folgte er immer rascher der hellen Gestalt; doch als er ihr endlich gegenüberstand, war er wieder ganz der schüchterne Junge. Das Mädchen hatte sich auf dem Waldboden niedergelassen, um Erdbeeren zu pflücken. Schweigend sammelte auch er die reifen Früchte, die hier in üppiger Fülle wuchsen, und legte sie

in ihre Hände. Einmal wagte er sogar, eine rothe Beere an ihre Lippen zu halten; sie lachte und der kleine Mund haschte sie von seiner zitternden Hand. Sein Herz schlug laut bei diesem trauten Alleinsein; er kniete vor ihr und seine Augen hingen berauscht an ihrem Antlitz, aber er vermochte lange kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Wie schön es hier ist!" brach's endlich aus seiner übervollen Brust.

„Also die Sprache haben Sie doch nicht verloren!" neckte das Mädchen, „ich hatte es wahrlich gefürchtet; und wenn Sie ein so feierliches Gesicht machen, wie jetzt, sehen Sie gerade aus wie unser Lehrer in der Pension, wenn er Gedichte vorlas! Nein, das braucht Sie nicht zu beleidigen, Hermann, der Lehrer war gut und lieb — gerade wie Sie — und wir hatten ihn gern. Ich wette übrigens, daß Sie ebenso schöne Gedichte machen können, als er uns jemals vorgetragen hat!"

„Woher wissen Sie —"

„O, Herr Richard hat es mir verrathen, daß Sie ein Poet sind, und ich möchte sehr, sehr gerne einmal ein Gedicht von Ihnen besitzen, das ganz für mich allein geschrieben ist. Wollen Sie mir eines schenken, Hermann?"

Und die gefallsüchtige Evastochter schaute dem vor ihr knienden jungen Manne mit einem so bezaubernden, schelmischen Blick in die Augen, daß auch ein Klügerer wohl von ihrer Schmeichelmiene bethört worden wäre.

„Sie sind ja Alle, Alle nur für Dich, an Dich!" wollte er rufen, aber ihm jagte das Blut zu stürmisch durch die Adern, wie er das holde Gesicht nun zum ersten Male

sich so dicht gegenübersah, er vermochte in seiner Trunkenheit nur zu stammeln: „Darf ich — darf ich Ihnen wirklich heute Abend ein Gedicht bringen? Und werden Sie nicht böse sein über den Inhalt?“

„Ihnen böse sein? O nein, nie! Das könnte ich gar nicht!“

„Und versprechen Sie mir, daß Sie Niemand davon erzählen und meine Verse keinem fremden Auge zeigen werden?“

„Mein Wort darauf!“ Sie gab ihm die Hand zur Bekräftigung, und Beide fanden einen Reiz in dem Gedanken, daß sie nun ein Geheimniß miteinander haben sollten. Unwillkürlich dachte Hilde freilich an die Verwunderung der liebsten Freundin in der Stadt, wenn sie eine gereimte Huldigung mit nach Hause brächte; denn für die Freundin galt das Geheimniß natürlich nicht.

Nun aber sprang das Mädchen in die Höhe und flüsterte: „Also heute Abend, vergessen Sie nicht! Ich höre Stimmen, und wir werden geneckt, wenn wir so einsam in diesem Versteck bleiben! Adieu, lieber Hermann!“

O, dieser Abend! Wie die dünnen Blättchen, die Hermann bei sich trug, ihm wie Feuer auf dem Herzen brannten! Mit welch' zitternden Fingern er endlich das gefaltete Papier in Hilde's Hände legte, als die Damen schon in die Tücher gehüllt den Heimweg antraten; in welcher Aufregung er dann durch den Garten irrte! Es war ja eine Schicksalsstunde für ihn! Wenn die Geliebte ihm nach diesem rückhaltlosen Geständnisse nicht zürnte, dann, sagte er sich, erwiederte sie seine Liebe, und sein Leben

war von dem Augenblicke an mit dem ihren verknüpft, unlöslich, bis an das Ende seiner Tage. Ach, er sollte nicht blos während der langen Stunden dieser Nacht, sondern noch einen vollen Tag auf die Entscheidung harren. Die Damen fuhren am nächsten Morgen nach Achensee und kehrten erst zu später Nachtstunde zurück. Hermann war im Fieber. Er konnte keinen Bissen über die Lippen bringen, und zum ersten Male beschlich Richard, der den Freund beobachtete wie ein Arzt seinen Patienten, eine bange Besorgniß.

Endlich nach zwei schlaflosen Nächten sah Hermann die Geliebte wieder. Sie stand mit den Cousinen am See-Ufer und begrüßte die Freunde mit der gewohnten Herzlichkeit. Hermann war bleich, als sollte er ein Todesurtheil vernehmen. Doch als Richard mit dem blonden Mädchen ein Gespräch angeknüpft hatte, schlüpfte Hildegard an die Seite ihres getreuen Verehrers und sagte mit halblauter Stimme, die ihm weicher, süßer, berückender klang als je: „Ihre Gedichte sind sehr, sehr schön, sie freuen mich unsinnig, Hermann! Ich glaube, ich habe wirklich ein bischen geweint, als ich sie las! Ich bin sehr stolz auf die Verse und sie liegen wohlverwahrt neben meinem Tagebuch und den Briefen meiner liebsten Freundin; den Schlüssel trage ich immer bei mir!" Sie zog ein rothes, feines Schnürchen aus dem Kleide und zeigte dem in überschwänglichem Glücke dahintaumelnden Jungen das kleine Schlüsselchen, das er mit Andacht betrachtete. „Ich habe Ihnen auch ein Andenken mitgebracht!" fuhr sie fort und drückte ihm ein Zweiglein

blauer Vergißmeinnicht in die Hand; um den Stengel der Blume hatte sie eine Flechte des eigenen glänzenden Haares gewunden.

Ach, nur erste Liebe kann so selig machen, wie Hermann es in dieser Stunde war. Er schwebte auf einer leuchtenden Wolke hoch über seinem gewohnten engen, kümmerlichen Leben; und als er dann allein in den See hinausruderte, und in der Einsamkeit Kuß um Kuß auf die duftenden Haarfäden drückte, da zweifelte er nicht mehr daß Hilde ihm gut sei! Wie konnte er noch zweifeln nach alledem? Hatte sie nicht den Druck seiner Hand erwiedert, immer wärmer und länger, hatte sie nicht, so oft sie sich trennten, nach ihm zurückgesehen, wie er nach ihr? Und sagte ihm nun nicht die Blume, was mädchenhafte Scheu ihr zu bekennen verbot? Bis in seine Träume verspürte er die Seligkeit, die ihn erfüllte.

Am Abende, als Hilde ihm im Mondenschein im Kahne gegenüber saß, wagte er es, seine heißen Lippen auf ihre Hände zu drücken mit solch' scheuer Inbrunst, wie ein Gläubiger die Hände seiner Heiligen küßt.

Ach, der arme Junge ahnte nicht, daß damit der Stern seiner Liebe schon den Höhepunkt erreicht hatte. Hätte er auf das Gespräch der Umgebung gelauscht, so würde er wohl vernommen haben, daß Hilde viel mit einem jungen Manne geneckt wurde, der bei der Table d'hôte am Achensee ihr Tischnachbar gewesen war und sie in der auffallendsten Weise ausgezeichnet hatte. Aber der Träumer hörte nichts. So kam die Eifersucht denn über ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel.

Es war auf dem Rückwege von einem Ausfluge nach Kreuth. Die jungen Leute gingen singend voraus, und die schlichten Volksweisen klangen frisch und munter von ihren jungen Lippen. Keiner aber sang mit so übervollem Herzen, wie Hermann. Er durfte das geliebte Mädchen am Arme führen und bei jedem zärtlichen Worte, das der Text der Lieder ihm auf die Zunge legte, sah er ihr wärmer und zärtlicher in's Auge; sie lächelte und schien diese wiederholte Liebeserklärung wohl zu verstehen. Plötzlich aber stockte der Gesang, ein Wagen kam die Chaussee herabgerollt, und während Hilde erröthete, flüsterten die Cousinen: „Da drinnen saß ja Hilde's Tischnachbar! Er ist ihr nachgereist! Wir sagten es ja gleich!" Im selben Augenblicke aber hielt der Wagen. Ein übergroßer junger Mann sprang heraus, grüßte verbindlich und schritt dann auf Frau Buchdorf zu, um sie dringend einzuladen mit dem Fräulein — er blickte deutlich genug auf Hildegard — die freien Plätze in seinem „Landauer" einzunehmen. Hilde hatte den Arm ihres Begleiters losgelassen und schaute sehr freundlich in das runde, weiß und rothe Gesicht des fremden Mannes empor; es entstand eine leichte Pause. Frau Buchdorf aber, die längst über den weiten, ihr noch bevorstehenden Weg geseufzt hatte, konnte den lockenden Kissen des Wagens nicht länger widerstehen. Sie nahm die Einladung an, und Hilde folgte ihr trotz der flehenden Blicke Hermann's, der gar nicht wußte, wie ihm geschah. Der junge Mann, welcher sich bereits am Achensee als Großhändler Bergmann aus B. vorgestellt hatte, half den Damen in den

Wagen und nahm dem schönen Mädchen gegenüber Platz. Bald wehte Hilde's heller Schleier in der Ferne.

Hermann starrte dem dahinrollenden Gefährt nach und Thränen traten ihm in die Augen, Thränen der Eifersucht, der Enttäuschung, der zornigen Wuth auf den Eindringling.

Herr Bergmann ließ sich in Tegernsee nieder. Er miethete sich die schönsten Zimmer im Gasthofe, man sah ihn fast niemals zu Fuß gehen; die Kutscher und Gasthofbediensteten behandelten ihn trotz seines hochfahrenden Wesens mit zuvorkommender Höflichkeit: bald verbreitete sich in dem kleinen Orte das Gerücht von dem Reichthum des Fremden. Er schien demselben auch nicht entgegenwirken zu wollen, sondern erzählte viel von den fashionablen Badeorten, an welchen er sich aufgehalten, moquirte sich über die primitiven Verhältnisse, die er in dem vielgerühmten bayrischen Gebirge vorgefunden, und zeigte den Reizen der Natur gegenüber die Blasirtheit eines Menschen, der Besseres gesehen hat. Uebrigens machte er gar kein Hehl daraus, daß nur Hildegard's auffallende Schönheit ihn in dem „unbedeutenden Neste" zu fesseln vermöge. Das junge Mädchen nahm die ihr dargebrachte Auszeichnung lächelnd auf, wie einen schuldigen Tribut. Klara und Hedwig, die seit der Ankunft des „Nabob", wie sie den Fremden getauft hatten, sehr übellaunig geworden waren, behaupteten freilich, die Cousine sei unausstehlich vor Uebermuth und Selbstüberschätzung und fange bereits an, als getreues Echo ihres vielgereisten Verehrers, sich über die ländliche Einfachheit lustig zu machen, mit

welcher sie doch bisher so wohl zufrieden gewesen. Hilde war unbefangen und freundlich wie immer, auch gegen Hermann, als verstände sie den stillen Vorwurf nicht, der doch deutlich genug in seinem blassen, traurigen Gesichte zu lesen war. Sobald sich übrigens Herr Bergmann in der Gesellschaft befand, schaute sie über den armen Jungen so gleichgiltig hinweg, wie über die Wiesenblumen, die ihren Werth für sie verloren hatten, seitdem täglich große, duftende Rosenbouquets des neuen Verehrers auf ihrem Tische standen. Das Zusammenleben aber ward immer ungemüthlicher. Trotz aller Anstrengungen, die der junge Großhändler machte, um sich die Sympathien der jungen Leute zu erringen, gelang es ihm nicht. Ja, je mehr Hildegard sich von seinem goldenen Nimbus verblenden ließ, desto einiger standen die Uebrigen in ihrer instinktiven Abneigung dem hochfahrenden Eindringling gegenüber. Besonders Hermann wies jedes Entgegenkommen des „Nabob“ mit solch' stolzem Selbstbewußtsein zurück, daß Richard ihm bewundernd auf die Schultern klopfte.

Ach, hätte er dem Freunde in's Herz sehen können, er wäre erschrocken! Hermann gehörte zu jenen reinen, ernsten Naturen, welche Verrath und Treulosigkeit nicht zu fassen vermögen, welchen die Welt aus den Fugen zu gehen, das eigene Gehirn zu zerspringen scheint, wenn sie betrogen werden. Zum Glück kam die Krisis, das Ende seines verzweiflungsvollen Seelenzustandes der Ungewißheit bald heran. Man tanzte wieder im Gasthause, wie an jenem unvergeßlichen Abende, da Hermann zuerst aus

seinem Dunkel hervorgezogen worden war. Hildegard flog fast nur am Arme ihres neuen Verehrers durch den Saal, oder flüsterte mit ihm in einer einsamen Ecke. Ihre vor ein paar Tagen angekommene Mutter schien mit dem Benehmen des Töchterleins ganz einverstanden.

Der Nabob müsse also bereits ernstliche Absichten an den Tag gelegt haben, zischelten die bösen Cousinen. Hermann hatte die Worte vernommen; er stand auf, todtenbleich trat er auf das flatterhafte schöne Mädchen zu und forderte sie zum Tanze auf. Sie war in ein so eifriges Gespräch mit ihrem Nachbarn vertieft, daß sie kaum zu ihm aufsah. Gleichgiltig nahm sie nach einer Weile seinen Arm und drehte sich mit ihm im Takte. Es waren nur kurze Minuten, während welcher Hermann, Arm in Arm mit der Treulosen, durch die heiße Stube wirbelte; aber den Ekel am Tanze, der sich in diesen kurzen Minuten auf seine Seele legte, verlor er in seinem ganzen Leben nicht wieder. An der Thüre angelangt, nahm er den Arm des Mädchens fest in den seinen und zog sie hinaus in den dunklen Flur, und hier ihre Hände fassend und sie festhaltend, rief er mit solch' wildem, düsterem Ernst, daß sie unwillkürlich von ihm zurückwich: „Das muß ein Ende haben, das ist mehr, als ein Mensch ertragen kann!"

„Was ist Ihnen denn — was wollen Sie?" frug sie halb ängstlich, halb zornig.

„Ich will Antwort auf eine Frage: Haben Sie wirklich Ihr Herz von einem Tage zum andern geändert oder waren Sie schon falsch und treulos, als Sie — als

Sie so lieb mit mir sprachen an jenem Morgen, nachdem Sie meine Gedichte gelesen — als Sie mir jene Blumen schenkten?"

Sie hatte ihn anfangs sehr erschrocken und verlegen angesehen, doch schnell kehrte ihr der Leichtsinn und Uebermuth ihres gedankenlosen Köpfchens zurück und sie antwortete mit einem kurzen Lachen: „Aber, Hermann, Sie werden diese Kinderei doch nicht für Ernst genommen haben? Ich bitte Sie! Das war doch nur Scherz!"

Seine Arme sanken herab, er ließ ihre Hände frei, ein Stöhnen brach aus seiner Brust; sie aber hörte es nicht, denn sie war rasch wieder in das Zimmer getreten und stieß lächelnd mit Karl Bergmann an, der ihr mit gefüllten Punschgläsern entgegengekommen war.

Hermann wankte fort. Er gab sich keine Rechenschaft, warum er ging. Unwillkürlich trugen ihn die Füße vorwärts, fort aus dem Bereich der verhaßten Musik, die drinnen wieder begonnen hatte, fort in die Einsamkeit, fort von den Menschen.

Es war nur ein Scherz! Er hatte sie angebetet wie die Verkörperung alles Schönen, Reinen und Lieben in der Welt; er hatte jedem leisen Erwachen ihres Herzens gelauscht wie einer heiligen Offenbarung; er hatte jedes ihrer Worte, jeden Blick, jeden Händedruck empfunden und in sich eingesogen mit der Schwärmerei eines Jünglings, mit dem Ernst eines Mannes. Und das war Alles nur Scherz gewesen! O, sie hätte ihm nichts erwiedern können, was ihn tiefer, bitterer verletzt hätte, als dieses Wort. Es zeigte ihm, daß er die Sprache der Men=

schen nicht verstand, daß er wie ein kindischer Thor ihr frivoles Tändeln für Wahrheit genommen, seine goldreinen, klaren Empfindungen eingetauscht hatte gegen werthlose Kupfermünzen! Wie in der Fremde fühlte er sich nun in der Welt, verlassen, heimathlos, als wäre jedes Band zwischen ihm und den Fröhlichen zerrissen, und ein schwerer, schwerer Stein wälze sich ihm auf das Herz, daß es nun nie, nie wieder einem Menschen liebevoll entgegenschlagen könne.

Die Nacht ward immer stiller, immer leuchtender fluthete das Sternenlicht über den schweigenden Wald herab, und noch lag Hermann wie ein verwundetes Wild unter einem Baume und konnte den Gedanken nicht fassen, daß er wieder unter Menschen zurückkehren müsse. Plötzlich aber wurden Stimmen laut, Lichtschimmer drang durch das Dunkel, und wie er unwillkürlich die Hände vom Gesicht zog, sah er in die Augen des ängstlich über ihn gebeugten Freundes, der seit Stunden nach ihm suchte und nun ganz ärgerlich ausrief: „Aber wie kannst Du uns solchen Schrecken einjagen, Hermann! Wie magst Du diese dumme Geschichte überhaupt so tragisch aufnehmen?“

Richard bereute den Satz in jäher Bestürzung, als nun der Laternenschein auf das Gesicht des Freundes fiel, der aufgesprungen war. Er hätte jede Antwort, auch eine zornige, lieber ertragen, als dieses peinliche Schweigen, in welchem Hermann nun neben ihm weiter schritt. Richard hatte sich auf kühle Vernunftworte vorbereitet, er hatte seine witzigsten Bemerkungen über den Rivalen des Freundes, seine ganze boshafte Kritik über das Benehmen Hilde-

gard's auf diesen Moment der Krisis aufgespart. Und nun war vor diesem stummen, verzweiflungsvollen Seelenschmerz all' seine Weisheit verflogen, und das eigene Herz schlug ihm so bang, so vorwurfsvoll, als sei er der Mitschuldige an einem Frevel geworden. Und war's nicht so? Hatte er nicht mit dem Funken gespielt, dessen Gefahr er nicht kannte? Nun stand er machtlos vor der Flamme, die er lachend angefacht. Ach, in dieser traurigen endlosen Nacht, während er Wache hielt an dem Lager des Freundes und die müden Augen nicht zu schließen wagte, in der heißen Angst, Hermann könne sich ein Leid anthun, da ging auch ihm ein Stück Kinderleichtsinn auf immer verloren, und der erste Schatten fiel auf seine sonnige Seele.

Am Morgen brachte ein Dienstmädchen eine offene Karte: eine Einladung an die beiden Freunde zu der am Abend stattfindenden Verlobung des Fräuleins Hildegard Ermanns mit Herrn Karl Bergmann.

Mitleid, Entrüstung, Zorn und Beschämung ergriffen Richard, er riß die Karte in Stücke und schleuderte sie von sich und rief: „So sollst Du die Erinnerung fortwerfen, Hermann, an ein Mädchen, das sich durch Gold erkaufen ließ!"

„Ich werde zu vergessen suchen," sagte Hermann. Es war fast das erste Wort, das er seit gestern sprach.

Mit bewegtem Herzen erfaßte Richard die Hände des Freundes und saß so neben ihm in stummer Theilnahme, während vom Nachbarhause Gläserklirren und Hochrufe vernehmbar wurden und helle Damenkleider an den Fen-

stern vorüberflatterten: die Vorfeier der Verlobung im Familienkreise.

Am anderen Morgen lockte ein mit vier Pferden bespannter, blumengeschmückter Wagen die Schiffer und Landleute auf die Straße. In dem Wagen saß das Brautpaar mit den Eltern des Mädchens. Sie fuhren der Stadt zu.

Hermann sah das prunkvolle Gefährt vorüberrollen, aber keine der hellen, trotzigen Knabenthränen, die er noch vor Kurzem geweint hatte, trat ihm in die Augen, keine Miene zuckte. Kalt und erstarrt lag ihm das Herz in der Brust, als wäre er gestorben in jener Sternennacht im Walde, und nur sein gleichgiltiger Schatten wandelte noch in den Reihen der Lebendigen.

2.

Zwei Jahrzehnte waren seit jenen Sommertagen verflossen; sie hatten nicht nur in den politischen Verhältnissen des Landes, sondern auch in den Anschauungen, in den Bestrebungen der Einzelnen einen bedeutenden Umschwung gebracht. Neue Verkehrswege hatten sich eröffnet, an den Seen waren die Villen gleichsam aus dem Boden herausgewachsen; die Stadt, in welcher unsere Erzählung weiterspielt, hatte sich wesentlich erweitert und verschönert. In all' dem Wechsel, den die Jahre in dem rastlos fortschreitenden Jahrhundert gebracht, war aber eines unverändert geblieben: die treue Neigung der beiden nun zu Männern herangewachsenen Freunde. Die Namen: „Dr. Richard Horsting, Advokat," und „Dr. Hermann Leupracht,

Sekretär im kgl. Archiv," standen dicht nebeneinander an der Thüre einer eleganten, im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Wohnung. Die Eltern waren längst gestorben; im selben Jahre hatte sich über der glänzenden Existenz des Bankdirektors und über dem vergrämten, freudlosen Dasein des Lehrers das Grab geschlossen. Hermann lebte einsam und vergrub sich mit seinen bitteren Erinnerungen in die Bücher, in das Studium der Geschichte, dem er sich zugewendet, während Richard als liebenswürdiger Gesellschafter und wohlhabender junger Mann der Löwe auf den Bällen, in den Salons der Residenzstadt wurde. Er war dreißig Jahre alt, als er zum ersten Male an sich selbst jenen Ernst der Liebe erfuhr, den er an Anderen wie ein unbegreifliches Phänomen beobachtet hatte. Und so mächtig war der Zauber, welchen die sanfte kleine Frau mit den blauen treuen Augen, die er nach kurzen glücklichen Bräutigamstagen in sein schönes Heim führte, auf den Flatterhaften ausübte, daß er alle seine früheren gesellschaftlichen Beziehungen an ihrer Seite vergaß und mit seinem jungen Weibe wie auf einer stillen, weltfernen Insel die Tage verlebte. Aber auch sein sonniges Dasein sollte ein schwerer Schatten trüben. Seine Frau starb nach kaum dreijähriger Ehe.

In diesen Trauertagen schlossen sich die beiden Freunde inniger als je aneinander an. Auch für Hermann war mit dem schönen jungen Geschöpf ein guter Engel geschieden. In dem harmonischen Heim des Freundes, in dem warmen Hauch der Liebe, welcher von der blonden Ernestine ausströmte, hatte auch er seine Bitterkeit vergessen, seinen

einsiedlerischen Gewohnheiten entsagen gelernt und den Glauben wiedergefunden an weibliche Güte. So konnte er am wärmsten den Schmerz des beraubten Gatten verstehen. Richard hatte sich's gelobt, daß kein neues Eheglück ihm die Erinnerung an seine erste große Liebe verdrängen sollte, und er hielt diesen Schwur; aber seine Natur war jugendfrisch und elastisch genug, um über die Schwermuth zu siegen, die sich seiner nach dem schweren Verlust bemächtigt hatte. Er fand in der Arbeit eine Heilquelle, einen Trost, und erwarb sich bald einen über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinausgehenden Ruf als Rechtsanwalt.

An einem trüben, stürmischen Herbsttage harrte schon eine Anzahl der verschiedensten Klienten auf den Beginn der Sprechstunde, als der Diener einer großen verschleierten Dame die Thüre des Empfangzimmers öffnete. Dieselbe war höchst einfach gekleidet und verbarg nur mühsam die Aufregung, welche ihr die bevorstehende Unterredung verursachte.

Sie war die Letzte, welche vorgelassen wurde. Schweigend, mit einer leichten Verbeugung bot ihr der Rechtsanwalt einen Stuhl.

„Darf ich bitten, daß Sie mir Ihren Fall vortragen?" sagte er dann, indem er den vor ihm liegenden Papieren noch einige Bleistiftnotizen beifügte.

Die Dame stockte eine Weile. Dann aber sagte sie mit der Hast eines Menschen, der sich seine Rede schon oftmals, vielleicht in schlaflosen Nächten, zurechtgelegt hat: „Ich bitte um Ihren Beistand in folgender Angelegenheit.

Ich habe ein einziges Kind, eine Tochter. Dieselbe wurde bald nach ihrer Geburt von den Großeltern, den Eltern meines Mannes, adoptirt. Die Verhältnisse, welche mich damals zu der Trennung von meinem Kinde zwangen, haben sich nun verändert, und ich möchte die Adoption rückgängig machen, da mir nicht blos das Zusammenleben mit meiner Tochter, sondern auch jeglicher Verkehr mit ihr verweigert wird. Ich habe alle Mittel versucht, um mir gütlich zu meinem Rechte zu verhelfen, doch so erfolglos, daß ich mich entschloß, bei dem Gesetze Hilfe zu suchen."

Doktor Horsting hatte aufmerksam zugehört.

„Ist die Adoption in aller Form Rechtens, vor Gericht, vor Zeugen vor sich gegangen?"

„Ja."

„Und haben Sie und Ihr Mann zu dieser Adoption Ihre Einwilligung gegeben und durch Ihre Unterschrift diese Einwilligung bestätigt?"

„Ja."

„Dann bedaure ich, daß Sie sich umsonst zu mir bemüht haben, da sich auf dem Wege des Gesetzes nicht gegen die Großeltern des Kindes einschreiten läßt. Sie haben sich mit Ihrer Unterschrift Ihrer mütterlichen Rechte vollständig begeben und dieselben auf die Adoptiveltern übertragen, welchen nun jede Entscheidung über das Leben und den Aufenthaltsort des Kindes zusteht."

Der Advokat machte eine leise Bewegung, als halte er mit dieser in höflichem Tone, aber sehr entschieden gegebenen Ablehnung des Gesuches die Unterredung für beendet. Er hatte an diesem Tage in so viele Schicksale

geschaut, so viele verwickelte Fälle überdacht und besprochen, daß ihm ein Stück Gleichgiltigkeit gegen die Leiden der streitenden Menschheit nicht zu verübeln war.

Die Dame hatte die leise Abfertigung wohl gefühlt, aber sie schien von den gleichgiltig ablehnenden Worten so bestürzt, daß sie nur mit großen überraschten Augen sprachlos zu dem Rechtsanwalte emporstarrte. Dann aber sagte sie mit einem tiefen Aufathmen, als habe sie endlich den Muth zu einem Worte gefunden, das ihr schwer fiel:

„Ich hatte mich absichtlich an Sie gewendet, Herr Doktor, weil ich von Ihnen mehr Interesse für meine Angelegenheit hoffte, als von einem Fremden. Es scheint freilich, daß Sie sich meiner nicht mehr erinnern; allerdings sind auch sehr viele Jahre verflossen seit jenem Sommer, da ich häufig mit Ihnen und Ihrer Mutter zusammen gewesen bin. Ich heiße Hildegard Bergmann."

Der Rechtsanwalt, der die dunkle Erscheinung bis jetzt nur mit einem gleichgiltigen Blicke gestreift hatte, sah in jäher Ueberraschung auf. Nun erkannte er sie freilich wieder. Das war derselbe kleine, etwas aufgeworfene Mund, die niedrige Stirn, die hübsch gewölbten Brauen über den dunklen Augen; aber die Jahre hatten diesem Gesichte, das einst so übermüthig in die Welt gelacht, nicht blos die Jugendfrische geraubt, sie hatten seinen Ausdruck auch so vollständig verändert, daß Richard über diese Wandlung erschrak. Es ging ihm seltsam. Hätte Hildegard in Sammt und Seide vor ihm gestanden, er würde sich wohl im ersten Augenblicke der alten Anklage gegen sie erinnert und nur mit kühler Höflichkeit der früheren

Beziehungen gedacht haben; aber vor dieser bescheidenen, verblühten Frau vergaß er gänzlich das Unrecht, das sie als Mädchen dem Freunde zugefügt, und er sagte mit Herzlichkeit und mit warmem Händedruck: „Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, und Sie dürfen natürlich meines wärmsten freundschaftlichen Interesses versichert sein. Nur," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „ändert mein Interesse natürlich nichts an dem Gesetze, das, wie ich Ihnen zu meinem Bedauern wiederholen muß, sich in diesem Falle gegen Ihren begreiflichen Wunsch ausspricht. Aber darf ich mir die indiskrete Frage erlauben, wie Sie damals dazu kamen, diese Einwilligung zu geben, da, wie ich nach Ihren Worten annehmen kann, die Großeltern Ihnen nicht sehr wohlgeneigt sind?"

„O, wie oft habe ich mir selbst diese Frage vorgelegt," erwiederte Hildegard mit einem tiefen Seufzer. „Die Antwort darauf ist leider nicht kurz zu fassen; doch wenn Sie Zeit haben, mich anzuhören, möchte ich Ihnen gerne die näheren Umstände erzählen, vielleicht entlassen Sie mich doch nicht so ganz ohne Hoffnung."

„Ich bitte darum," sagte der Doktor.

Trotzdem entstand eine Pause. Hildegard sah nachdenklich vor sich nieder und Richard brach zuerst das Schweigen mit der Frage: „Wie verhält sich denn Ihr Gatte in dieser Angelegenheit?"

„Ich bin Wittwe, seit vierzehn Jahren schon," erwiederte sie mit ruhiger Stimme.

„So früh sind Sie Wittwe geworden? Wer hätte das gedacht!"

Sie sah noch immer vor sich nieder. „Ja, wer hätte das gedacht! Es ist keine fröhliche Lebensgeschichte, die ich vor Ihnen zu entrollen habe."

„Möchten Sie mir nicht lieber in meinen Privatsalon folgen, gnädige Frau?" sagte Richard. „Wir sind hier nicht ganz unbelauscht, und ich kann Ihnen in diesem Geschäftszimmer nicht einmal einen bequemen Stuhl anbieten."

Hildegard war einverstanden und betrat an dem Arm des Jugendgefährten das behagliche, hellbeleuchtete Wohngemach. Dicht am Fenster stand, von Blattpflanzen umgeben, auf dunkler Staffelei das lebensgroße Bild von Richard's verstorbener Gattin. Sie nahm dem Porträt gegenüber auf einem niederen Fauteuil Platz und begann ihre Erzählung:

„Sie haben mich als Mädchen gekannt, Herr Doktor; Sie wissen am besten, welch' gedankenloses, kindisches Ding ich war, als ich mich verlobte. So werden Sie sich auch gar nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß es mir in meiner Brautzeit wenig Skrupel machte, von meinen künftigen Schwiegereltern nur kurze, steifgemessene, kaum der Form genügende Briefe zu erhalten, und von der Verwandtschaft, in welcher ich künftig leben sollte, kein Zeichen des Wohlwollens zu empfangen. ‚Bin ich erst einmal dort,' dachte ich mir, ‚so wird Alles gut werden.' So war unsere Brautzeit denn eine Reihe von Festen; ich schwelgte in meinem jungen Glück; nicht, wie andere Mädchen wohl, in der stillen Seligkeit des Wiedergeliebtwerdens, sondern in dem ungewohnten Glanz, mit welchem mein

Verlobter mich umgab, in lauten rauschenden Vergnügungen, in vollbefriedigter Eitelkeit. Ich bin im vollen Sinn des Wortes in die Ehe hineingetanzt. Durch Triumphbögen zogen wir fort, von lustigen, geliebten Menschen geleitet, im hellsten Sonnenschein; fort in all' das Glück, das ich mir von der Ehe träumte, in den Taumel der Hochzeitsreise.

Erst an dem Tage, als wir in die düstere Fabrikstadt einfuhren, in welcher nun meine Heimath sein sollte, als wir das Haus der Schwiegereltern betraten, kam ein Gefühl der Leere, der Stille über mich, daß ich weinen mußte. Ein kalter, freudloser Empfang! Eine mürrische Dienerin half mir aus der Droschke und führte uns auf unsere Zimmer so gleichgiltig, als wären wir Fremde, die zum ersten Male einen vornehmen Gasthof betreten. Nichts von den Transparenten, den Blumen, den beglückwünschenden Worten, die ich erwartet hatte: man feierte kein Fest zu unserer Ankunft. Sehr verstimmt sah ich dem Abende entgegen, an dem ich erst der neuen Familie vorgestellt werden sollte. Ach, ich hatte nie solch' frostiges Zusammensein an einem Tische erlebt, hatte solche „Gefrorenheit" nie für möglich gehalten! Ich wollte liebenswürdig sein, wollte all' meinen Frohsinn entfalten und lachend, muthwillig diese fremden Menschen erobern, die mir nun nahestehen sollten. Bisher war mir's ja stets geglückt, zu gefallen, wenn ich mir Mühe gab. Aber zum ersten Male stockte mir nicht blos jedes Lachen, es fehlte mir auch jedes Wort in der Kehle. Ich stand nicht blos fremden Menschen gegenüber, ich stand in einer Familie, die mich

als Eindringling betrachtete, die mir übel wollte, die mich haßte. Man vergab es mir nicht, daß ich ein armes Mädchen war. Ueber den Schwiegervater hätte ich mich am wenigsten zu beklagen gehabt; aber — ich muß einschalten, daß ich die Sachlage natürlich nicht an dem ersten Abend, sondern nur allmählig, ja erst nach Jahren durchschauen lernte — aber der Schwiegervater war mit Leib und Seele Kaufmann und interessirte sich nur mäßig für die Dinge, die nicht in sein Geschäft einschlugen. In dem Geschäft mag er auch wohl der Herr gewesen sein; in seiner Familie war er's nicht, hier hatte seine Gattin die erste Stimme. Sie aber war meine entschiedene Feindin, und sie gab die Parole ab für alle Uebrigen. Sie hatte früh geheirathet und war damals noch eine junge hübsche Frau. Den erwachsenen Sohn hatte sie bis jetzt mit einer fast koketten Zärtlichkeit verwöhnt und verhätschelt. Nun sollte sie sich daran gewöhnen, ihn als Mann, als Ehemann zu betrachten, seinen Arm, an den sie sich so gern gehängt, einer Anderen zu überlassen. Das schien ihr unerträglich. Und nachdem sie ihre Einwilligung zu unserer Ehe gegeben, nur um Ruhe zu bekommen, weil sie Debatten und vieles Hin- und Herreden haßte, war sie fest entschlossen, mich wie ein lästiges Stück Hausrath zu behandeln, das der Sohn von der Reise mitgebracht und dem man nun einen Platz einräumen müsse, an welchem es am wenigsten im Wege stehe. Sie tadelte Alles an mir: meinen Dialekt, mein Lachen, das ihr die Nerven angriff, meine offenen Haare, auf die ich so stolz gewesen, meine Toilette, meine Manieren; was ich sagte und that,

ward kritisirt und gemißbilligt. Dadurch verlor ich aber meinen einzigen Vorzug: eine natürliche, unbefangene Munterkeit; ich gab trotzige Antworten und benahm mich wirkliche wie ein unartiges Schulmädchen. Diese Frau erschien mir als Verkörperung aller Bosheit und Tücke. Jetzt, mit besserer Menschenkenntniß, sehe ich freilich ein, daß ich nur ihrer Eitelkeit, ihrem kleinlichen Hochmuth hätte schmeicheln müssen, um sie milder zu stimmen; daß sie weniger schlecht, als schwach und verwöhnt war, gerade wie ich.

Mein Gatte stand wohl auf meiner Seite in dem Kampfe, den wir zwei verzogenen Frauen gegeneinander weiterspannen, aber er konnte sich in eine Opposition gegen die Mutter, die ihm bis jetzt jeden Wunsch, jede Grille erfüllt hatte, nicht wohl hineinfinden. Ach, wäre er ein Mann gewesen, im vollen Sinne dieses Wortes, er hätte die Rechte seiner Gattin zu wahren verstanden, ohne diese unerquicklichen Reibereien, dieses tägliche Gezänke, diesen kleinlichen Krieg, dieses Dienstboten-Geträtsche, das den Riß nur schlimmer machte. Genug, es ward unerträglich, und es schien nur der Ausdruck einer längst gefühlten Nothwendigkeit, als mein Mann eines Tages erklärte, er wolle aus dem Geschäfte des Vaters austreten und selbstständig in einer anderen Stadt ein neues begründen. Damals athmete Alles auf bei dem Gedanken an die Trennung, und die Mutter machte ihren vollen Einfluß auf den Gatten geltend, um ihn zu der Herausgabe des nöthigen Vermögens zu überreden. Später hat man freilich behauptet, die unglückselige Idee einer Etablirung sei nur von mir ausgegangen. Als ob ich eine Stimme gehabt

und für meine Ideen jemals auf Ausführung hätte rechnen dürfen, wenn die Schwiegermama es nicht wollte!

Also wir zogen fort, und ich war selig. Angst vor der Zukunft hatte ich nicht. Was verstand ich von Geschäften, von dem Risiko eines neuen Handlungs-Unternehmens? Ich hielt meinen Mann für ungeheuer reich, und wenn er mir seine Pläne vortrug mit all' den großen kaufmännischen Ausdrücken, so glaubte ich auch an seine hervorragende geschäftsmännische Bedeutung. Ach, daß ich eine verblendete Thörin war, das kann ich freilich nicht leugnen; nur den Vorwurf gewissenloser Verschwendung, der mich später häufig traf, weise ich als ungerecht zurück. Ich richtete unser Leben ein, wie mein Mann es verlangte; er schalt bei jeder sparsamen Gewohnheit, die ich von Hause mitgebracht, über meine kleinbürgerliche Erziehung; er war in dem Begriffe aufgewachsen, daß Bildung und Feinheit nach den Kleidern und dem äußerlichen Aufwand zu beurtheilen seien.

Wäre ich eine kluge Frau gewesen, ich hätte freilich die Sachlage durchschaut und eine Reform in der Lebensführung für nothwendig erachtet, als sich nach Jahresfrist die unbezahlten Rechnungen auf dem Schreibtisch meines Mannes häuften, als seine Miene immer finsterer wurde und er sich oft Tage lang in seinem Zimmer einschloß, ohne in's Comptoir zu gehen. Wenn ich dann frug, ob er krank sei, ob man ihn im Geschäft nicht brauche, so antwortete er sehr übellaunig: „Das ginge mich nichts an; er hätte keine Lust, sich jeden Tag zu plagen und zu schinden wie ein Lastthier." Ein andermal ersann er

auch wieder die lustigsten Ausreden, um nur zu Hause bleiben, auf dem Sopha liegen oder zum Fenster hinunter schauen zu können. Ich freute mich seiner Gesellschaft, besonders wenn er guter Laune war, und so lebten wir weiter wie leichtsinnige Kinder.

Ach, ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, wie allmählig die Wolken immer dichter und näher herankamen. Sie sehen Alles voraus, nicht wahr? Das neue Geschäft hätte eine volle, tüchtige Kraft, einen energischen Kopf erfordert. Mein Mann aber war an keine Arbeit gewöhnt und mußte in allen wichtigen Fragen die Entscheidung seinem Buchhalter überlassen. In dem Comptoir seines Vaters hatte er nur äußerliche Dinge gelernt und den Großhändlern ihre Manieren abgeguckt. Den Warnungen seines Vaters gab er kein Gehör, und statt klein und bescheiden zu beginnen, ließ er sich gleich in großartige Spekulationen ein. Es war bald große Ebbe in seiner Kasse und er mußte an die Eltern appelliren. Die Hilfe kam, aber seine Verlegenheit diente ihm nicht zur Lehre. Er stürzte sich in neue Verbindlichkeiten, kaufte, bestellte, unterzeichnete Wechsel und überließ sich einmal willenlos seinem Buchhalter, um ein andermal sich über denselben zu ärgern und ganz eigenmächtig einzugreifen. Es ging abwärts, abwärts auf einer schiefen Ebene. Wir kontrahirten neue Schulden, um die alten zu decken, da- und dorthin hatten wir schon bittende Briefe schreiben müssen; bald schien von allen Seiten die Hilfe erschöpft und es öffnete sich doch immer drohender der Abgrund, in welchen wir hinunterrollten. Nun war ich längst in die ganze Misère eingeweiht. Ich

sah in unseren prunkvollen Zimmern, hinter den Seidenmöbeln, neben dem Silbergeschirr das Gespenst der Armuth herumschleichen; ich hörte die Dienerschaft zischeln hinter meinem Rücken und begegnete auf der Straße schon manchen Bekannten, die zur Seite schauten, wenn ich sie grüßen wollte. Diese entsetzlichen Tage waren so plötzlich über mich gekommen, so jählings war ich aus meinen rosigen Zukunftsträumen geweckt worden, daß ich nur Thränen, endlose Thränen hatte über mein Loos; aber ich mußte die Augen trocknen, um die Dienstboten nicht errathen zu lassen, auf welch' schwankem Boden wir standen, und hörte noch obendrein harte, lieblose Worte von meinem Manne, so oft er mich mit verweintem Gesichte traf. Nun nannte er mich die einzige Ursache seines Elends und ließ es mich entgelten, daß ihm der Kopf voll Sorgen steckte und das Gespenst des Bankerotts ihn aus seinen Büchern angrinste. Besonders wenn er bei den Eltern gewesen war, um ihre Hilfe anzuflehen, war er ganz das Echo seiner Mutter.

In diesen Tagen des Unfriedens, des Jammers, der Verzweiflung kam mein Kind zur Welt. Der Arzt glaubte, ich würde sterben. Aber meine Jugend überstand das heftige Fieber, in das ich verfallen war; nur blieb ich schwach und bleich und konnte mich nicht erholen. Wie kann man gesund werden, wenn jeder Tag neue Aufregungen bringt und die bitteren, angstvollen Gedanken sich in der Nacht weiterspinnen und den Schlaf rauben.

Ich fühlte mich körperlich so erschöpft und geistig so gebrochen, so muthlos, daß ich nur einen Wunsch

hatte, zu schlafen, immer, immerfort zu schlafen. Wenn ich das Kind in den Armen hielt und es mich mit seinen großen klaren Augen anschaute, dann liefen mir immer neue Thränen über die Wangen und das Herz that mir weh, als müsse es zerspringen; aber ich fühlte nur Schmerz, kein Mutterglück, und sein Anblick weckte mir keine neue Energie und keine neuen Lebenshoffnungen.

So saß ich eines Tages nach einem Spaziergang von kaum einer Viertelstunde, der mich aber todmüde gemacht hatte, an der Wiege des kleinen Mädchens, das über zwei Monate alt geworden war und prächtig gedieh, als plötzlich mein Mann mit verstörtem Gesicht in's Zimmer stürzte. „Nun ist Alles aus und nun komme ich auch noch vor Gericht, in's Gefängniß, nun bleibt mir nichts übrig, als mich in's Wasser zu stürzen." So rief er und schlug sich mit den Händen vor die Stirne und raufte sich die Haare und warf sich auf dem Teppich nieder. Sie wissen, er war ein sehr großer Mensch, hochgewachsen, mit breiten Schultern; es bildete daher einen kläglichen Kontrast, diesen Riesen von Gestalt sich so hilflos geberden zu sehen, und mit all' der Selbstsucht einer kranken, nervös verstimmten Frau dachte ich in dem Augenblicke nur, wie unglücklich ich doch sei, einem solch' feigen, schwachen Manne anzugehören. Doch als ich endlich aus seinen verworrenen, verzweifelten Worten den wahren Sachverhalt verstehen konnte, da schreckte ich freilich aus meiner Lethargie empor und sah verzweifelnd ein, daß man noch elender werden könne, als wir schon gewesen waren. Der Unglückselige hatte in einem Augenblicke der Noth, da ihm keine

andere Wahl blieb, als sich bankerott zu erklären oder eine fällige Zahlung zu leisten, einen Wechsel auf seinen Vater gezogen und dessen Accept — gefälscht, verführt durch den Umstand, daß seine Handschrift der des Vaters wirklich täuschend ähnlich sah. Ich verstehe zu wenig von kaufmännischen Dingen, um klarzulegen, mit welchen Illusionen mein Mann sich über die naheliegende Befürchtung, daß der Betrug ja unfehlbar an den Tag kommen müsse, hinwegtäuschte; jedenfalls hatten diese Hoffnungen sich nicht realisirt und er stand nun schaudernd vor der „vollbrachten That". Ich hatte keinen Muth, dem gänzlich Vernichteten Vorwürfe zu machen; ich sah nur den einen Ausweg: dem Vater Alles zu gestehen; er konnte seinen Sohn nicht in Schimpf und Schande bringen! So bat und flehte ich denn, er möchte sich doch aufraffen zu diesem Entschlusse, ehe es zu spät, ehe Alles entdeckt worden; aber er wollte nicht gehen ohne mich. Wenn er allein reisen müsse, dann würde er in seiner Verzweiflung sich wohl nimmermehr über die Schwelle des elterlichen Hauses wagen, sich lieber über die Brücke in den Strom stürzen. Er wisse, wie zornig der Vater sein könne, wenn es sich um kaufmännische Ehre handelte.

Ach, mir bangte wirklich, er könne sich ein Leid anthun, und so fuhr ich mit. Aber wahrlich, ich habe während dieser Reise jede Tagelöhnerin, die am Wege arbeitete, jede Bauernmagd, die auf dem Felde stand und dem Bahnzug nachschaute, um ihr Loos beneidet.

Als wir angekommen waren, zog mein Mann seinen Vater, den er aus dem Comptoir hatte rufen lassen, in

ein Nebenzimmer; sie schlossen die Thüre, und ich saß zitternd voll Todesangst vor der Frau, die mich haßte, und mußte wehrlos alle ihre Vorwürfe über mich ergehen lassen, mit dem furchtbaren Bewußtsein, daß ihr das Schlimmste ja noch zu hören vorbehalten war. Wir hatten uns nicht mehr gesehen, seitdem die Dinge einen so düsteren Verlauf genommen. Ach, in diesem stillen Zimmer mit den großen, prunkvollen Möbeln kam ein Gefühl der Zerknirschung über mich, daß ich Alles glauben mußte, was die Schwiegermutter mir schluchzend immer wieder versicherte: mit mir sei der Dämon über diese Schwelle getreten, ich hätte den Frieden einer glücklichen Familie gestört, den Ruin des Sohnes verschuldet. Schweigend nur senkte ich den Kopf und fand kein Wort der Vertheidigung. Endlich öffnete sich die Thüre wieder; zerknirscht, bleich und verstört folgte mein Mann seinem Vater, der sehr aufgeregt aussah, geradeswegs auf mich zukam und sagte: „Ihr müßt fort, sobald als möglich, nach Amerika! Das ist meine Bedingung bei dem unverantwortlichen Opfer, das ich meinem Sohne bringe, indem ich ihn diesmal rette. Mein Name soll nicht in Schimpf und Schande kommen, ich will ihn makellos erhalten. Aber von nun an sage ich mich los von Euch — unwiderruflich. Karl hat selbst sein Loos gewählt!"

„Wir müssen fort; wir gehen, nicht wahr, Hildegard?" sagte mein Mann sehr kleinlaut.

Wenn man mir verkündigt hätte, wir sollten Beide zum Tode verurtheilt werden, ich hätte nicht heftiger erschrecken können. „Und mein Kind," stammelte ich.

„Ja, das Kind!“ sagte der Schwiegervater und schüttelte den Kopf. Eine wirre Scene folgte. Ich besinne mich nicht mehr, was ich sprach, was ich hörte.

Ich weiß nur, daß mein Mann mit erhellter Miene behauptete: wir seien gerettet, und daß mir zu Muthe war, als sei Alles verloren. Ein düsterer Stumpfsinn, eine wilde Gleichgiltigkeit kamen über mich, wohl infolge meiner körperlichen Schwäche; und all' die Wochen, die nun folgten mit ihren Mühen und Sorgen, dem Abbruch des Geschäftes, dem Packen der Koffer, dem Versteigern der Möbel, mit all' den Briefen, die ich schrieb und empfing, sind mir nur wie ein wüster Traum in Erinnerung geblieben. Nur der eine Tag steht deutlich vor meiner Seele, der über das Schicksal meines Kindes entschied. Ich hatte den ganzen Morgen mit Reisevorbereitungen zugebracht und fühlte mich krank und müde. Da fuhr plötzlich ein Wagen an dem Hause vor, und heraus stieg meine Schwiegermutter. Sie wollte von dem Sohne noch einmal Abschied nehmen. Sie war milder als sonst. Mein blasses, abgehärmtes Gesicht raubte ihr wohl den Muth zu jedem harten Wort; und als sie nun zum ersten Male ihre Enkelin in die Arme nahm, schaute sie mitleidig darauf hernieder und sagte viel freundlicher, als sie je zu mir gesprochen: „Es ist ein schönes Kind. Laß es mir hier, Hildegard, ich will es adoptiren! Es soll es gut haben bei uns; ich möchte Dir gern diese Sorge abnehmen.“ Ich sah erstaunt zu der Frau auf, die mir bis jetzt so kalt und bös erschienen war und die nun mit dem Kinde im Arm in ganz mütterlicher Freude im

Zimmer auf und ab ging. Noch verstand ich kaum, was sie meinte. Sie aber setzte sich zu mir, schilderte mir, immer wärmer auf mein kleines rosiges Mädchen blickend, die Gefahren der Seereise für das winzige Geschöpf, die Mühen einer neuen Hauseinrichtung mit solch' einem schreienden, hilflosen Würmchen in den Armen, die schlechten Dienstboten, die wir finden würden, die schlechten Schulen, unsere Verlassenheit in dem fremden Land, die unsichere Existenz, der wir entgegengingen, welche erwachsene Menschen ja mit Muth ertragen, die einem Kind aber körperlich oder geistig schaden müßte. Dann kam auch noch mein Mann, dessen Stirne sich ganz entwölkt hatte, seit der Vater ihn vor der Kollision mit dem Gerichte bewahrt und der sich in neuen Illusionen wiegte. Er stimmte vollkommen der Mutter bei; sagte, das Kind sei seine einzige Sorge, und tröstete mich mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Trennung ja nicht für immer sein würde.

Ich kann mir heute noch die Situation vergegenwärtigen, als sei es gestern gewesen: das kahle Zimmer, von dessen Wänden man schon die Bilder und Spiegel genommen, der düstere Herbsttag, das Pfeifen der Lokomotiven, das man vom nahen Bahnhofe hörte und das mir jedesmal mit einem Schreck auf die Nerven fiel, seitdem mir die große Reise bevorstand. Ich sehe mich zwischen den Beiden am Sopha sitzen, höre sie auf mich einsprechen, immer wärmer, lebhafter und dringender mit Bitten, Warnungen, halb verdeckten Vorwürfen; ich kann das Grauen wieder fühlen, das mir auf der Seele lag, den Schmerz,

den meinem müden Kopfe die heftigen Stimmen verursachten; ich besinne mich, daß ich die größte Angst hatte, die Unterredung könne wieder mit einer der alten, heftigen Scenen enden, zu der mir jetzt aller Muth, alle Kraft fehlte, und so nickte ich endlich nach Stunden langem Widerstand schluchzend mit dem Kopfe und gab Alles zu, was sie von mir wollten. Vielleicht hätte ich in der elften Stunde widerrufen und Allem zum Trotz mein Kind behalten, wenn nicht ein furchtbarer Traum gewesen wäre. Als echte Binnenländerin hatte ich nämlich eine unbezwingliche Scheu vor der Seereise, und meine wache Angst vermischte sich dann Nachts mit wilden, entsetzlichen Bildern meiner erregten Phantasie: ich erlebte alle Schrecken eines Schiffsuntergangs. Da ich nun, wie alle unglücklichen Menschen, an böse Ahnungen glaubte, zweifelte ich kaum mehr daran, daß wir den Tod in den Wellen des Oceans finden würden. Mein Herz floß über von Mitleid mit mir selbst, noch mehr mit dem kleinen unschuldigen Geschöpf, das so ahnungslos auf meinem Arme schlummerte. Und so geschah, was nie hätte geschehen sollen: ich gab mein Kind in fremde Hände. — Als das Schiff die Anker lichtete und wir dann draußen schwammen in dem weiten, unendlichen Meer, das ich noch nie gesehen, da hatte ich nur das Gefühl, daß es dem Tode entgegengehe. Doch statt auf dem Schiffe den Tod zu finden, fand ich die Gesundheit wieder. Meine Nerven erholten sich in der Seeluft, und mit der verlorenen Kraft kehrte mir auch einige Jugendhoffnung zurück. Mein Mann steckte mich an mit seinen goldenen Illusionen,

und so kam ich mit viel heitererem Gemüth und viel größerer Zuversicht, als ich seit langen Monaten gehabt, in New-York an. Wir nahmen eine ganz kleine Wohnung; ich selbst besorgte die Wirthschaft. Diese häusliche Thätigkeit that mir gut und machte mir Freude. Wir waren mit hinreichenden Mitteln für den Anfang versehen, die wir theils den Schwiegereltern verdankten, theils aus der Versteigerung unserer Möbel erzielt hatten, und so gestalteten sich die ersten Wochen zu den hoffnungsvollsten, die wir seit langer Zeit zusammen verlebt. Doch die Sorgen blieben nicht aus. Denn als mein Mann täglich heimkehrte, ohne die Stellung gefunden zu haben, die er am Morgen zu suchen versprochen, als er alle Vorschläge, welche von den Vermittlungsbureaux, an die er sich auf meine Bitte gewendet, an ihn gelangten, als „seiner unwürdig" verwarf, die Annoncen, die ich aus den Zeitungen schnitt, achtlos bei Seite schob, da ward mir sehr bange um die Zukunft. Ich war nun nicht mehr das leichtsinnige Kind, das ich am Anfange unserer Ehe gewesen, auch nicht mehr die willenlose, kränkliche Frau, als welche ich die Heimath verlassen. Ich glaubte wieder an mich selbst und begann in meiner Thätigkeit als Hausfrau praktisch zu denken. Wochen, Monate gingen vorüber, unsere Mittel schwanden trotz aller Sparsamkeit, und noch flanirte mein großer, kräftiger Mann unthätig in den Straßen, machte große Pläne, verdiente aber keinen Pfennig. Ich selbst suchte mir Arbeit, die freilich wenig einbrachte, denn ich wußte weder geschickt noch flink mit der Nadel umzugehen. Ich that es hauptsächlich, um meinen Mann

zu beschämen, aber er schämte sich nicht, sondern trödelte weiter. Jetzt gingen mir die Augen auf; ich fing an zu begreifen, was unser Ruin gewesen war, und ich sprach mich frei von der Schuld, die ich so verzagt auf mich genommen hatte. Meine Neigung, die mich trotz aller Trübsal an meinen Gatten gefesselt hatte, gerieth zum ersten Male in's Schwanken. Eines Tages kam Karl mit freudigem Gesichte nach Hause; es sei ihm eingefallen, sagte er, daß er noch eine Empfehlung an einen Verwandten besitze, der in behaglichen Verhältnissen in New-York lebe und der ihm gewiß behilflich sein würde, eine passende Stellung zu finden. Ich hoffte nicht viel von diesem Vetter, und auf den Brief, den mein Mann schrieb, kam auch in der That keine Antwort. Karl aber war voll Vertrauen und bestand darauf, daß wir ihn persönlich aufsuchen sollten. Das thaten wir und wurden genau so empfangen, wie ich es mir vorgestellt, mit jener kühlen, mißtrauischen Zurückhaltung, welche die Neueingewanderten meist von ihren in Amerika lebenden Verwandten zu gewärtigen haben. Nachdem der Vetter aber einen prüfenden Blick auf uns geworfen, ward er freundlicher, entschuldigte sich wegen seiner anfänglichen Kälte, nannte mich seine „liebe Cousine“ und versprach das Seinige zu thun, um unsere Lage zu verbessern und meinen Mann zu placiren. Er hielt sein Wort. Dank seinen Empfehlungen konnte dieser bald darauf in das Comptoir eines großen Geschäftshauses eintreten unter recht anständigen Bedingungen. Es kam wieder ein flüchtiger Sonnenschein über unser düsteres Geschick. Der Vetter besuchte uns

häufig, führte uns in's Theater, zeigte uns die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der Stadt, brachte mir kleine Geschenke und schien sich über das Zusammenleben mit den Verwandten, die er so unerwartet gefunden, herzlich zu freuen. Ich fand das sehr begreiflich, da er ja weder Weib, noch Kind, noch sonst irgend welche nahestehenden Menschen in der großen Stadt besaß und trotz seiner glänzenden Verhältnisse sich einsam fühlen mußte. Kaum aber hatte ich mit der ganzen Elastizität meines Wesens eine Weile mit hellen Augen in die Zukunft geschaut und schon Pläne gemacht, mein Kind nachkommen zu lassen, denn was die Adoption eigentlich bedeutete, darüber war ich mir ja bis heute nicht klar geworden, als ein neuer Sturm losbrach und meine Hoffnungen auf immer vernichtete.

Mein Mann kam eines Tages mit finsterer Miene nach Hause. „Ich gehe nicht wieder in das Comptoir," sagte er, „eben habe ich es dem Prinzipal erklärt. Ich bin es nicht gewöhnt, mich wie einen armseligen Commis behandeln zu lassen!" Ich war empört und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. Er entgegnete mit den alten Beschuldigungen, daß mit mir das Unglück über ihn gekommen, daß ich ihn in's Verderben gebracht; wir schieden in hellem Zorn, das heißt, er nahm seinen Hut und lief davon. Etwa eine Stunde später erschien der Vetter. Er habe von dem voreiligen Schritt meines Mannes gehört, sagte er, und sei gekommen, um mich zu trösten. Um jeder Noth vorzubeugen, habe er auch eine kleine Summe mitgebracht — er legte eine Goldrolle auf den

Tisch, indem er seinen Stuhl neben den meinen heranzog und sich alle Mühe gab, mich aufzuheitern. Er hatte mich in Thränen gefunden und war nun bestrebt, mir die Hände vom Gesicht zu ziehen und mir dann mit seinem parfümirten Battisttuche die Augen zu trocknen. Dabei fiel mir in seiner Miene, in seinem Tone eine Veränderung auf; es wurde mir unheimlich in seiner Nähe, und ich suchte mich von seinen schmeichelnden Händen zu befreien. Er aber fing an von meiner Schönheit zu sprechen, die ihm gleich in der ersten Stunde aufgefallen sei; er schmähte über meinen Mann, der nicht ahne, welches Juwel er besitze; und dann sich zu mir neigend, flüsterte er mit heißen Augen, welche Thorheit ich begehen würde, diesem Manne, der mich in's Elend gebracht, eine unverbrüchliche Treue zu bewahren, besonders da ein Anderer, der mich viel besser liebe, verehre und anbete, gerne bereit sei, unser Elend in Glanz zu verwandeln, wenn ich ihn nur ein bischen lieb haben, ihm manchmal gestatten wolle, mich allein zu treffen, wie heute!

Sprachlos vor Entrüstung hatte ich ihn angehört; seine Miene, seine Blicke, die immer frecher geworden, erweckten mir solchen Ekel, daß ich anfangs nur stumm auf die Thüre deuten konnte. Da sah ich die Geldrolle auf dem Tische liegen, und nun von Zorn erfaßt warf ich ihm das Gold vor die Füße und rief: „Nie, nie wieder sollen Sie's wagen, die Schwelle meines Hauses zu betreten!“

Er murmelte noch einige Worte: ich würde es noch bereuen, er wolle sich rächen, dann ging er. Das Gold,

das verstreut auf der Diele lag, die werthvolleren Geschenke, die ich von ihm erhalten, packte ich sogleich zusammen und brachte sie zur Post. Ich wollte nichts mehr sehen, was mich an den Elenden erinnerte. Ich begegnete meinem Manne auf der Straße; er frug mich freundlich, wo ich gewesen und schien in versöhnlicher Stimmung zurückgekehrt. Auch ich hatte unseres Streites vergessen über den Schimpf, der mir angethan worden, aber ich vermochte ihm nicht zu berichten, was geschehen war; mein Blut kochte noch zu heftig, ich fürchtete, mit allzu gereizten Worten seine Eifersucht zu entzünden, ihn zu einem Streite aufzustacheln. Ich dachte schaudernd an ein Duell. Welch' nutzlose Sorge! Wie schlecht kannte ich meinen Mann! Als ich ihm endlich Abends erzählte, was ihm doch nicht verborgen bleiben konnte, da flammte er nicht auf in der Wuth des beleidigten Gatten; nein, nein, er frug nur ängstlich, kläglich fast: „Und was — was hast Du ihm erwiedert?"

„Was konnte, was mußte ich ihm erwiedern?" rief ich heftig empört über seinen Ton. „Ich warf ihm sein Gold vor die Füße und verbot ihm das Haus!"

Mein Mann sprang auf bei diesen Worten, als wolle er sich auf mich stürzen und mich erwürgen. „Sein Gold?" schrie er wie außer sich. „Thörin! Und was soll nun aus uns werden, wenn er uns nicht mehr beisteht! O, Du willst es durchaus so weit bringen, daß wir auf der Straße stehen und betteln müssen; oder hast Du Schätze vergraben, verborgene Reichthümer, die nun an die Reihe kommen sollen? Es scheint wohl so, da es Dir beliebt, die Stolze zu spielen

und Menschen, die uns wohlwollen, die Thüre zu weisen, Du hochmüthige, verblendete Bettlerin!"

Ich stand vor ihm hoch aufgerichtet und sagte nichts als: „Pfui über Dich!" Der Rest von Liebe für ihn war untergegangen in einem Meer der Verachtung. Dann schloß ich mich in mein Zimmer ein und überdachte mein Elend. Eines nur war mir klar geworden: an der Seite dieses unwürdigen Mannes, der mich nur tiefer und tiefer herunterziehen würde in den Schmutz, in welchem sein Dasein versinken mußte, war meines Bleibens nicht mehr. Am anderen Morgen theilte ich meinem Manne den unabänderlichen Entschluß mit, mich von ihm zu trennen, um mir selbst mein Brod zu verdienen. Nun bat er mich freilich um Verzeihung, nahm Alles zurück, was er gesagt, und versprach Besserung. Aber ich hörte durch seine Worte nur die egoistische Angst durchklingen, daß er nun ganz allein sei und auch für seine kleinste Bequemlichkeit selbst sorgen müsse, und blieb unerbittlich. „Hast Du mich nicht als Last betrachtet," sagte ich, „mich den Fluch Deines Lebens genannt, gerade wie Deine Mutter! Sieh zu, ob es besser mit Dir wird, wenn dieser Fluch von Dir genommen ist."

Damit erreichte meine traurige Ehe ihr Ende. Ich fand ein paar Wochen später eine Stelle in einer amerikanischen Familie. Die Stadt ist groß, meine Zeit war gemessen; ich konnte meinen Mann nur ab und zu in langen Zwischenräumen sehen und wußte nicht, wie er lebte. So oft ich ihn aber traf, erschrak ich über einen tieferen Grad der Versunkenheit, über den gänzlichen

Mangel an Selbstachtung und jenen entsetzlichen Hang zum Müßiggang, der ihn zu Grunde gerichtet. Wie er sich vor dem Verhungern schützte, weiß ich nicht; glaube aber, daß die Eltern trotz ihres entschiedenen Ausspruchs, nichts mehr für ihn zu thun, ihm ab und zu einige Subsistenzmittel zukommen ließen. Schließlich ergab er sich dem in Amerika grassirenden Laster des Brandytrinkens, und ich sah ihn zum letzten Male mit gläsernen Augen, in einem ekelerregenden Zustande; taumelnd kam er auf mich zu und bat mich vor den fremden Kindern, die ich an der Hand führte, um einige Groschen. Einige Wochen später aber erhielt ich einen Brief, in welchem er mir in den überschwänglichsten Worten, wieder voll Hoffnungen und Illusionen, mittheilte, er ginge jetzt nach Kalifornien unter die Goldsucher, und wenn er ein reicher Mann geworden, würde er feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln und mich wieder zu sich nehmen. Dann hörte ich nichts mehr von ihm. Zwei Jahre später aber las ich seinen Namen in der Liste der Verunglückten, die bei einem Brückeneinsturz ihren Tod gefunden. — Lassen Sie mich kurz hinweggehen über die ernsten Jahre der Arbeit, welche nun für mich gekommen waren. Es ist schwer, unsäglich schwer, sich in eine dienende Stellung schicken zu müssen, wenn man erzogen worden wie ich. Ueberdies hatte ich zu wenig gelernt, um jene höhere Rangstufe zu beanspruchen, welche man der Erzieherin einräumt. Ich konnte nur als Bonne, die ein wenig französisch spricht und den allerersten Klavierunterricht zu geben vermag, ein Unterkommen finden. In solch' bescheidener Stellung aber war

meine auffallende Erscheinung, selbst das bischen Schönheit, das mir noch geblieben, von Nachtheil, und ich habe in diesen ersten Jahren bittere Erfahrungen gemacht. Allein, verlassen, ein hilfloses, kaum mehr als zwanzigjähriges Weib in der erbarmungslosen, hastig lebenden Großstadt, durch den Ocean von der Heimath getrennt! Ach, Sie werden mir's glauben, daß es mir oft zu Muthe war, als könne ich das Leben nicht weitertragen. Es gab ja keine Aussicht, daß es einmal besser werden könnte. Zu Hause waren die Eltern gestorben, die Geschwister verheirathet oder da und dorthin gezogen zu entfernten Verwandten; auch in der Heimath war kein Raum für mich, für die Bettlerin. Da endlich führte mich mein guter Stern in eine deutsche Familie, unter liebe, edle Menschen. Die Frau war in derselben Stadt geboren wie ich; ich konnte ihr sogar von einzelnen Bekannten erzählen, von denen sie lange nichts vernommen. Sie hatte das Heimweh nach deutscher Erde nie ganz verwunden und hörte mir gerne zu, um meines süddeutschen Dialektes willen, der ihr liebe Jugenderinnerungen weckte. So wurde ich hier nicht wie eine Magd, sondern wie eine bescheidene, gern geduldete Verwandte gehalten: ich war bescheiden geworden.

In der schönen Harmonie dieses Familienlebens fand ich endlich einen Ruhepunkt nach all' den Sorgen und all' der Trübsal, die so früh über mich gekommen waren; ja, der Großvater der Kinder wurde mir ein wahrer Freund, nachdem ich eines Tages seinen Lieblingsenkel, den jüngsten und begabtesten der kleinen Schaar, vor dem Ertrinken ge-

rettet. Freilich, wenn ich allabendlich unter den schlafenden süßen Gesichtern neben dem Bettchen des Kleinen stand, dann mußte ich mit namenloser Sehnsucht an meine eigene Tochter denken, die ich nicht herzen und küssen durfte, von der ich nur spärliche Nachrichten empfing durch eine alte Dienerin der Schwiegereltern, die mich stets lieb gehabt hatte. Ich hatte nur einmal, seit ich von meinem Manne getrennt lebte, an Frau Bergmann geschrieben und sie gefragt, wie es meinem Kinde gehe. Als Antwort hatte ich nicht eine einzige Zeile, wohl aber eine kleine Geldsumme erhalten. Danach konnte ich mich nicht wieder an sie wenden, da sie meine Briefe wie Bettelbriefe behandelte.

So ging ein Jahrzehnt vorüber, die fremden Kinder wuchsen heran und gediehen unter meiner Pflege. Ich war über zwölf Jahre im Hause, als der Großvater starb, welcher Millionen hinterließ. Er hatte auch mich in seinem Testamente mit einer Jahresrente bedacht und mir so für die Zukunft ein unabhängiges Leben gesichert. Die Familie kehrte in die Heimath zurück, und wir machten zusammen die Reise über das Meer. Erst auf deutschem Boden habe ich mich von den fremden Kindern getrennt, die ich wie eigene liebte, um mein Kind aufzusuchen, das mir fremd geblieben war. Ich schrieb zuerst an die Großeltern, sagte ihnen, daß ich zurückgekehrt sei und nun meine Tochter zu mir zu nehmen wünsche, da meine Lage sich verbessert habe. Und wissen Sie, Herr Doktor, was diese Frau mir zur Antwort gab? — ‚Wenn ich mein Kind lieb hätte, würde ich wohl einsehen, daß es der Zukunft des jungen Mädchens nur schaden könne, wenn von ihrer

Mutter, die man glücklicherweise vergessen habe, von Neuem gesprochen werde. Es seien sehr dunkle Gerüchte über den Ocean gekommen, und die Vergangenheit der Mutter würde auch über die unschuldige Jugend des armen Kindes einen Schatten werfen, wenn nicht die fleckenlose Solidität und Unantastbarkeit des Hauses, in welchem sie eine Zuflucht gefunden, sie schützte.'

Welche Gerüchte sie meinte, wie man meine Vergangenheit verdächtigt hatte, ich weiß es nicht. Aber jede Verleumdung, jede Anklage, jede Gehässigkeit, die der rachsüchtige Vetter, vielleicht selbst mein Gatte ersonnen, hatte in der Familie, die mir übel wollte, wohl Glauben gefunden. Trotz dieses kränkenden Briefes versuchte ich aber doch eine persönliche Unterredung: ich wurde von den Dienstboten abgewiesen, nicht einmal, mehrere Male; aber ich kam wieder und wieder, ich flehte ja nicht um eine Gunst, ich kam im Gefühl meines Rechtes. Einmal auch gelang es mir, meine Tochter zu sehen — mein junges verschöntes Ebenbild. Ach, es schien mir so wunderlich, daß sie nun ein erwachsenes Mädchen sei, nicht mehr das hilflose, kleine Geschöpf, das ich aus den Armen gegeben. Ich nickte ihr zu; das Herz mußte ihr ja sagen, daß ihre Mutter vor ihr stand. Aber sie haben mir das Herz meines Kindes entfremdet, gestohlen. Gleichgiltig und stolz ging sie an mir vorüber, und kein warmer Blick aus den schönen jungen Augen traf ihre arme Mutter.

Eines Tages aber war das wohlbekannte Bergmann'sche Wohnhaus versperrt, die Läden geschlossen, die Gardinen heruntergelassen. ‚Die Herrschaft sei von hier weggezogen,'

erzählte mir eine gesprächige Nachbarin. ‚Der Herr Kommerzienrath könne ja jetzt, da der jüngere Sohn das Geschäft übernommen habe, leben, wo er wolle. Nun, das junge Fräulein würde sich in einer größeren Stadt wohl besser unterhalten, als hier, aber ob die gnädige Frau wirklich noch einmal so gesund werden würde, wie der Arzt ihr versprochen, wenn sie in eine andere Luft käme, das müsse man erst sehen. Die reichen Leute hätten's ja auch gar zu gut, wenn ihnen der liebe Gott nicht manchmal eine Krankheit schickte.‘

Sobald ich erfahren, wohin die Familie ihr künftiges Domizil verlegt, reiste ich nach, fest entschlossen, mir den Weg zu meinem Kinde zu bahnen mit allen Mitteln. Es schien mir eine Fügung des Himmels, als ich unter den Namen der hiesigen Advokaten den Ihren las, Herr Doktor, den Namen eines Jugendfreundes, und voll zuversichtlicher Hoffnung, nun bald meine Tochter in die Arme schließen zu dürfen, kam ich zu Ihnen. Und nun behaupten auch Sie, daß die Mutter kein Recht habe an das Kind, das sie geboren!"

Forschend, in fieberhafter Angst blickte Hildegard auf das Gesicht des Rechtsanwalts, der mit größtem Interesse zugehört hatte und nun mit trauriger Miene den Kopf schüttelte. „Ich komme mir vor wie ein Arzt," sagte er, „der rathlos vor einer schweren Krankheit steht und umsonst seine Kunst um eine Erleuchtung anfleht. —

Es ließe sich ja ein Prozeß beginnen," fuhr er überlegend weiter, „indem man betonte, daß Sie nur gezwungen in die Adoption einwilligten, daß Sie die Trag=

weite dieser Einwilligung nicht kannten und in körperlicher und geistiger Abspannung unfähig waren, sich Ihr Recht auf Ihr Kind zu wahren. Es ließe sich gegen die grundlose Entfremdung Ihrer Tochter Einspruch erheben, man müßte die böswilligen Verleumdungen zu widerlegen suchen —"

„Ich könnte Zeugnisse der angesehenen Familie bringen, in welcher ich seit vielen Jahren gelebt, in welcher ich die Kinder erzogen habe," unterbrach Hildegard hastig die langsam erwägenden Worte des Advokaten.

„Gewiß, gewiß! Ich zweifle nicht, daß Sie ohne allen Grund von den Schwiegereltern beschuldigt und beleidigt werden. Trotzdem muß ich Ihnen einige Bedenken aussprechen, ehe Sie sich zu einem Rechtsstreite entschließen. Glauben Sie wirklich ganz im Interesse Ihres Kindes zu handeln, wenn Sie dasselbe jetzt als herangewachsenes Mädchen aus den Verhältnissen losreißen, in welchen es aufgewachsen ist? Wenn Sie die Sache mit ganz ruhigem Blute überlegen, so war es für Ihre Tochter doch bis jetzt, während der Jahre, die Sie in Amerika zubrachten, ein Glücksfall, der ihr im Hause der Großeltern ein Heim verschaffte, das Sie ihr bei aller Liebe nicht hätten bieten können. Nun aber hat sich das Mädchen an den Reichthum und das Behagen gewöhnt, die sie, wie ich nach Allem voraussetzen darf, bei ihren Adoptiveltern gefunden. Sie steht vor der entscheidenden Schicksalswendung in dem Leben einer Frau und hat sich jedenfalls gewöhnt, an eine glänzende Zukunft zu denken. Soll sie, die sich mit Recht für ein reiches Mädchen hielt, sich nun plötzlich mit einem ganz bescheidenen Loose befreunden, vielleicht irgend einer

Hoffnung entsagen, der sie schon in ihrem Herzen Raum gegeben? Ehe ich Ihnen die Hand zu einem Kampfe um Ihre Tochter biete und die Waffen überlege, die uns zu Gebote stehen, muß ich Sie warnend daran erinnern, daß es sich um das Schicksal Ihres Kindes handelt und daß in unseren Tagen die praktische Frage von größtem Gewicht in einem Frauenloose ist."

„Lieber Herr Doktor," sagte Hildegard in sehr ernstem Tone, „wer, wie ich, der bittersten Armuth in die Augen gesehen, wer, wie ich, gehungert hat aus Noth, der weiß den Werth des Geldes zu schätzen. Aber ich habe eines noch mehr schätzen gelernt: den Werth einer guten Erziehung. Wären wir Beide, mein Mann und ich, gut erzogen gewesen, wir hätten nicht so jählings in's Elend gerathen können. Es wäre wohl Alles anders gekommen. Und mit dieser Erfahrung, die mir so viel Jammer, so viel schlaflose Nächte gekostet hat, soll ich es nun geschehen lassen, daß meiner Tochter dieselben falschen Grundsätze eingeimpft werden, die meinen Mann in's Verderben geführt, daß man ihre Gedanken auf Aeußerlichkeiten hinlenkt, sie lehrt, die Menschen nach den Kleidern zu beurtheilen, daß ihr Gemüth so unentwickelt, ihr Charakter so ungefestigt, ihr Wesen so haltlos werde, wie das ihres Vaters? Ich soll ruhig die Hände in den Schoß legen, wenn sie in jenem Hause meiner Tochter vorsagen: der reichste Mann ist der beste Mann. Sie werden es thun, ich kenne den Geist dieser Familie! Sie werden ihr meine unglückliche Ehe als warnendes Beispiel vor die Augen halten, wenn sie einer Herzensneigung folgen möchte. Als

ob unsere Ehe von einer großen, edlen Liebe geheiligt gewesen wäre, als ob ich mein Herz gekannt hätte! Ich habe Sie wohl verstanden, Herr Doktor! Sie halten es für mütterlichen Egoismus, wenn ich meine Tochter in meine einfache Existenz zurückfordern möchte. Wohlan denn, ich will diesem berechtigten Wunsche entsagen, will gar nicht mehr an mich und mein Glück, nur an mein Kind und an seine Zukunft denken! Aber Eines will und muß ich erreichen, und wenn ich mein Leben daran setzen sollte: daß meine Tochter aufhört, mich zu hassen und zu verachten, daß sie mir Glauben und Vertrauen schenkt! Ich muß mit ihr reden dürfen ohne Zeugen, von Seele zu Seele, damit ich ihr die Augen öffnen kann für das wirkliche Leben, für seinen Ernst, für seine tiefe Bedeutung; damit sie in einer Stunde der Entscheidung nicht blindlings einem nichtigen Scheine folgt, sondern eine warnende Stimme an der Seite habe, die ihr die Räthsel ihres eigenen Herzens offenbart, damit ich die Erinnerung an mein grenzenloses Elend mit dem versöhnenden Gedanken tragen kann, daß ich gelitten habe, um mein Kind vor ähnlichen Leiden zu bewahren, um meinen Irrthum, meine Enttäuschungen ihr zu ersparen!"

Hildegard hatte mit großer Bewegung gesprochen; der Doktor drückte ihr die Hand mit einem Gemisch von Mitleid und Bewunderung für diese Frau, die aus den Kämpfen ihres harten Lebens so geläutert und veredelt hervorgegangen war. „Ich will Ihnen beistehen, Hildegard," sagte er. „Verlieren Sie nur den Muth nicht; dieses Ziel müssen Sie erreichen. Gönnen Sie mir Zeit, zu überlegen, die

klügsten Mittel herauszufinden, und ich hoffe, daß Sie sich nicht umsonst an mich gewendet haben."

Im selben Augenblicke wurden im Nebenzimmer Schritte laut. Der Doktor stand hastig auf und sagte leise: „Eine Begegnung mit meinem Freunde Hermann Leuprecht — Sie erinnern sich wohl an ihn? — wäre Ihnen wohl unerwünscht? Wir wohnen nämlich hier zusammen."

„Ich weiß," sagte Hildegard. „Als ich seinen Namen an Ihrer Thüre las, wäre ich fast wieder umgekehrt. Ich habe nämlich einsehen gelernt, daß Ihr Freund der einzige Mann war, der es jemals gut mit mir meinte, und daß ich ihn zum Lohne dafür am schlechtesten behandelt habe. Sein Name erschien mir wie ein böses Omen!"

„O, diese Begegnung ist leicht zu vermeiden. Hermann ist nämlich ein echter Gelehrter geworden und grübelt jedenfalls über irgend einen dunklen Punkt in irgend einer dunklen alten Historie nach, während er da nebenan im Zimmer auf und ab schreitet, denn er arbeitet an einem großen Geschichtswerke. Sobald ich ihm sagen lasse, daß ich durch einen Besuch an der gemeinsamen Theestunde verhindert sei, kehrt er in sein Studirzimmer zurück und frägt nach seiner zerstreuten Art weder nach der Dame, welche hier gewesen, noch nach dem Rechtsfall, der dieselbe zu mir geführt. Damit ich aber nicht ganz allein meinen Thee einzunehmen habe, müssen wohl Sie die Güte haben, mir Gesellschaft zu leisten."

Richard hatte die Hand auf die Klingel gelegt, aber Hildegard wehrte ab. „Nein, nein," sagte sie, „ich kann nicht bleiben, wenn ich durch meine Anwesenheit Sie

und Ihren Freund in einer liebgewordenen Gewohnheit störe. Um meinetwillen freilich brauchen Sie kein Hehl daraus zu machen, daß und warum ich bei Ihnen gewesen. Im Gegentheil, sagen Sie ihm, wenn er Sie nach meinem Geschicke frägt, daß ich gestraft worden für meinen Leichtsinn, schwerer und bitterer, als er es mir wohl gewünscht, wenn ich es auch verdient habe um seinetwillen."

Sie war aufgestanden und hatte nach Hut und Mantel gegriffen; doch der Rechtsanwalt sagte lächelnd: „Aber ich bitte Sie, Frau Bergmann! Wenn mein Freund auch von einigen Damen für ziemlich unliebenswürdig und unhöflich verschrien wird, ein solch' bärbeißiger Bücherwurm ist er denn doch nicht, daß Sie geradezu vor ihm davonzulaufen brauchen. Ich wäre übrigens sehr neugierig, ob er Sie wiedererkennt. Also, bitte, geben Sie mir Ihren Arm und nehmen Sie ein Weilchen an unserem Junggesellentische Platz."

Doktor Leuprecht verbeugte sich in großer Ueberraschung, als Richard mit einer Dame das Speisezimmer betrat; auch er sah in ihr nur eine Fremde. Doch als der Rechtsanwalt ihren Namen nannte, zuckte Hermann leicht zusammen. Es entstand eine kurze, fast peinliche Pause, während welcher Hildegard auf dem Sopha Platz nahm. Der Diener kam herein und brachte den Thee. Aber nachdem Hermann einen langen Blick auf die Jugendgeliebte geworfen, die mit den glattgescheitelten, da und dort schon von weißen Fäden durchzogenen Haaren, den tiefen Schatten unter den Augen, mit dem schmucklosen Kleide, das eine zwar elegante, aber hager gewordene Gestalt umschloß,

einen traurigen Kontrast zu dem strahlend schönen Mädchen bildete, das vor seiner Erinnerung gestanden hatte, da verwandelte sich der Groll, der sich noch an ihren Namen geknüpft, in herzliches Mitleid. Dieser einzige Blick hatte ihm ja gesagt, daß sie keine glückliche Frau geworden. So klangen seine Worte denn viel wärmer, als Hildegard hatte erwarten können, und das Gespräch gewann eine wehmüthig-vertrauliche Färbung. Ach, um diese drei lange Getrennten schlang sich ja jenes unzerreißbare Band, das gemeinsame Jugenderinnerungen um die Seelen knüpfen, deren Zauber nur Derjenige zu begreifen weiß, welcher die erste Hälfte eines Menschenalters schon durchlebt hat.

Einige Tage später, als Hildegard mit melancholischen Gedanken in den herbstlich grauen Regenhimmel schaute, der sich über die Stadt breitete, begegneten ihr in der Hauptstraße die beiden Freunde.

„Schön, daß wir Sie treffen, Frau Bergmann," sagte Richard; „wäre meine Zeit nicht jetzt gerade so knapp bemessen, ich hätte Ihnen gewiß schon meinen Besuch gemacht. Auch jetzt muß ich mich leider rasch empfehlen, da ich zu einer Sitzung erwartet werde. Aber Hermann begleitet Sie wohl und theilt Ihnen mit, welch' vortreffliche Idee er in Ihrer Angelegenheit gehabt hat."

Richard empfahl sich lächelnd. Aber Hildegard lächelte nicht, als sie nun an der Seite des großen, stattlichen Mannes weiterging; niemals hatte sie sich noch so klein, so demüthig, so zu Boden gedrückt gefühlt, wie jetzt; niemals so die bittere Wandlung empfunden, die das Leben

ihr gebracht. Wie hatte sie sich einstmals als stolze junge Königin erhaben gedünkt über den bleichen schlichten Jungen, der anbetend zu ihr emporgeschaut, und nun stand er neben ihr, ein ernster Mann, mit gebietender Gestalt, mit einer klaren Stirne, auf welche der Gedanke seinen Stempel gedrückt, mit einem Ausdruck selbstbewußter Kraft und Güte zugleich. Und sie? Was war aus ihr geworden? Ein muthloses, verleumdetes, verlassenes Weib, das es sich zur Ehre rechnen mußte, wenn er mit ihr über die Straße ging.

„Mein Vorschlag," sagte Hermann in seiner ruhigen, schlichten Weise, „von welchem Richard Ihnen eben gesprochen, ist sehr einfach. Ich habe einen Bekannten, der im Hause des Kommerzienraths Bergmann verkehrt; es wird demselben wohl möglich sein, mich unter irgend einem Vorwand in die Familie einzuführen. Wenn Sie also mit diesem Plane einverstanden sind, werde ich mich Ihrer Tochter nähern, ihr von ihrer Mutter erzählen, werde trachten, das Vertrauen des jungen Fräuleins zu gewinnen und Ihnen auf diese Weise, ohne Kampf und Streit das Herz Ihres Kindes zuzuwenden."

Hildegard mußte an sich halten, um in dem überwältigenden Gefühl der Dankbarkeit nicht vor ihm niederzuknien und seine Hände an die Lippen zu drücken. Sie konnte nur stammeln: „Das wollten Sie für mich thun?" Es kam wie ein Schluchzen aus ihrer Brust. Einem Menschen hatte sie mit lachendem Munde bitteres Leid zugefügt, dieser Eine hätte ein Recht gehabt mit Verachtung ihrer zu gedenken, und dieser Eine, Einzige war's,

der ihr wie ein Freund entgegenkam, der ihr den ersten Trost in's Herz senkte. Sie nickte nur stumm mit dem Kopf, sie drückte ihm mit überströmenden Augen die Hand und eilte fort von ihm durch das Straßengewühl. Aber als sie in ihrem einsamen dunklen Zimmer angekommen war, warf sie sich nieder auf die Kniee und drückte das Gesicht in die Hände und schluchzte: „O Gott, o Gott, ich hab' ja Alles verdient, was ich gelitten! Doch mein Kind laß mich schützen vor einer Verblendung, wie die meine; und wenn einst ein treues Herz ihr entgegenschlägt, wie es mir entgegenschlug, so öffne Du ihr die Augen, daß sie es erkenne!"

Hermann hielt Wort. Er war ein eigenthümlicher Mensch. Während die Frauen seiner Collegen und die sämmtlichen geistreichen Damen im Professorenkreise ihn für einen Weiberfeind hielten, der jeder weicheren Regung unfähig sei und nur für todte, längst begrabene und vermoderte Persönlichkeiten ein Interesse zu empfinden vermöge, fühlte er so viel Mitleid mit der treulosen Jugendgeliebten, daß er, um ihr Trost zu verschaffen, das schwere Opfer brachte, sich in ein fremdes Haus zu drängen und seine kostbare Zeit in völlig unsympathischen Kreisen zu verlieren. Ein Vorwand für seine Einführung in der Familie Bergmann war leicht gefunden. Der Kommerzienrath, der sein neues Haus natürlich der Mode gemäß im Renaissancestyl einrichten ließ, hatte ein altes historisches Gemälde acquirirt und wünschte seit längerer Zeit die Erklärung der auf demselben abgebildeten Scene. Hermann, der sich zwar nicht mit eingehenden kunst=

geschichtlichen Studien beschäftigte, aber gerade über die Zeit, aus welcher das Gemälde stammte, sehr wohl unterrichtet war, vermochte nicht blos eine Erklärung für den Gegenstand zu finden, sondern denselben auch mit allen Details, Jahreszahlen und Namen zu erörtern. Damit erwarb er sich die Gunst des Kommerzienraths, der, wie alle Emporkömmlinge, eine lebhafte Freude an seinem Besitz an den Tag legte. Er erreichte auch den geheimen Zweck seines Kommens und wurde Hildegard's Tochter vorgestellt. Fräulein Helene machte den Eindruck eines etwas träumerischen, stillen Mädchens, ohne jene lebhafte, sprudelnde Munterkeit, welche ihre Mutter ausgezeichnet hatte; in den Zügen, in der Gestalt war die Aehnlichkeit freilich unverkennbar, und doch schien es Hermann, als sei dieses junge Mädchen mit den lichteren Haaren und den bleicheren Wangen nur ein farbloses Ebenbild jener leuchtenden, prächtigen Sechzehnjährigen, die ihm einst Herz und Sinne verwirrt. Doch was Helene sagte, war wohldurchdacht und klug, und ihre Stimme hatte einen lieben freundlichen Klang.

Der Doktor wollte sich eben empfehlen, um Hildegard baldmöglichst alles Gute und Schöne von ihrer Tochter berichten zu können, als der Kommerzienrath ihn in eine Fensternische zog und ihm hier die Bitte vortrug, seiner Enkelin Geschichtsunterricht zu ertheilen. „Ich möchte dem Kinde eine Freude machen," sagte er; „aber sie ist gar nicht wie andere Mädchen, hat wenig Spaß an Schmuck und Putz und Tand — freilich hat es ihr nie daran gefehlt." Der alte Herr schmunzelte. „Nun weiß ich, daß sie sich

sehr für Geschichte interessirt, und die Gelehrsamkeit ist ja jetzt auch für Frauen Mode geworden. Also warum soll mein Helenchen dies Vergnügen nicht haben, wenn Sie mit meinem Vorschlage einverstanden sind, Herr Doktor?"

Hermann war im ersten Augenblicke von der seltsamen Zumuthung des alten Herrn so überrascht, fühlte sich zugleich durch dessen naive Vorstellung, daß ein reicher Mann Alles und Jedes zu kaufen vermöge, so verletzt, daß er fast mit einer kurzen Entschuldigung das Anerbieten abgelehnt hätte. Zur rechten Zeit erinnerte er sich, warum er eigentlich in dies Haus gekommen, und freute sich nun über die seltsame Fügung, welche ihn Hildegard's Tochter in einem Autoritätsverhältniß gegenüberstellen, ihm seine Mission so bedeutend erleichtern sollte.

Helenens Augen leuchteten auf, als der Großvater ihr triumphirend mittheilte, welche Ueberraschung er für sie ausgesonnen; und wenn Hermann auf dem Nachhausewege mit schwerem Seufzer an sein Geschichtswerk dachte, dem er nun so manche fördernde Stunde entziehen sollte, so verstummte doch jede Reue, die ihn etwa beschleichen wollte, vor dem hellen Jubel, den sein Bericht in Hildegard's Wittwenstübchen hervorrief. „Ich habe nun keine Sorge mehr vor der Zukunft," rief sie, mit Thränen der Dankbarkeit, der Rührung, der Freude zu ihm emporschauend. „Sie werden meiner Tochter die Augen öffnen für alles Gute und Schöne und Wahre in der Welt, werden ihr Alles sagen, was ich ihr sagen möchte, nur viel besser, viel weiser, viel beredter. Nur wo ich Worte

des Dankes finden soll für all' den Trost, den Sie mir geben, das weiß ich nicht!"

Doktor Leuprecht war es seltsam zu Muthe, als er seine erste Unterrichtsstunde begann, an welcher auch eine Freundin Helenens Theil nahm. Helenens Freundin schrieb eifrig nach; diese aber schaute ihm mit großen, erwartungsvollen Augen auf die Lippen, ein rosiger Schimmer breitete sich über ihr Gesicht, auf welchem jede Regung, die seine Worte weckten, sich spiegelte; ihre stille Erscheinung ward durchglüht von einem warmen Interesse, einer ernsten Begeisterung. Er fühlte, daß er verstanden wurde, und daß diese junge Seele ihm folgte in das ferne Land, unter das fremde Volk, dessen Wesen und Sitten er vor ihr entrollte. Auch ihm strömten in diesem Bewußtsein die Worte reicher und beredter von den Lippen, und er schied mit der Empfindung, daß ein großer Reiz darin liege, von den alten todten Geschichten vor jungen, lebenswarmen, andächtig lauschenden Gesichtern zu erzählen.

Die innere Mission, welche ihn in das Haus Bergmann's geführt, schritt nun allerdings nicht sehr rasch vorwärts. Er war zu schonungsvoll, um in das tiefste Seelenleben des jungen Mädchens eingreifen zu wollen mit der Frage, wie sie von ihrer Mutter denke, ehe er ihr Vertrauen erworben; auch traf er sie nur selten allein.

So waren mehrere Wochen vergangen; er hatte von den Phönikern, Assyrern, Egyptern und Persern gesprochen, aber nicht den einen Namen erwähnt, welcher dem Mädchen doch so nahe stand. Da fügte es einmal ein Zufall, daß die Freundin fehlte, auch die Großmutter nicht im Neben-

zimmer auf dem Sopha saß, wie sie sonst zu thun pflegte. Er mußte die Gelegenheit benützen. Doch als er nun, selbst mit ganz bewegter Stimme, von einer Mutter zu reden begann, die sich vor Sehnsucht nach ihrem Kinde verzehre, und deren Tochter sich doch trotzig, lieblos von ihr abwende, als er sagte, er bringe Grüße von dieser unglücklichen Mutter und die Frage, was sie denn verschuldet habe, um solcher Kälte zu begegnen, da verfinsterte sich zum ersten Male das sanfte Mädchengesicht, und Helene erwiederte mit einer bösen Falte auf der weißen Stirne: „Soll ich eine Mutter lieb haben, die meinen armen Vater in Noth und Elend brachte, die ihn verließ, als er elend war?"

„Fräulein Helene," sagte der Doktor, „man hat Sie gelehrt, Ihren Vater hochzuhalten, ihm ein treues Andenken zu bewahren. Ich finde das wohl begreiflich. Man klagt die Todten nicht an, und es waren seine Eltern, die Ihnen von dem Vater erzählten. Aber man hat ihn vertheidigt auf Kosten Ihrer Mutter; man hat sie verdammt, um ihn zu erhöhen; und sie hatte keinen Anwalt. Lassen Sie mich diesen Anwalt werden!"

„Sie wollen mir auch das Einzige rauben, was mir von den Eltern geblieben ist: die mitleidsvolle Liebe für meinen Vater?"

„O nein, Fräulein Helene! Sein Andenken ist geheiligt in Ihrem Herzen durch den Tod, der jede Schuld sühnt. Aber die Liebe für die Verstorbenen ist kalt und fruchtlos; sie fordert keine Pflichten. Sie aber, mein Fräulein, haben noch Pflichten gegen Ihre Mutter, die

Pflicht zum mindesten, die Wahrheit zu hören, auch wenn diese Ihren Vater in ein anderes Licht rücken müßte. Ihm entziehen sie nichts, wenn Sie die schlummernde Kindesliebe in Ihrer Seele auf die Mutter übertragen; und können Sie es grausam nennen, wenn ich Ihnen statt eines unbekannten todten Vaters eine lebende, liebende Mutter geben möchte?"

Helene war sehr bleich geworden, aber sie nickte zustimmend, als der Doktor sie frug, ob er ihr von dem Schicksale ihrer Mutter berichten dürfe.

So erzählte er in dieser einsamen Stunde denn von dem Geschicke dieser nahestehenden Menschen, statt seinen Vortrag von dem Griechenvolke zu beginnen. Er sprach mit Wärme, mit Zartgefühl, mit aller Schonung für die Empfindung der Tochter; er milderte die Schatten dieser düsteren Vergangenheit so viel er konnte. Als aber trotzdem das junge Gesicht immer bleicher und bleicher wurde und es immer trauriger um die weichen Lippen zuckte, ergriff er die Hand seiner Schülerin und bat um Vergebung, wenn er ihr weh gethan.

„Sie haben mir nicht weh gethan," sagte sie. „Nur das Leben erscheint mir plötzlich so ernst, so bitter, so traurig! Bis jetzt glaubte ich an die Schuld meiner Mutter und hielt ihr Unglück für die gerechte Strafe. Nun aber, da Sie mir versichern, daß sie nur jung und thöricht und gedankenlos war, nun graut mir vor dem Schicksal, ich fürchte mich! Aber Sie haben Recht! Ich will die Arme lieb haben, will Alles nachholen, was ich versäumt! Sagen Sie ihr das, Herr Doktor, und grüßen

Sie meine Mutter von der wiedergefundenen verlorenen Tochter. Ihnen aber danke ich von ganzem Herzen. Sie sind gut!"

„Ich bin Ihr Freund," erwiederte Hermann tief ergriffen.

Von nun an waren es die Lichtblicke in Hildegard's Leben, wenn Doktor Leupracht zu ihr kam, um ihr von der Tochter zu erzählen. Lange vor der Stunde, zu welcher er sie zu besuchen pflegte, horchte sie auf jeden Schritt im Hausflur, auf jedes Geräusch auf der Treppe, und wenn er an ihrer Seite saß in dem großen, breiten Lehnstuhle, den sie aus der Hinterlassenschaft ihres Vaters wieder erworben, schaute sie zu ihm auf wie zu einem Schutzengel und folgte ängstlich dem Zeiger auf dem Regulator, der mit seinem Fortschreiten die Frist seines Verweilens kürzte. Er gab unermüdlich Antwort auf alle Fragen, welche Hildegard über ihre Tochter an ihn richtete. Er ließ sich selbst zum Boten verwenden, der bald einen Brief, eine Photographie, bald eine Haarlocke oder eine Handarbeit des jungen Mädchens mitbrachte, womit Helene der einsamen Mutter ihre Liebe bethätigen wollte.

Das Wiedersehen war noch nicht zu ermöglichen gewesen. Der Großvater, der viel Langeweile ausstand, da er sein jetziges unthätiges Leben nicht gewöhnt war, wachte über jeden Schritt der Enkelin, und diese besaß nicht den Muth, den Kampf zu beginnen, der unausbleiblich war, sobald er das Geheimniß ihrer Versöhnung mit der Mutter entdeckte. Vielleicht fürchtete sie auch, in diesem

Sturm den Lehrer zu verlieren und somit auf die idealste, schönste Seite ihres Lebens verzichten zu müssen.

Von einem Eingreifen des Advokaten in diese wunderlichen Beziehungen zwischen Mutter und Kind war aber nicht mehr die Rede, und Doktor Horsting, der zuweilen mit dem Freunde bei Hildegard eine Abendstunde verplauderte, freute sich über deren vernünftige Resignation.

Nur eine Angst und eine Sorge schien die Seele der Wittwe noch zu beunruhigen: ihre Tochter möchte sich binden für's Leben, ohne ihren Rath, ihre Warnung vernommen zu haben. Sie suchte Hermann daher mit direkten und indirekten Fragen über die Menschen auszuhorchen, die in der Familie Bergmann verkehrten, und jeder Männername, den sie hörte, weckte ihr neue Besorgniß.

Hermann, der sonst bereitwillig jedes Wort der Tochter berichtete und es nicht müde wurde, die feinsten Züge in Helenens Charakter zu studiren und zu schildern, schenkte dieser Art mütterlicher Neugier wenig Gehör und schien ungehalten über das Ungestüm, mit welchem Hildegard an dem Schleier zerrte, der die Zukunft des siebenzehnjährigen Mädchens wohl noch eine Zeit lang umhüllen durfte. Eines Tages hatte er seiner Schülerin einen Brief überbracht, in welchem die Mutter sie in heißen Worten beschwor, nicht vorschnell ihr Jawort zu einer Verbindung zu geben, sich nicht durch die Eitelkeit, durch äußeren Glanz verblenden zu lassen, wie sie selbst es gethan.

„Was sagte meine Tochter, als sie den Brief gelesen?“ frug Hildegard in leidenschaftlicher Erregung, als der Doktor das nächste Mal zu ihr kam.

„Sie sagte nur: ‚Ich bin gefeit!‘ und lächelte über Ihre Angst!“

„Sie müssen sie gefragt haben, wie sie das meinte? O reden Sie, Herr Doktor! Sie ahnen nicht, wie ich nach einem Einblick in das Herz meines Kindes verlange!“

Es entstand eine kurze Pause. Hermann war an's Fenster getreten und schaute in das winterliche Dunkel hinaus.

„Als ich sie frug, mit welchem Zauber sie sich so sicher vor jedem Irrthum behütet glaube, schüttelte sie den Kopf und gab nur die Frage zurück: ‚Glauben Sie, meine Mutter wäre so leicht verblendet worden, wenn sie einen Anderen geliebt hätte?‘“

Er hatte es vermeiden wollen, Hildegard in die Augen zu sehen, während er leise diese Worte wiederholte, mit welchen die Tochter absichtslos das Urtheil ihrer Mutter gesprochen. Es war das erste Mal, daß die Vergangenheit in ihr Gespräch hereinklang, und Hildegard hatte nicht den Muth, in der peinlich-schwülen Stimmung, die nun folgte, weiter zu fragen. Hermann war ihr in all' den Wochen nicht so räthselhaft, so düster, so verschlossen erschienen.

Sie hatte in der Folge noch öfters Grund, sich über sein Wesen zu wundern. Er konnte oft lange stumm neben ihr sitzen, den Rauchwolken seiner Cigarre nachblicken und sie anstarren, als wäre er aus einem Traume erwacht, wenn sie ein Gespräch anknüpfte. Ein andermal dann faßte er ihre Hand und öffnete die Lippen, als wolle er ihr anvertrauen, was ihn bewege, um hastig wieder abzu-

brechen oder gar sich mit kurzem Gruße zu entfernen. Wenn er dann fort war, blieb sie wohl lange regungslos in ihrer Sophaecke sitzen und starrte auf den leergewordenen Platz an ihrer Seite und mit plötzlicher Gluth durchzuckte sie der Gedanke: „Liebte er sie noch? War sein Herz noch das alte treue, trotz alledem?“ Sie mußte die Hände vor das Gesicht drücken, um nicht aufzuschreien, in einem heißen, bangen Schrecken und so, mit geschlossenen Augen überließ sie sich wohl der Traumstimmung, die über sie kam. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken nieder, der Sturm heulte um das Haus, im Ofen brannte das Feuer, aber in ihrem Inneren war Frühling, Sonnenschein, Jugend. Doch sobald sie die Augen hob, fiel die süße Betäubung von ihr ab; sie sah den Winter draußen, sah ihr stilles einsames Wittwenstübchen wieder und aus dem Spiegel blickte ihr ein müdes, reizloses Gesicht entgegen. Dann schüttelte sie den Kopf, preßte die Lippen fest aufeinander und murmelte vor sich hin: „Das erst wäre ein Unrecht, ein großes, unverzeihliches Unrecht! Und wenn er mich wirklich noch liebte — ich selbst müßte ihm ‚Nein‘ sagen, ein unerbittliches Nein! Damals wäre ich seiner kaum würdig gewesen, und nun da Jugend, Schönheit, Frohsinn und Lebensmuth dahin, was sollten ihm nun die Trümmer dieses armen Geschöpfes! Es darf nicht sein! Nimmermehr! Nur wie ich die Kraft zu solchem ‚Nein‘ finden sollte, ich weiß es nicht.“

Immer angstvoller schauten die trübgewordenen Augen auf das Spiegelbild, immer fester drückte sie die Hände

auf das zitternde Herz: „Nur diese Prüfung nicht,“ flehten ihre bleichen, zuckenden Lippen, „nur dieses Opfer nicht! Ich müßte daran zu Grunde gehen!“

Auch Richard wunderte sich in seiner Weise über die Veränderung, die mit seinem Freunde vorging. Hermann saß viel weniger in dem Studirzimmer, als es sonst seine Gewohnheit gewesen. Er fing sogar an, einige Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung zu verwenden, sich wenigstens von einem geschickteren Schneider ausstaffieren zu lassen, was Richard bis jetzt trotz aller Sarkasmen über den schlechten Geschmack und die Verwilderung des Freundes nicht zu erreichen vermocht hatte. Er amüsirte sich dann ungemein über Hermann's Metamorphose und es prickelte ihm auf der Zunge, den Freund mit dem alten Zauber zu necken, der seltsamerweise nach zwanzig Jahren noch seine alte Kraft bewähre. — —

Der Winter war vorübergegangen, die ersten Frühlingsmonate breiteten ihren sonnigen Glanz über die Stadt. Auch für Hildegard ging ein freudiges, hoffnungsvolles Wehen durch die blüthenduftige Welt: sie sollte ihr Kind in wenig Tagen an die Brust drücken dürfen! Helene, die blaß und still geworden war und deshalb auf Befehl des Arztes weite Spaziergänge unternehmen mußte, glaubte sich nun wohl einmal von der Begleitung des Großvaters losmachen und heimlich, wie zu einem Stelldichein zu ihrer Mutter eilen zu können. Doktor Leuprecht hatte versprochen, diese Stunde, welcher Hildegard mit fieberhafter Erregung entgegensah, bei seinem nächsten Vortrage mit seiner Schülerin zu verabreden,

und war etwas früher als gewöhnlich die breite Steintreppe des Bergmann'schen Hauses hinaufgestiegen, um noch vor der Freundin Helenens einzutreffen.

Das junge Mädchen stand auch, wie er gehofft, allein im Zimmer. Doch sie reichte ihm nicht wie sonst die Hand, sondern grüßte nur mit stummer Verbeugung. Kaum aber hatte sich die Thüre hinter der Dienerin, welche ihn hereingeführt, geschlossen, als sie, ihm ein finsteres, verweintes Gesicht zuwendend, mit leidenschaftlichem Tone ausrief:

„Sie haben sich meinen Freund genannt, Herr Doktor! Geben Sie mir heute den Beweis, daß es Ihnen Ernst gewesen mit diesem Wort: ich muß fort aus diesem Hause!"

Er schaute mit größter Bestürzung auf ihre zitternde Gestalt, auf ihre heißen, traurigen Augen.

„Was ist geschehen?"

„Fragen Sie mich nicht!" fuhr sie fort. „Sagen Sie mir nur Eines: Wie kann ich rasch, so rasch als nur irgend möglich, eine Stellung gewinnen, in welcher ich mir mein Brod zu verdienen vermag. Ich habe Alles gelernt — was wir Mädchen eben lernen!" fügte sie mit bitterem Tone hinzu.

„Liebes Fräulein!" erwiederte der Doktor sehr ernst. „Sie sind in einer erregten Stimmung, sonst würden Sie begreifen, daß ein Mann, der als Ihr Lehrer hier vor Ihnen steht, Ihnen niemals die Hand zu einem so gefährlichen und dabei völlig räthselhaften Schritte bieten kann. Ehe ich den Grund dieses Entschlusses nicht kenne,

muß ich jeden Beistand, den Sie von mir fordern, auf das Entschiedenste verweigern."

„Sie sollen hören, was mich forttreibt, und Sie werden mir Recht geben. Man will mich mit einem Manne verheirathen, dessen Wesen, dessen Manieren, dessen ganze Denkweise mir unsympathisch, ja geradezu widerlich sind. Mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin keine Romanheldin, die sich feig und furchtsam aus dem Hause stehlen möchte, um einer verhaßten, ihr aufgedrungenen Ehe zu entgehen. Ein Zwang in solchen Dingen ist mir undenkbar, und ich meine, wer fürchten muß, überredet zu werden, der neigt schon mit halbem Sinn den fremden Wünschen zu. Nein, ich scheue mich nicht vor einem Kampf um meine Freiheit, und erklärte offen auf das Entschiedenste, daß von dieser Verbindung nie und nimmer die Rede sein könne! Darüber aber wurde meine Großmutter sehr heftig, sie nannte mich ein Bettlerkind, das nur geduldet sei hier im Hause, das sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen, das sich wohl hüten möge, in seinem Starrsinn an die Mutter zu gemahnen; sie nannte mich undankbar, sie sagte mir — O, ich begreife nun, welche Schmähungen die arme Schwiegertochter einst von dieser maßlos heftigen Frau erduldet haben mag!" Von der Erinnerung an die harten Worte überwältigt, wendete das Mädchen das eben noch leidenschaftlich erregte Antlitz von dem Hörer fort und er sah nur, wie die Löckchen an ihrem Halse zitterten, und vernahm leises, heißes Schluchzen.

„Fassen Sie Muth, Helene," tröstete er, mit unendlicher Theilnahme über den Scheitel des Mädchens strei-

chend. „Ich begreife vollkommen, daß diese lieblosen Vorwürfe Ihnen wehe gethan."

„Und Sie wollen mir helfen?" fuhr sie empor, die Haare zurückschüttelnd und ihn unter Thränen mit einem Ausdrucke fester Entschlossenheit anblickend. „Wollen mir sagen, wohin ich gehen soll, was ich thun muß? Ich will ja gerne arbeiten!"

Er schüttelte den Kopf.

„Sie glauben nicht, daß ich etwas leisten kann!" rief sie mit finsterem Trotze. „Natürlich, wir Mädchen sind nur Zierpflanzen, die sich von einer Stelle zur anderen schieben lassen sollen, ohne Kraft und ohne eigenen Willen, und kein Mann gönnt uns die Berechtigung zu einer selbstständigen Existenz."

Mit tiefer Bewegung sah Hermann die Wandlung, die mit dem gewöhnlich so anmuthig ruhigen Mädchen vorgegangen war. Er fühlte wohl, daß dieses junge Gemüth in den Grundtiefen erschüttert worden, und doch klang eine Bitterkeit, eine Gereiztheit durch ihre Worte, die ihm räthselhaft schienen.

„Sie irren, Fräulein Helene!" erwiederte er. „Ich würde Ihnen niemals von der Arbeit abrathen, wenn ich Ihnen auch die Schwierigkeiten eines selbstständigen Berufes nicht verhehlen dürfte; ja, ich wäre mit Freuden ber:it, Sie in jeder Thätigkeit, die Sie ergreifen möchten, mit meinem Rath, mit meiner Hilfe zu fördern, so weit ich kann; nur ist nach meinem Ermessen von dem Augenblicke an, da Sie dies Haus verlassen, Ihr Platz an der Seite Ihrer Mutter!"

Eine heftige Röthe deckte bei seinen Worten die Stirne, die Wangen des Mädchens.

„Ja, wollte Gott, ich wäre früher zu meiner Mutter zurückgekehrt. Es wäre besser gewesen!“ murmelte sie mit gesenkten Augen. Dann aber fuhr sie wieder leidenschaftlich fort: „Jetzt kann ich nicht mehr zu ihr! Es ist nicht möglich! Ich kann es nicht!“

„Wie Sie wollten diesen Herzenswunsch Ihrer Mutter nicht erfüllen — sie nicht sehen? Was soll ich meiner armen Freundin sagen?“ frug Hermann höchst bestürzt.

„Sagen Sie meiner Mutter —“ fing das Mädchen an, doch plötzlich abbrechend schluchte sie auf. „Nein, sagen Sie ihr nichts, entschuldigen Sie mich bei ihr; ich müßte erst ruhiger werden. Stehen wir uns denn gegenüber wie Mutter und Kind? Nein, wir sind uns fremd, und können nie in das Verhältniß zu einander kommen, das uns ziemte. Wir könnten vielleicht Freundinnen werden, aber es gibt Tage, da man nicht Freundschaft schließen mag, da man allein mit sich selbst fertig werden muß!“ Und da der Doktor mit strenger Miene erwiederte, er habe nicht den Muth, der armen Frau, die mit bebendem Herzen dem Wiedersehen entgegenharre, diese räthselhafte Botschaft zu bringen, da hob Helene die Augen wieder, die halb zornig, halb traurig aufleuchteten, und sagte mit einem rauhen, spöttischen Klang der sonst so weichen Stimme: „Ihnen wird es ein Leichtes sein, Herr Doktor, ein Trosteswort zu finden und die Sehnsucht meiner Mutter zu beruhigen.“

Ehe Hermann zu erwiedern vermochte, trat Helenens Freundin ein, und er mußte die Unterrichtsstunde begin-

nen. Selten war's ihm noch so schwer geworden, die Gedanken an seinem Vortrage festzuhalten, und die Worte, welche sich ihm sonst ungesucht auf die Lippen drängten, wollten sich heute nicht finden lassen, da die braunen Augen, die bis jetzt so gläubig zu ihm aufgeschaut, mit finsterem Trotze zu Boden geheftet blieben.

An diesem Abende wartete Hildegard vergebens auf den treuen Boten. Stunde um Stunde verrann und die Wittwe stand noch am Fenster und starrte hinaus, und hoffte bei jeder Gestalt, die in die Straße einbog. Immer stiller ward's in den Gassen, der letzte Sonnenschimmer erstarb auf dem wolkenlosen Maienhimmel, die Gaslaternen wurden angezündet. Nun kam er wohl nicht mehr! Zum ersten Male war ihr der Trost versagt geblieben, der ihr die letzten Wochen und Monate erhellt hatte, und sie fühlte sich wie abgeschnitten von der Welt, da ihr die Stimme fehlte, die eine Brücke schlug zwischen ihr und dem Liebsten, was sie noch besaß. Während sie mit schwerem Seufzer die Läden schloß, schritt der vergebens Erwartete einsam durch die duftenden Anlagen, welche die Stadt umgaben, und es war Mitternacht, als er in die belebten Straßen zurückkehrte; aber er ging noch in so tiefem Nachdenken dahin, daß er den Freund nicht erkannte, der lächelnd eine Weile an seiner Seite schritt.

„Wach' auf, Hans, Du Träumer!“ rief Richard endlich. „Ueber welcher alten Geschichte grübelst Du denn?“

„Ja, über einer alten Geschichte!“ wiederholte Hermann. Dann ging er wieder schweigend neben dem Gefährten weiter.

In den folgenden Tagen lag die Feder unberührt auf Doktor Leupracht's Schreibtisch; die Korrekturbogen, welche der Verleger ihm von dem im Druck befindlichen ersten Bande seines Werkes zusendete, häuften sich; der sonst so fleißige Gelehrte hatte alle Ruhe verloren und brachte seine freien Stunden auf weiten einsamen Wegen zu. Der Freund fand ihn wortkarg und düster. Hildegard hatte er wohl einmal kurze Botschaft gebracht, die geplante Begegnung sei jetzt momentan unmöglich, sei hinausgeschoben worden, aber auf ihre bestürzten Fragen so ausweichend geantwortet, daß für die arme Frau neue Tage des Zweifels und der Angst begannen.

Hermann stand ja selbst vor einem Räthsel, das sich noch verdunkelte, als die nächsten Vortragsstunden mit der Entschuldigung, „das Fräulein sei krank," abgesagt wurden. War sie wirklich krank, hatte sie nur im Fieber gesprochen bei der letzten Unterredung, oder zürnte sie ihm, wie er nach ihrer auffallenden Kälte, ihrer finsteren Miene wohl vermuthen durfte? Seine Gedanken hatten sich so viel mit dem jungen Mädchen und ihrem seltsamen Betragen beschäftigt, daß er im ersten Augenblicke nicht seine Verwirrung zu verbergen vermochte, als er ihr nach einigen Tagen ganz unvermuthet gegenüberstand. Ein Zufall hatte die Begegnung herbeigeführt. Hermann war eine Strecke weit mit der Bahn gefahren, um an dem waldigen Flußufer die Werktagstille zu genießen, als er plötzlich von dem Wagen des Kommerzienraths überholt wurde.

„Lieber Herr Doktor, das trifft sich prächtig, daß wir

heute das Vergnügen haben, Sie hier zu sehen," rief der alte Herr mit gewohnter Jovialität. „Helenchen beklagte sich eben, daß sie hier im Wagen sitzen müsse, statt durch den Wald laufen zu dürfen. Nun haben wir an Ihnen ja den besten Beschützer für die Kleine gefunden, wenn Sie die Güte haben möchten, Ihre Schülerin zu begleiten, während wir Alten langsam im Wagen nachfahren. Vielleicht können Sie auch im Gehen den neulich zu Helenchens Bedauern abgebrochenen Vortrag fortsetzen, wie jene griechischen Philosophen — wie hießen sie doch?"

„Die Peripatetiker!"

„Ja richtig!" und der Kommerzienrath, der in besonders heiterer Laune war, freute sich von Herzen über seinen Witz. Aber Niemand lachte mit ihm. Hermann blickte unverwandt auf das bleiche, junge Gesicht, das lieblich aus dem rosengeschmückten Hütchen hervorschaute. Er sah, wie das Mädchen zögerte, dem Willen des Großvaters nachzukommen, und es schienen ihm lange, bange Minuten zu verstreichen, bis endlich die schlanke, helle Gestalt sich aus den Kissen hob und leicht, ohne seine Hand zu berühren, aus dem Wagen sprang.

Der Großvater mahnte noch, ja nicht zu rasch zu laufen und das Tuch umzuhängen, wenn es kühler würde. Die Großmama lehnte sich mit ihrem hochmüthigsten, unfreundlichsten Gesichte in die Kissen zurück, dann zogen die Pferde an und die Beiden standen allein im Walde.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein Helene? Sie waren krank?"

„Ich weiß es nicht gewiß. Vielleicht war ich auch nur traurig. Aber wenn man Lust hat, sich in sein Zimmer einzusperren, wenn man allein sein will, muß man wohl sagen, der Kopf schmerze. Wer mag von den Leiden seiner Seele sprechen?"

„So sind Sie nicht ruhiger geworden?"

„O, es ist eigentlich Alles wieder gut, oder es könnte doch wieder gut sein," erwiederte sie mit demselben müden, gelassenen Tone. Der Großvater hat über jenen Menschen, den ich heirathen sollte, üble Nachrichten erhalten und zugeben müssen, daß ich mit meiner instinktiven Abneigung Recht hatte. Die Sache ist also erledigt; die Großeltern überbieten sich mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, und ich müßte wirklich undankbar sein, wenn ich länger mit ihnen grollte. Und doch, die harten Worte, die ich vernommen, sind mit feurigen Lettern in mein Herz eingebrannt!"

„Ich kann Ihnen dies wohl nachfühlen, Fräulein Helene! Auch ich kann verzeihen, aber nicht vergessen!"

Schweigend gingen sie weiter. Ueber ihnen wölbten sich die hellen Buchenzweige, und durch den grünen, sonnenlichtdurchwogten Rahmen sah man den blauen Himmel hereinglänzen. Das dürre Laub raschelte unter ihren Füßen, aber über den todten Ueberresten des Herbstes sprießte und duftete eine üppige Waldvegetation. Immer seltsamer dünkte den Beiden, die sich bis jetzt nur im Raum eines Stadtzimmers in die Augen geschaut, dieses Nebeneinanderwandern in dem Walddämmerlicht, in dem Sommerduft, der durch die Luft zitterte und seinen süßen ersten Reiz über das grüne Hügelland ergossen hatte.

Ein paarmal begegneten sich ihre Augen, wenn sie einem Vogel, einem Lichtstrahl folgten, der grell durch die Zweige fiel, aber Keines schien das Schweigen brechen zu wollen.

Ihm dünkte dies stumme Nebeneinanderwandeln süß, es zog ihm so Vieles durch die Seele; neuerwachte und längstvergessene Empfindungen bewegten ihn, wenn er auf die schlanke junge Gestalt an seiner Seite blickte. Dem Mädchen dagegen ward's bang und unheimlich zu Muthe; ihr klopfte das Herz und sie fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg. Und doch wollte ihr kein einzig Wörtlein in den Mund kommen, das ein Gespräch beginnen konnte. Es schien ihr Alles, was sie je mit Anderen gesprochen, gleichgiltig und nichtssagend in dieser sommerlichen Schönheitsfülle, und für die Stimmung, die sie selbst bewegte, fand sie keinen Ausdruck. Nur um sich irgendwie zu beschäftigen, zog sie die Handschuhe von den Händen und hielt die Blicke dann suchend auf den Boden gesenkt.

„Ach, da sind ja Erdbeeren, reife Erdbeeren mitten unter den Blüthen!" rief sie plötzlich.

Sie freute sich mehr über das endlich gefundene Wort, als über die spärliche Frucht, und hielt dieselbe vorsichtig in den feinen Fingerchen in die Höhe, während sie selbst noch weiter suchend auf den warmen, harzig duftenden Boden kniete.

Doch sie staunte über die Bewegung, welche die kleine rothe Beere bei dem ernsten Manne hervorrief; er bückte sich hernieder, er hielt die Hand fest, die sie emporgehoben, und sagte mit einer seltsamen Erschütterung: „Kennen Sie die Verse Geibel's, Fräulein Helene?

Ach, wer hat es nicht erfahren,
Daß ein Blick, ein Ton, ein Duft,
Was vergessen war seit Jahren
Plötzlich vor die Seele ruft!

So überkommt mich jetzt mit Allgewalt die Erinnerung an eine längstvergangene, heißbewegte Stunde. Wie heute brach das Sonnenlicht durch die Wipfel, wie heute dufteten die Erdbeeren, und vor mir stand ein Mädchen, schön und schlank wie Sie, dem mein Herz entgegenschlug in erster, stummer Liebe! O, jung sein ist schön, Helene!"

Sie sah ihm überrascht in das heißbewegte Gesicht und sagte leise, als wolle sie seine Traumversunkenheit nicht stören, indem sie sich von den Knieen erhob: „Und jenes Mädchen?"

„Sie lächelte und schaute mich an, als verstünde sie mein Herz. Eine Woche später aber kam ein Anderer, der war reicher, selbstbewußter, prunkvoller in seiner Huldigung als ich; da stieß sie meine Liebe fort, wie mein Fuß diese welken Blätter wegschleudert, und ging mit jenem Anderen in die weite Welt!"

Er hielt noch immer Helenens Hand und sah auf sie herab, als stünde wie auf weißem Blatt hier die alte Erinnerung verzeichnet.

„Und doch haben Sie jenes Mädchen nicht vergessen und rufen ihr Bild zurück, wie das Beste, was Ihnen das Leben gebracht?" frug Helene, und ein leiser Spott klang durch ihre Worte.

„Es sind zwanzig Jahre darüber hingegangen, lange genug, um alle Bitterkeit dieser Erinnerung mit fortzu-

nehmen und einen rosigen Schimmer über jene Jugendliebe zu breiten. Wie sehr ich allen Groll vergessen, ich wußte es erst, als ich jenes Mädchen wiedersah!"

„Sie haben sie wiedergesehen?"

Ein finsterer Zug lag auf dem jungen Gesicht, das fragend zu ihm emporschaute.

„Ja! Ich habe sie wiedergesehen, Helene! Und habe Ihnen oft von ihr gesprochen! Denn jenes Mädchen war Ihre Mutter — Ihre arme Mutter!"

Helene hatte ihm plötzlich ihre Hand entzogen, achtlos fielen die Erdbeeren zu Boden; sie trat einen Schritt von ihm weg; die Blätterschatten zitterten über ein todbleiches Gesicht, und die feinen Zähne schlossen sich fest über der Unterlippe. Erst nach einer Weile sagte sie in jenem kalten, harten Tone, den er schon einmal von ihr vernommen: „Meine Mutter ist nicht arm, wenn selbst der Mann, den sie kränkte, ihr zum Vertheidiger wird! Eine Frau, die solche Treue fand, nenne ich reich und beneidenswerth!"

„O, Fräulein Helene," erwiederte er, der hastig Weiterschreitenden, die ihm ihr Gesicht zu entziehen suchte, nacheilend, „soll ich nach all' den Jahren noch rächen wollen, was sie als Kind — sie war ein Kind! — mir zugefügt? Soll ich es noch empfinden vor der Verlassenen, die einst mit ebensoviel Zuversicht, nur mit weniger Gedankenernst in die Welt schaute, wie heute Sie, und die Alles verloren hat: Jugend, Schönheit, Liebe, Glück und Reichthum; die Gattin und Mutter gewesen, und der nichts übrig geblieben als die Brosamen einer Freundschaft, die

ihr fast aus — Mitleid gewährt wird. Hat nicht die eigene Tochter die Rache übernommen, da sie sich trotzig abwendet von der einsamen, schwergeprüften Wittwe?"

Seine Stimme klang vorwurfsvoll, mahnend, fast zornig bei den letzten Worten; sie aber wendete das glühende Gesicht zu ihm zurück mit einem Ausdruck tief innerer Seligkeit, als habe sie nie süßere Rede vernommen, und leise, zitternd, halb schluchzend, halb jubelnd frug sie: „Sie lieben also meine Mutter nicht? Sie sprechen von Mitleid, von Freundschaft! Man sagte mir aber —"

„Was sagte man Ihnen? — O, nun glaube ich zu verstehen! Das also war's, Helene? Darum — darum wollten Sie nicht zu Ihrer Mutter kommen?"

Auch er stammelte nur verwirrte Worte, als dämmerte ihm eine Vorstellung, eine Hoffnung, die er nicht zu denken, nicht zu fassen vermochte.

Ein leises „Ja" kam von ihren Lippen. Er aber vergaß in diesem räthsellösenden Augenblicke die Mission der Versöhnung, die er übernommen, und stand nur Auge in Auge mit ihr in tiefbewegtem Schweigen, unwiderstehlich angezogen von dem wundersamen Glanz, der aus dem rosig überhauchten Mädchengesichte zu ihm emporleuchtete. Ihre Schönheit schien geschlummert zu haben bis zu dieser Stunde, und erwachte nun plötzlich wie eine köstliche Blume, die sich entfaltet, in einem Lichte, das aus ihrer eigenen Seele strömte, heller, wärmer, strahlender, als selbst die Junisonne über ihnen.

Aber nur wenige Sekunden lang überließ sich der ernste Mann der Traumvergessenheit, in welche der rührende

Aufblick der tiefen goldbraunen Augen, das Lächeln der weichen Lippen, die Berührung der Hände, die sich ihm willig überließen, die Nähe der holden, liebreizenden Gestalt ihn versenkt hatte. Er erwachte wieder zur Wirklichkeit und sagte traurig, gleichsam als Antwort auf ihre Frage und auf seine eigenen unausgesprochenen Gedanken: „Man muß jung sein, um geliebt zu werden. Das ist heute noch so, wie es allezeit gewesen, so lange die Welt besteht!“

Seine Miene hatte sich verdüstert, aber von Helenens Zügen wich das begeisterte Lächeln nicht, und als sie nun einige Schritte weiter gegangen waren und an eine Waldlichtung kamen, schaute sie mit Entzücken in die sonnige Ferne und rief so freudig, als sähe sie zum ersten Male die Welt in einem sonnigen Glanze: „O Gott, wie schön, wie wunderbar schön es hier ist!“

Man konnte weit hinabschauen über das hügelige Flußufer, das in dem reizenden Farbenspiel der tiefdunklen Tannen und des hellen Buchenlaubes prangte, in dessen Hintergrund die blaue duftige Alpenkette sich von dem hellen Himmel abhob.

Hermann hatte nie diese lockenden, schönen Linien der heimathlichen Berge wiedergesehen, ohne mit tiefer Bewegung seines alten kleinen Mansardenstübchens zu denken, in welchem er so manchen Traum in den Abendhimmel hinausgeschickt. Er hatte Niemand davon gesprochen; er hatte mit einem gewissen Grauen jedes neuerwachende Gefühl, jeden Wunsch, jedes lockende Bild von sich gejagt, wie eine Versuchung, der er nicht wieder verfallen wollte,

nachdem seine ersten warmen Empfindungen so grausam vernichtet worden. Doch in den strahlenden jungen Augen, die nun zu ihm aufschauten, lag ein Zauber, der den Stein von seinem Herzen wälzte, der ihm die Scheu von den Lippen nahm in einem Strom übermächtiger Gefühle. Und unwillkürlich sprach er heute aus, was er sich bis jetzt kaum zu denken gestattet; er sprach von seiner alten, lebenslangen, nie erstorbenen Sehnsucht, die er stumm mit sich getragen, Jahre lang, Jahrzehnte lang.

„Und endlich, endlich," rief er in schmerzlicher Bewegung, „da mein irrendes Sehnen sein Ziel gefunden, da ich verkörpert vor mir sehe, was ich wünschte und begehrte, ohne je an eine Erfüllung zu glauben, da endlich ein Name all' meine Wünsche in sich faßt, darf ich die Arme nicht ausbreiten nach der Geträumten, Ersehnten, denn aus meinem eigenen Gewissen, aus jedem Gebot der Vernunft, aus jedem fremden Munde klingt mir die bittere Wahrheit entgegen: Zurück, alter Träumer, es ist zu spät!

O Helene," fuhr er fort, ihren Arm in den seinen ziehend und mit glühenden Augen in ihr Gesicht schauend, „nur einmal lassen Sie mich so Seit' an Seite mit Ihnen gehen und träumen, ich sei jung wie Sie und hätte das Anrecht an Glück und Liebe nicht längst hinter mir. Ich vergesse ja nicht, daß ich nur Ihr Lehrer, Ihr Freund sein darf! Aber in dieser schönen Stunde, die wohl niemals wieder kommen wird, will ich mich einmal dem Zauber hingeben, mit dem Ihr Wesen es mir angethan hat. O Mädchen, es gibt keine Worte für das, was Sie mir

sind! Das Weib meiner Sehnsucht mit der anmuthigen Gestalt und der denkenden, sinnigen Seele, in dem die ersten Empfindungen sich mit der heißen, späten Mannesliebe vereinen! Sie zittern, Kind! O, erschrecken Sie nicht! Diese Leidenschaft ist in einem Herzen erwacht, das sich von Jugend an in der Entsagung üben mußte; und wenn meine Liebe auch niemals enden wird, so werde ich sie doch zu beherrschen wissen, wie ich's bis heute gethan! Eine Weile darf ich ja wohl noch in Ihrer Nähe bleiben als Ihr Lehrer, Ihr Freund, bis — bis einst Ihr Herz erwacht für einen Anderen! Dann, Helene, soll kein trübes Gesicht Ihr Glück stören, und kein Mitleid, kein Gedanke an den alten Freund die Reinheit Ihrer Empfindungen trüben! Dann werde ich gehen!"

Das Herz des Mädchens schlug so heftig, daß sie eine Weile nicht zu antworten vermochte; dann aber schaute sie mit leuchtenden Augen zu ihm auf und sagte mit einem Ausdruck tiefinnerster Ueberzeugung: „Es gibt nur ein Glück für mich, nur ein Loos, das mir begehrenswerth dünkte! Ein Griechenmädchen würde sagen: Themis selber, die Göttin der Gerechtigkeit, hat es mir in's Herz gelegt, daß ich dem edelsten, besten Manne zur Sühne werden möchte für die Schuld meiner Mutter."

Sie fühlte, wie der Arm zitterte, in welchem der ihre lag; sie hörte das schwere Athmen seiner Brust, als er nun mit bleichen Lippen murmelte: „Nein, Helene, die Gerechtigkeit würde es nicht billigen, daß Sie, mit Ihren siebzehn Jahren, Ihr Leben, all' das Glück, das für Sie noch im Schoße der Zukunft liegen mag, einem Manne

opferten, der mehr als das Doppelte an Jahren zählt, der stets eine ‚Schattennatur‘ gewesen, an dessen Wiege keine lächelnden Glücksgötter und keine freundlichen Charitinnen gestanden! Aber danken will ich Ihnen, Helene, mein ganzes Leben lang, für diese weiche, großmüthige Regung.“

„Nennen Sie's Großmuth, nennen Sie's ein Opfer, wenn ein Mädchen sich dem Manne zu eigen geben will, den sie liebt! Wenn sie gesteht, daß auch ihr jener leichte heitere Sinn, der sich spielend in das Dasein schickt, versagt geblieben, daß sie sich fremd und einsam fühlte, bis dieser ernste, gereifte Mann in ihr Leben trat und ihr eine neue Welt erschloß, eine schöne bessere Welt in ihrem Denken, in ihrer eigenen Seele! Gibt es denn eine Liebe, die so kleinlich wäre, wie die Menschen nach den Jahren zu fragen, zu erwägen, zu messen, zu zweifeln! Meine Liebe ist es nicht! Sie erwachte in mir und laut rief's in meiner Seele: Er ist's! Er ist's! Und wenn alle Männer der Welt Dir zu Füßen lägen und um Deine Liebe flehten, nicht eine Sekunde lang würdest Du erwägen und bedenken, sondern jubelnd in seine Arme fliegen!“

Sie sprach die letzten Worte an seiner Brust. Doch wie sie sich nun erfaßt fühlte von dem Sturm dieser lang zurückgehaltenen heißen Mannesliebe, da kehrte ihr das mädchenhafte Zagen zurück, und erschreckt löste sie sich aus seiner Umarmung.

„Ich hätte dies Alles nicht sagen dürfen, es war Unrecht!“ sagte sie bereuend, verwirrt.

Er drückte ihr Haupt an seine Schulter und schaute auf sie herab mit solch' unsäglicher Dankbarkeit, solch' rührendem Glück, daß all' ihre Furcht, ihre Reue untergingen in einem Meer der Seligkeit.

„Herzenskind!" flüsterte er, und Niemand hätte wohl vermuthet, wie weich und schmeichelnd die Stimme des ernsten Gelehrten klingen konnte, „laß mich ihn küssen tausend und tausendmal, diesen süßen, lieben Mund, der lächelnd all' meine Bedenken, meine Sorge, meine Angst, meine Jahre selbst von mir genommen!"

Und er drückte sie an sich und hob sie empor mit starken Armen und selig strahlenden Augen, als wolle er der Sonne den Schatz zeigen, den er hier in dem einsamen Walde gefunden!

Hand in Hand gingen sie dann dahin, in so süß verträumter Weltvergessenheit, als ginge es nun geraden Weges in den blauen Himmel hinein.

— — — — — — — — — — — —

Oben im Dörfchen stand mittlerweile der Wagen, und die Großeltern schauten rechtshin und linkshin nach den säumenden Fußwanderern.

„Ich fand es überhaupt sehr seltsam von Dir, unserem Helenchen diesen Doktor als Begleiter aufzudringen," sagte die Großmama in übelster Laune. „Es war dem Kinde fatal, ich sah es ihr an!"

„Aber Rosalie," versetzte der alte Herr, „ich bitte Dich! Helene soll doch Bewegung haben. Der Arzt bestand ja darauf; und dieser Herr Geschichtslehrer ist doch der allertrefflichste Beschützer. Ich glaube, er hat sie noch

nicht einmal darauf angesehen, ob sie jung oder alt, hübsch oder häßlich sei!"

„Na, na, ich bin mir darüber gar nicht so sicher. Er sieht dem Helenchen während seiner Unterrichtsstunde in das Gesicht, als müsse er von ihren Augen die Lektion ablesen. Uebrigens habe ich das Kind wohlweislich vor ihm gewarnt, indem ich ihr erzählte, der Herr Doktor interessire sich für ihre Mutter. Ich sah es ihr an, wie sie sich empört fühlte, wie sie d'rauf und d'ran war, die Stunden für immer absagen zu lassen. Wenn er sich denn doch einmal herausnehmen sollte, den Vermittler zwischen ihr und der Mutter zu spielen, die er jedenfalls kennt, wenn ich selbst auch nicht an sein Interesse glaube, so kannst Du überzeugt sein, daß unsere Helene ihn in gebührender Weise abfertigt. So weit kenne ich sie!"

Der Großvater hatte die letzten Worte kaum mehr vernommen, denn die Erwarteten kamen eben den Hügel herauf, und er freute sich bei dem Anblick der rosig blühenden Wangen seiner Enkelin, daß der Spaziergang ihr die bleiche Zimmerfarbe so erfolgreich vertrieben.

Kein Wort, kein Blick verrieth den Großeltern, was die Beiden gesprochen, und für den Jubel, der ihnen aus den Augen glänzte und durch den gleichgiltigsten Satz klang, fehlte den alten Leuten das Verständniß. Helene hatte es Hermann gelobt, daß die Mutter die erste Vertraute ihres süßen Geheimnisses werden sollte, und so schieden sie mit höflicher Verbeugung und einem flüchtigen Händedruck, aber mit dem wonnigen Gefühl, daß es in Wahrheit keine Trennung mehr gebe zwischen ihnen.

Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag und die Kirchenglocken klangen wie zur Feier dieses Wiedersehens — flog Helene in die Arme ihrer Mutter, und Hildegard hielt zum ersten Male ihr Kind an der klopfenden Brust.

Ein tiefbewegter Augenblick. Doch als sie nun dem Freunde, der ihn ihr herbeigeführt, dankend die Hand drücken wollte, sagte er: „Danken Sie mir nicht! Ich war ein selbstsüchtiger Diplomat! Denn was ich heute bringe, fordere ich bald zurück; ja, ich bringe es erst, da es in Wahrheit schon mein ist. Wollen Sie dem Sohne zugleich mit der Tochter ein Stück Mutterliebe gönnen?"

Hildegard schwankte der Boden unter den Füßen, sie mußte sich festhalten, um nicht niederzustürzen, und nur ein leiser krampfhafter Aufschrei kam von ihren erblaßten Lippen. In wenige Minuten drängten sich die letzten bitteren Qualen zusammen, die das Herz der armen Frau noch bestürmen sollten. Sie gewann die Fassung wieder, während die beiden Glücklichen, Aug' in Auge, in dem Egoismus der Liebe ihres Verstummens nicht achteten; die Stimme versagte ihr, als sie die ersten erstaunten Worte sprach; dann aber zog sie ihre blühende Tochter an sich und flüsterte mit einer Bewegung, deren schmerzvolle Ursache Keines ahnte: „O Helene, schenk' ihm Dein Herz, so groß und reich und warm es ist! Und mach' ihn so glücklich, wie nur je ein geliebter Mann es gewesen! Und laß Dich dafür segnen, meine Tochter!"

Hermann reichte sie ihre kalte, zitternde Rechte, und er drückte die Lippen auf die Hand — seiner Mutter.

Manch' schwere Schatten zogen noch über das junge Glück, ehe Hermann und Helene sich in einem trauten kleinen Heim vereint sahen. Aber ein Frauenherz, das sich bewußt ist, das Rechte zu wollen, das von einer unerschütterlichen Neigung erfüllt ist und sich geliebt weiß von einem treuen, starken Herzen, trägt so viel der Seligkeit in sich, daß alles von außen Kommende es so wenig zu trüben vermag, wie Rauchwolken einen sonnigen Frühlingshimmel. Und wenn die Liebe auch nicht Berge versetzen kann, wenn sie machtlos gegen Vorurtheile, Wahn und kleinlichen Hochmuth kämpft, so zwingt doch jede ernste, feste Ueberzeugung die Menschen zur Anerkennung, und wer nicht an sich selbst irre wird, ertrotzt sich schließlich sein Recht.

Und als die beiden Vereinten auf der Hochzeitsreise am Golf von Bajä standen und trunkenen Auges auf das blaue Meer hinausblickten, da hatten sie es längst vergessen, daß die Großmutter Bergmann nur nach heftigem Kampf und mit größtem Widerstreben die Einwilligung zu ihrer Ehe gegeben.

Die Geschichte eines Günstlings.

Biographische Skizze

von

Paul Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Im Frühling des Jahres 1784 verließen zwei junge Spanier, Ludwig und Manuel Godoy de Faria, die ärmliche Wohnung ihrer Eltern in der Grenzfeste Badajoz am Ufer des Guadiana, um in der Welt ihr Glück zu suchen. Die Eltern gehörten dem Adel an, waren aber so verarmt, daß sie ihren Söhnen nicht einmal eine standesgemäße Erziehung hatten geben können.

Der Weg der beiden Jünglinge war nach der Hauptstadt, nach Madrid, gerichtet. Ein kleines Bündel barg ihre Habseligkeiten; außerdem trug aber Jeder von ihnen noch eine Guitarre. Beide spielten dieses Instrument schon seit ihrer Knabenzeit und hatten darin eine ziemliche Fertigkeit erlangt. Darauf hatten sie denn auch ihr größtes Vertrauen gesetzt, und mit ihrem Spiel und Gesang hofften sie, wenn alles Andere fehlschlüge, ihr Dasein fristen zu können.

Im Anfang ging es ihnen in Madrid traurig genug. Um eine Mahlzeit, um ein Nachtlager spielten sie im Wirthshause den Gästen auf, und erst allmählig wagten

sie sich einen Schritt weiter, betraten den Hof eines reichen Handelsherrn oder eines Edelmannes und erbaten sich, mit dem Hut in der Hand, für ihre Vorträge eine milde Gabe.

Da hatte Ludwig, der ältere der Brüder, der etwa zwanzig Jahre zählen mochte, eines Tages ein ganz unerwartetes Glück. Ein Herr vom Hofe des Königs hörte zufällig den schmucken Jüngling spielen und singen, seine Lieder und die gewandte Art, wie er sie vortrug, gefielen ihm, er fragte nach Namen und Geburtsort des Straßenmusikanten, und als er vernahm, daß dieser der Sohn adeliger Eltern sei, erzählte er der Prinzessin Maria Luise von Parma, der Gemahlin des Kronprinzen, die merkwürdige Begegnung. Er versäumte dabei nicht, die musikalische Fertigkeit des armen Edelmannes auf's Höchste zu rühmen, und erregte durch seine Mittheilungen das Interesse der Prinzessin dermaßen, daß dieselbe sich bewogen fühlte, den jungen Spielmann an ihren Hof zu bescheiden, damit er vor ihr einige Proben seiner Kunst hören lasse.

Nicht ohne Bangen und Zagen folgte Ludwig de Faria diesem schmeichelhaften Rufe, spielte und sang vor der hohen Dame, so gut er es vermochte, und ward von der Prinzessin auf's Huldvollste aufgenommen. Durch ihren Beifall ermuthigt, äußerte er dabei mit treuherziger Bescheidenheit: „Eure königliche Hoheit würden wahrscheinlich noch weit zufriedener sein, wenn Sie die Gnade hätten, meinen Bruder Manuel hören zu wollen, welcher ebenfalls in Madrid weilt.“

Die Prinzessin ließ sich dies nicht vergebens gesagt sein. Schon am anderen Tage mußte Manuel vor ihr erscheinen, und von dieser Stunde an war das Schicksal beider Brüder entschieden. Sie mußten jetzt ihre musikalischen Instrumente, durch die sie sich bis dahin mühselig ernährt hatten, für die übrige Welt niederlegen, um sie nur noch auf Wunsch ihrer hohen Gebieterin bei Hofe ertönen zu lassen; gleichzeitig wurden Beide der königlichen Leibgarde eingereiht, damit sie die Prinzessin immer in ihrer Nähe habe.

Mehr noch als Ludwig verstand es in der Folge der jüngere, damals erst siebenzehnjährige Manuel Godoy, sich die volle Zuneigung seiner hohen Gönnerin zu erwerben und fortdauernd zu erhalten. Er war der entschieden Begabtere, ein Jüngling, der mit mancherlei schönen geistigen Talenten eine wohlgefällige Erscheinung und vor Allem die Fähigkeit verband, sich rasch das Ceremoniell des Hofes und die feineren Umgangsformen zu eigen zu machen. Nicht allein die Prinzessin, sondern auch ihr Gemahl, der nachmalige König Karl IV., hatten ihr Wohlgefallen an dem jungen Edelmann und gaben ihm dies in rückhaltsloser Weise zu erkennen. Da wurde kein Fest gefeiert, keine Jagd veranstaltet, kein Ausflug unternommen, ohne daß Godoy nicht im Gefolge des kronprinzlichen Paares zu sehen gewesen wäre.

Daß der junge Spielmann von ehemals in dieser gänzlich veränderten Lebensstellung nicht gern mehr an sein niederes Herkommen erinnert wurde, daß sein Selbstbewußtsein hinter seinem Höhersteigen nicht zurückblieb und

die Eitelkeit sich gewaltig in ihm regte, darf unter den obwaltenden Verhältnissen nicht Wunder nehmen. Ging ja doch die Prinzessin in ihrer Neigung für den Schützling so weit, daß sie sich ein Vergnügen daraus machte, selbst seine Lehrerin zu werden und die anfangs zahlreichen und großen Mängel seiner Schulbildung auszufüllen. Godoy ließ sich das natürlich gar wohl gefallen, und sein Ehrgeiz trieb ihn, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft die Unterweisungen seiner hohen Gebieterin sich zu nutze zu machen. Er lernte in Kurzem perfekt Französisch, machte sich mit allen Sitten und Gebräuchen bei Hofe vertraut, studirte die Gesetze des Landes und das politische Getriebe aller damaligen Parteien, erforschte die Geheimnisse der Diplomatie und konnte es nach wenigen Jahren in diesen Punkten mit jedem Manne bei Hofe aufnehmen. Als dann Karl IV. nach dem Tode seines Vaters 1788 den Thron von Spanien bestieg, und seine Gemahlin, die ihn am Gängelbande führte, in allen Regierungsangelegenheiten ein wichtiges Wort mitzureden hatte, wurde Godoy in rascher Folge erst zum Ritter des Karlsordens, dann zum Generaladjutanten der Leibgarden, hierauf zum Generallieutenant, Major der Leibgarde, dann 1792 zum Granden erster Klasse, Marques von Alvarez und Herzog von Alcudia ernannt und zum Mitgliede des Staatsrathes erwählt, während sein Bruder Ludwig zwar nicht in demselben Maße die Stufen der Ehrenstellen emporstieg, aber doch auch in ganz ungewöhnlicher Weise Carrière machte.

Für uns hat der Letztere weniger Interesse, weshalb wir dessen Laufbahn hier nicht weiter verfolgen. Dagegen

werden wir in dem immer mächtiger werdenden Einflusse, den sich Manuel Godoy am spanischen Hofe zu verschaffen wußte, und in der Art, wie er sich allen Anfechtungen und Verfolgungen zum Trotz auf der Höhe zu halten wußte, das Leben eines Emporkömmlings sich entfalten sehen, wie es in diesem Glanze und mit solchem Glücke nur Wenigen beschieden war.

Die Verhältnisse, welche damals in Spanien herrschten, waren derart, daß nur die weiseste und geschickteste Regierung die Wohlfahrt des Staates zu erhalten im Stande gewesen wäre. König Karl III. hatte sich als thätiger, einsichtsvoller und auf das Beste seines Landes bedachter Regent erwiesen. Sein Nachfolger Karl IV., ein gutmüthiger aber unfähiger, und bis zur Erbärmlichkeit schwacher Fürst, führte das Scepter anfangs ganz im Sinne seines Vaters, besonders so lange Aranda an der Spitze des Ministeriums stand. Allein immer mehr gewann seine kluge und entschlossene, aber sittenlose und ränkevolle Gemahlin Maria Luise von Parma das Uebergewicht in der Leitung der Staatsgeschäfte, brachte durch große Verschwendung die Finanzen in Unordnung und ließ sich ganz von ihren Günstlingen bestimmen, deren größter und mächtigster unser ehemaliger Spielmann, der jetzige Herzog von Alcudia war.

Kaum in den Staatsrath eingetreten, machte dieser sofort seinen Einfluß in verderblicher Weise geltend und leider drang er durch. Die Frage, ob Krieg oder Frieden mit Frankreich, war zu entscheiden. Graf Aranda, der damalige Premierminister, stimmte mit Recht gegen

den Krieg, weil es an Geld, an Truppen, an Schiffen fehle und weil die Bezwingung Frankreichs nicht mehr zu hoffen, wohl aber der Abfall der spanischen Kolonien in Südamerika zu befürchten war. Der gesammte Staatsrath pflichtete den Ansichten des erfahrenen Ministers bei; nur Godoy, der neuernannte Marques von Alvarez und Herzog von Alcudia, meinte: was zum Kriegführen fehle, das werde das spanische Volk gern und opferwillig aufbringen; mehr als in Spanien fehle dazu in Frankreich, und überdies habe man gar keine Wahl mehr zwischen Krieg und Frieden, denn wenn man zögere, würden die nöthigen Bundesgenossen Bedenken tragen, sich an Spanien anzuschließen. Graf Aranda trat im Interesse seines bedrohten Vaterlandes mit aller Energie gegen den Neuling auf, allein sein Eifer sollte ihm übel bekommen, noch an demselben Tage verlor er sein Amt, und am folgenden trat Godoy an seine Stelle.

Der Emporkömmling war also Chef der Regierung und Minister des Auswärtigen. So gewagt sein Spiel gegen Aranda war, das Glück schien ihn auch hierin zu begünstigen, wenigstens im Anfange. Seine Voraussicht betreffs der Opferwilligkeit des Volkes bestätigte sich: man wußte auf das Volk so einzuwirken, daß es über 18 Millionen Thaler zum Kriege aufbrachte und sich mit Erbitterung gegen Frankreich erhob. Gleichzeitig wurde ein Bündniß mit England geschlossen. Allein als die Franzosen Ernst machten, den Ebro überschritten, in Navarra, die baskischen Provinzen und in Aragonien einfielen und Madrid bedrohten, da ließ der neue Minister

seinen kriegerischen Sinn schwinden, bekehrte sich zu der Ansicht Aranda's, und konnte wiederum von Glück sagen, daß ihm die Möglichkeit geboten wurde, einen vortheilhaften Frieden zu schließen, der ihm nur die Abtretung von St. Domingo auferlegte. Letzteres geschah am 22. Juli 1795. Der ganze Krieg war trotz der Begeisterung der spanischen Nation und trotz der Schwäche Frankreichs mit beispielloser Unfähigkeit geführt worden. Ein Anderer würde zweifelsohne durch einen solchen Mißerfolg seinen Sturz herbeigeführt haben, zumal das nachfolgende Schutz- und Trutzbündniß mit der französischen Republik (27. Juni 1796) Spanien in völlige Abhängigkeit von Frankreich versetzte. Godoy aber wußte mit Unterstützung seiner fürstlichen Freundin und Gönnerin auch diese Affaire zu seinen Gunsten zu wenden und die Friedensbedingungen vor Karl IV. so vortheilhaft hinzustellen, daß sich dieser veranlaßt sah, seinen Minister in besonderer Anerkennung seiner Verdienste zum „Friedensfürsten“ zu ernennen.

Allein damit war das unheilvolle Wirken Godoy's noch lange nicht zu Ende. Ebenso leichtfertig, wie in seinem Verhalten gegen auswärtige Mächte, war seine Verwaltung der inneren Angelegenheiten des Landes. Nicht nur, daß er mit königlichem Prachtaufwande lebte und einen grenzenlosen Luxus trieb, er wußte auch die wichtigsten Staatsämter in die Hände seiner Schmeichler und Kreaturen zu spielen, gleichviel, ob sie sich dazu eigneten oder nicht, ein Verfahren, dessen verderbliche Folgen bald in erschreckender Weise zu Tage traten. Dabei ging sein

Hochmuth so weit, daß er öffentlich gegen den Papst auftrat, indem er diesen gelegentlich ermahnte, sich nicht mit weltlichen, sondern nur mit geistlichen Dingen zu befassen, wie er sich denn auch nicht scheute, eine andere, allgemein gefürchtete Persönlichkeit, den Großinquisitor, dem öffentlichen Gespötte preiszugeben.

Daß ein so frivoles Gebahren allgemeines Aergerniß erregen und ihm erbitterte Feinde zuziehen mußte, ist begreiflich. Dennoch wagte Niemand gegen ihn aufzutreten. Obwohl das Land kaum die Kosten des letzten Krieges aufzubringen im Stande war, trug Godoy dennoch kein Bedenken, es in einen Seekrieg mit England zu verwickeln. Gleich die erste Schlacht beim Kap St. Vincent (14. Febr. 1797) zeigte, daß die spanische Flotte keineswegs einen solchen Zusammenstoß auszuhalten vermochte, und die Folge war, daß Spaniens Handel mit den Kolonien vernichtet und seine Herrschaft in Amerika erschüttert wurde.

Uebrigens ließ sich Godoy keine Gelegenheit entgehen, seinen vertraulichen Beziehungen zur Krone einen möglichst festen Untergrund zu geben. So vermählte er sich 1797 mit Theresia von Bourbon, der fünfzehnjährigen liebenswürdigen Tochter des Infanten Don Louis von Bourbon, eines Bruders König Karl's III. Kurz darauf erlitt indeß sein Verhältniß zum Königspaare den ersten Stoß. Godoy plante einen Anschlag gegen Portugal, Englands Verbündeten. Allein da versagte Karl IV. zum ersten Male seine Einwilligung und beharrte bei dieser Weigerung. Der bis dahin allmächtige Günstling fühlte sich dadurch auf's Tiefste verletzt und nahm seinen Abschied. Schon athmete das hart

bedrückte Land auf und hoffte von einer schweren Geisel befreit zu sein. Allein nicht lange sollte die Freude währen. Godoy's Nachfolger verfolgte nicht nur dieselben Bahnen, wie dieser, sondern mußte auch bald sein Amt wieder niederlegen, und „der Friedensfürst“ nahm 1801 seine frühere Stelle wieder ein. Jetzt setzte er vor Allem seinen Anschlag gegen Portugal durch, ließ sich zum Generalissimus ernennen, führte die spanisch-französische Armee gegen Portugal und zwang letzteres zum Vertrage von Badajoz, der ihm die Hälfte der von dem Prinzen von Brasilien zu zahlenden 30 Millionen Francs einbrachte.

Die Finanzen waren völlig ruinirt, die Hofhaltung verschlang jährlich 105 Millionen, während im Volke Pest und Hungersnoth wütheten. Hand in Hand mit dieser greulichen Verschwendung ging eine Sittenverderbniß, die sich vom Hofe aus immer weiter im Volke verbreitete. Recht und Gerechtigkeit gab es fast nur noch dem Namen nach, und wer sich aus Patriotismus eine laute Klage erlaubte, der hatte die brutalste Gewaltthätigkeit zu befürchten.

Der „Friedensfürst“ aber blieb von diesen jammervollen Zuständen ungerührt. Von der Gunst des Königs und der Königin getragen, schwelgte er weiter und trieb sein frivoles Spiel wie zuvor. Ein Dekret vom 1. Oktober 1804 erhob ihn zum Generalissimus der gesammten spanischen Land- und Seemacht, und 1807 legte ihm ein anderes Dekret den Titel Alteza (Hoheit) bei und ertheilte ihm eine unumschränkte Gewalt über die ganze Monarchie.

Unverkennbar ging sein Streben dahin, Regent von Spanien zu werden, oder sich die Krone von Südportugal auf's Haupt zu setzen.

Zu diesem Zwecke richtete sich der Anschlag des immer rücksichtsloser vorgehenden Emporkömmlings endlich auch gegen den Thronerben, Prinz Ferdinand von Asturien, der damals im Jünglingsalter stand und auf den das bedrückte Land große Hoffnungen setzte. Diesen seinen Eltern und dem Volke zu entfremden, ließ Godoy kein Mittel unversucht; allein dies sollte ihm nicht gelingen.

Frankreich, mit Napoleon Bonaparte an der Spitze, sollte hier entscheidend werden. Bereits im Jahre 1803 hatte Spanien auf Betrieb des Ministers einen höchst ungünstigen Vertrag mit den Franzosen geschlossen, der das ohnehin finanziell erschöpfte Land zu 288 Millionen Francs jährlicher Subsidien verpflichtete. Jetzt zettelte Godoy abermals einen Krieg mit England an, in welchem die letzte spanische Flotte in der Schlacht von Trafalgar (20. Okt. 1805) vernichtet wurde. Nichtsdestoweniger suchte der Friedensfürst auf's Neue sein Heil in kriegerischen Unternehmungen, schloß sich 1807 abermals an Frankreich an und stellte die spanischen Truppen für einen neuen Feldzug gegen Portugal unter Napoleon's Führung. Letzterem kam das sehr erwünscht, denn die zerrütteten Zustände der spanischen Monarchie hatten seine Eroberungsgelüste längst mächtig angefacht. Seine Truppen hatten bereits die spanische Grenze überschritten und drangen immer weiter vor. Napoleon hatte die geheimen Absichten Godoy's, dem es nur um die Entthronung der Bourbonen

zu thun war, wohl durchschaut. Er irrte darin auch nicht. Godoy wurde schließlich zum offenen Verräther und forderte insgeheim Bonaparte auf, sich in's Mittel zu schlagen, indem Prinz Ferdinand damit umgehe, seinen Vater vom Throne zu stoßen und seiner Mutter nach dem Leben trachte; ja, er hatte sogar den Kronprinzen deshalb verhaften und im Escurial vor Gericht stellen lassen, während dies Alles nichts weiter als eine gemeine Intrigue aus selbstsüchtigen Absichten war.

Jetzt aber riß dem Volke die Geduld. Es entstand ein Aufruhr, der bei der Nachricht, daß ein Heer von 40,000 Franzosen gegen Madrid im Anzuge sei, immer weiter um sich griff. Es war am 18. März 1808, als ein Volkshaufe nach dem Schlosse von Aranjuez stürmte, wo das Königspaar und der verhaßte Günstling sich befanden. Von dem ausgebrochenen Aufstand bereits benachrichtigt, hatten diese alle Vorbereitungen getroffen, um sich durch die Flucht nach Amerika zu retten. Es war um Mitternacht, die Wagen standen schon vor dem Portale, der König war bereits auf der Treppe. Da wälzt sich der empörte Haufe heran. Die Leibwache versperrt den Eingang, aber umsonst. Schon glaubt Karl IV., der Wuth des Pöbels nicht mehr entrinnen zu können, da erschallt der tausendstimmige Ruf: „Heil dem König und dem Prinzen! Verderben dem Minister!“ ... Dieser war indeß vermummt über das nächste Dach in ein benachbartes Gebäude geflüchtet. Dort lag er drei Tage in Todesangst und mußte, ohne alle Lebensmittel, das Fluchen und Toben der empörten Menge hören, die nicht

abließ, ihn zu suchen. Wirklich entdeckte man endlich auch seinen Versteck, zornentbrannt stürzten die Häscher über ihn her, packten ihn an Armen und Füßen und schleiften ihn schließlich an den Haaren auf die Straße. Unfehlbar würde er von der Menge ermordet worden sein, wenn sich nicht Prinz Ferdinand seiner erbarmt und ihn vor dem Aeußersten behütet hätte. Nur auf dessen Versicherung, daß er sofort in Verwahrung genommen und Gericht über ihn gehalten werden solle, ließ man den Verhaßten los.

Um die aufgebrachten Volksmassen zu beruhigen, ließ sich der König am folgenden Tage von den Anhängern des Thronfolgers bewegen, zu dessen Gunsten abzudanken, so daß dieser bereits am 24. März als Ferdinand VII. seinen feierlichen Einzug in Madrid hielt. Allein bald nachher reute Karl IV. seine Verzichtleistung und er erklärte in einem Briefe an Napoleon dieselbe als erzwungen. Dieser beschied nun Vater und Sohn zu sich nach Bayonne, um den Streit zu schlichten, gleichzeitig erwirkte er aber die Freilassung Godoy's und rief auch diesen nach Bayonne, damit er seinen Einfluß auf den alten König geltend mache und diesen zur definitiven Abdankung bewegen möchte. Denn dies war Napoleon's Absicht, die er denn auch mit gewohnter Energie durchführte. Nach längerem Sträuben leistete Ferdinand zu Gunsten seines Vaters Verzicht auf den Thron, und dieser war schwach genug, seine Rechte sofort an Napoleon abzutreten, der nun ohne Verzug seinen Bruder Joseph, König von Neapel, zum König von Spanien ausrufen ließ.

Ferdinand hatte als Apanage eine jährliche Rente von 600,000 Francs und das Schloß Valençay, eine Besitzung des Fürsten Talleyrand, zum Aufenthalt angewiesen erhalten, wo man ihn auf's Strengste bewachte. Das spanische Volk kam zwar zeitig genug zur Erkenntniß der schmachvollen Vergewaltigung, die ihm von den Franzosen widerfahren war, und erhob sich gegen die fremden Eindringlinge, allein erst im März 1814 konnte Ferdinand auf den spanischen Thron zurückkehren.

Sein Vater hatte sich inzwischen an den Hof seines Bruders, des Königs Ferdinand IV. von Neapel, begeben, wo er am 19. Januar 1819 starb.

Und Godoy? Nachdem er die Todesangst in Aranjuez überwunden und durch einen Machtbefehl Napoleon's aus dem Gefängniß entlassen worden war, ging er auf dessen Verlangen getrost nach Bayonne, um dort im Sinne seines Befreiers auf den schwachen König zu wirken. Er begleitete Letzteren auch nach Compiègne und später nach Rom, da ihm sowohl Karl IV. als auch dessen Gemahlin ihre Gunst bis an ihr Lebensende bewahrten. Sein Vermögen in Spanien aber wurde mit Beschlag belegt. Bei seinem Sturz gab man seine Einkünfte nach den vorgefundenen Rechnungen auf 5 Millionen Piaster an, während sein ganzes Vermögen, das er sich während seiner Stellung bei Hofe erworben hatte, auf mindestens 100 Millionen Piaster geschätzt wurde.

In Rom erhielt Godoy vom Papste den Titel eines Fürsten von Posserano. Nach der Julirevolution von 1830 ging er nach Paris, wo er von einem kleinen Gna-

dengehalte Ludwig Philipp's in Dürftigkeit lebte. Erst 1847 gelang es ihm, seine Besitzungen wie auch seine Titel größtentheils zurückzuerhalten, auch wurde ihm und seinen Angehörigen gestattet, nach Spanien zurückzukehren, eine Erlaubniß, von welcher er indeß keinen Gebrauch machte. Im hohen Alter von 84 Jahren starb Godoy in Paris am 7. Oktober 1851.

Eine Gelehrten-Republik.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Th. Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Dem Louvre in Paris gegenüber, am linken Ufer der Seine, erhebt sich am südlichen Ende des Pont-des-Arts ein auffallendes Gebäude, dessen Seitenflügel nach dem Quai zu vortreten und in Pavillons endigen, während die Mitte ein hoher Kuppelbau einnimmt. Eine breite Freitreppe führt zu dem Eingang empor, die mit zwei Löwen geziert ist, welche zeitweise Wasser speien. Dieses Gebäude wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Stelle aufgeführt, wo einst die berüchtigte Tour de Nesle gestanden hatte, ein Thurm, von welchem der Sage nach Margaretha von Burgund, die sittenlose Gemahlin Ludwig's X., die Opfer ihrer Schändlichkeiten in die Seine werfen ließ. Anfänglich als Erziehungs-

anstalt, später als Gefängniß benutzt, wurde jenes Gebäude im Jahre 1795 der Académie Française übergeben, die darin noch heute ihren Sitz hat.

Die „Académie Française", diese berühmte Gesellschaft von Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern, welche die Krone des gesammten geistigen Lebens in Frankreich bildet, verdankt ihre Entstehung dem Kardinal Richelieu. Seit 1625 pflegten sich nämlich in Paris allwöchentlich einige Schriftsteller in der Wohnung eines gewissen Valentin Conrart zusammenzufinden und in vertrautem Kreise ihre eigenen, sowie Anderer literarische und poetische Arbeiten zu besprechen, wobei die Vervollkommnung der französischen Sprache das ausgesprochene Ziel ihrer Bestrebungen bildete. Kardinal Richelieu, damals der allmächtige Minister Frankreichs, der die Bedeutung einer solchen Vereinigung erkannte, organisirte die Gesellschaft durch Dekret vom 25. Januar 1635 zu einer nationalen Akademie und trat als Protektor an deren Spitze, eine Stelle, die nach ihm die französischen Herrscher selbst einnahmen. Am 10. Juli 1637 eröffnete die Akademie, deren Mitgliederzahl von Anfang auf vierzig bestimmt wurde, ihre Sitzungen. Zusammengesetzt aus hervorragenden Männern auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens sollte sie den Fortschritt der Wissenschaften fördern, die Sprache reinigen und feststellen, die Schwierigkeiten derselben erläutern und den Charakter sowie die Grundsätze derselben aufrecht erhalten. Ihre Arbeiten bestanden daher in Debatten über Fragen der Grammatik, Rhetorik und Poetik, ferner in Beurtheilungen der Vor-

züge und Mängel der französischen Schriftsteller, sowie in Vorarbeiten zu Musterausgaben der französischen Klassiker und insbesondere in der Abfassung eines Wörterbuches, welches bei sprachlichen Streitigkeiten die höchste Instanz zu vertreten hatte.

Zwei und ein halbes Jahrhundert beinahe ist nun seit der Gründung dieses Institutes vergangen, die Stürme der Zeit haben oft an seinen Grundfesten gerüttelt, aber noch heute besteht es wie damals, noch heute besitzt es seine alten Statuten, noch heute beschränkt es die Zahl seiner Mitglieder auf vierzig, und noch heute ist die Ehre, der Aufnahme unter dieselben gewürdigt zu werden, das höchste Ziel des Ehrgeizes aller französischen Gelehrten und Schriftsteller.

Letzteres zeigt sich stets von Neuem, sobald durch den Tod eines Mitgliedes ein Sitz frei geworden und eine Neuwahl stattzufinden hat. Die ganze gebildete Welt von Paris geräth dann in Aufregung, und in der Presse entspinnt sich über die Kandidaten gewöhnlich ein Kampf, wie er hitziger selbst bei politischen Wahlen nicht durchgefochten wird. Die gelehrte Körperschaft (les Quarante) darf sich nämlich nicht durch freie Wahl ergänzen, sondern kann nur unter denjenigen Bewerbern wählen, die sich direkt und aus freiem Antriebe gemeldet haben. Dazu verlangen die Statuten der Akademie ausdrücklich, daß bei der Neuwahl darauf zu achten sei, „den Verstorbenen so viel wie möglich zu ersetzen“, eine Klausel, die natürlich ihre großen Schwierigkeiten hat. Je bedeutender und berühmter der Verstorbene war, um so schwerer ist es, ihn

zu ersetzen, und um so heftiger entbrennt der Kampf um die Nachfolge.

Männer, die sonst gewohnt sind, stolz ihr Haupt zu tragen und auf ihre Verdienste als etwas allgemein Anerkanntes zu pochen, lassen es sich dann nicht verdrießen, von einem der abstimmenden Akademiker zum anderen zu gehen und in aller Demuth um deren Protektion zu bitten, auf die Gefahr hin, diese schließlich doch nicht zu erhalten und mit ihrer Bewerbung durchzufallen. Es ist lediglich der Ehrgeiz, welcher sie hiezu anspornt, denn der pekuniäre Gewinn, welcher mit einem Platz in der Akademie verbunden ist, kann kaum in Betracht kommen, da er nur in einem Jahrgehalt von 1500 Francs besteht. Dagegen trägt jedes Mitglied alter Tradition zufolge den Nimbus der „Unsterblichkeit".

Ist die Wahl eines Kandidaten entschieden, so wird der Tag seiner feierlichen Aufnahme festgesetzt und außer dem Glücklichen selbst erscheinen noch einige Mitglieder in dem üblichen akademischen Galafrack mit gestickten grünen Palmblättern am Kragen, nämlich die drei Vorstände, der Secrétaire perpetuel und die beiden Pathen des Aufzunehmenden. Vor versammelten Collegium und einem eingeladenen Publikum hält alsdann der Neuling altem Herkommen gemäß eine sorgfältig ausgearbeitete Lobrede auf seinen Vorgänger, worauf einer der Pathen eine Kritik dieser oratorischen Leistung und eine Besprechung der akademischen Titel des Nachfolgers zu Gehör bringt.

Daß dabei auch bisweilen leere Phrasen, ja mitunter sogar bittersüße Zweideutigkeiten und Anspielungen mit

unterlaufen, liegt in der Natur der Sache. Auch die Wahlen selbst sind keineswegs immer oder nur meistens das Ergebniß der Wertherkenntniß des Aufzunehmenden, und namentlich in neuerer Zeit ist es mehrfach vorgekommen, daß literarische und wissenschaftliche Größen von anerkannter Gediegenheit bei der Bewerbung um einen Sitz in der Akademie infolge von Intriguen hinter Kandidaten von höchst zweifelhafter Bedeutung zurückgesetzt wurden. So bemühte sich z. B. Dumas der Aeltere trotz seines Weltrufs als Schriftsteller vergebens um diese Ehre, und Viktor Hugo pochte dreimal umsonst an die Pforte der vierzig „Unsterblichen", ehe er Einlaß erhielt. Ebenso wurde einer der größten Romandichter, Gustave Flaubert, und noch mancher andere verdienstvolle Schriftsteller unserer Tage abgewiesen, ein Schicksal, das auch in früheren Zeiten Männern wie Descartes, Pascal, Lesage, Beaumarchais, Rousseau, La Rochefoucauld, Molière, Béranger, Balzac &c. wiederfuhr.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sich neben aller Hochachtung, welche dem Institut der Akademie zu Theil wird, auch die Spottlust eingestellt hat und eine Reihe bissiger Epigramme über „die Unsterblichen" und ihre Fauteuils in Umlauf sind. Schon Voltaire klagte, bevor er aufgenommen wurde, „daß die Akademie hochadelige Herren, angesehene Beamte, reiche Finanzmänner, und sogar — Schriftsteller verunsterbliche". Der geistreiche Staatsmann Guizot äußerte sich noch boshafter, indem er sagte: „Ich für meinen Theil gebe meine Stimme dem Herrn X., denn man mag sagen, was man will, er

ist sehr höflich, Ritter mehrerer Orden, sieht ganz anständig aus und ist ohne jede politische Meinung. Ich weiß wohl, er hat seine Werke gegen sich; aber man ist ja nicht vollkommen." Der Lustspieldichter Alexis Piron bewarb sich ebenfalls vergebens, und zwar, wie verlautete, deshalb, weil er für den Verfasser eines unanständigen Gedichtes galt, das aber im Uebrigen voll Geist und Witz war. Sein Gönner Fontenelle sagte daher: „Wenn Piron das Gedicht wirklich verfaßt hat, so muß man ihn tadeln, ist es aber nicht von ihm, so hat er keinen rechten Anspruch, gewählt zu werden." Als er durchgefallen war, rächte sich Piron übrigens mit der Grabschrift: „Hier ruht Piron, der nichts war, nicht einmal Mitglied der Akademie."

Ein gewisser Chastellux dagegen, der Verfasser eines mittelmäßigen Buches über die „öffentliche Glückseligkeit", war von der Akademie in Gnaden angenommen worden. Er bekam darüber manche Glossen zu hören, z. B.: „Chastellux ist Akademiker geworden? Was hat er denn gemacht?" — „Ein sehr bekanntes Buch." — „Wie heißt es?" — „Die öffentliche Glückseligkeit." — „Das Publikum ist in der That glücklich, denn es weiß nichts davon!" Der Schriftsteller La Bruyère ferner erwarb sich ebenfalls einen Sitz in der Akademie, was ihm aber Viele mißgönnten und ein Spottgedicht veranlaßte, in welchem es hieß: „Um die Vierzig voll zu machen, habe es einer Null bedurft."

Wie schon erwähnt, ist die Akademie allerdings nicht von dem Vorwurf freizusprechen, häufig ihre Fauteuils

nicht in rechter Weise vergeben zu haben, namentlich wenn dabei Leute vom hohen Adel in Frage kamen. So konnte es vorkommen, daß der kaum vierzehn Jahre zählende Herzog von Maine den Anspruch erhob, den Sitz Pierre Corneille's, des Schöpfers des französischen Trauerspiels, einzunehmen, und daß ihn sogar der berühmte Dichter Racine darin unterstützte, eine Kandidatur, die schließlich nur durch den Machtspruch des Königs erfolglos gemacht wurde.

Andere wurden wider ihren Wunsch zur Kandidatur getrieben, so der Marschall Moritz von Sachsen, dem Zeit seines Lebens und namentlich während seines Aufenthaltes in Paris nichts ferner lag, als Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Er wies in richtiger Selbsterkenntniß das Anerbieten ab und zwar mit einem Briefe, dessen Orthographie, in's Deutsche übertragen, ungefähr so aussehen würde: „Si wohlen mich in die Akatemih wellen, daß wirde vier mich baffen, wie ein rink vier eine Kadse."

Diese Schattenseiten des Instituts können aber doch seine mannigfachen erheblichen Vorzüge und Verdienste nicht verdunkeln. Wir verweisen z. B. nur auf das Riesenwerk des Dictionnaire der französischen Sprache, welches seit 1638 von der Akademie bearbeitet ist und 1878 in siebenter Auflage erschien. Auch hat die Académie Française oft genug in kritischen Augenblicken ihre Stimme mit Erfolg erhoben, so beispielsweise 1827 zu Gunsten der Preßfreiheit u. A. m.

Ueberhaupt sind die Fälle zahlreich, in denen sie als Gelehrten-Republik ihre volle Würde und Unabhängigkeit

behauptet, einen großen Einfluß ausgeübt und zugleich ihren Mitgliedern Schutz und ein ehrenvolles Asyl gewährt hat. Der Dichter und Geschichtsschreiber Lamartine, von der Republik zum Minister des Auswärtigen erhoben, dann aber infolge des Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 verdrängt, vergessen und beinahe verachtet, behielt gleichwohl in der Akademie, deren Mitglied er war, sein volles Ansehen. Guizot ferner, nach mancherlei Wechselfällen als Minister und Generalsekretär der Justiz gestürzt, mußte 1848 aus Paris flüchten; als er aber 1854 dahin zurückkehrte, öffnete ihm die Akademie ihre Pforten und ernannte ihn zu ihrem Präsidenten, in welcher Stellung ihn Niemand anzutasten wagte. Als später einer der höchsten Preise zu vergeben war, über welche die Akademie zu verfügen hat, trug sie kein Bedenken, diese Auszeichnung dem bekannten Staatsmann und Geschichtsschreiber Louis Adolphe Thiers, als dem Würdigsten, zuzuweisen, obwohl derselbe zu den erklärtesten Gegnern Louis Napoleon's gehörte.

Wenn man übrigens heute noch von den vierzig „Fauteuils" spricht, welche die Akademie umfasse, so ist das nicht mehr ganz im wörtlichen Sinne zu verstehen. Die Mitglieder sitzen heute auf ganz gewöhnlichen Stühlen, aber früher bestand der Fauteuil wirklich. Man erzählt, daß unter Ludwig XIV. der Kardinal d'Estrées in seinem Alter eine Zerstreuung darin suchte, allen Sitzungen der Akademie beizuwohnen. Mit Rücksicht auf seinen Zustand ersuchte er aber um die Erlaubniß, für sich einen bequemeren Sitz aufstellen zu dürfen als die

üblichen Stühle. Bis dahin hatte nur der Präsident einen Fauteuil. Man berichtete dem Könige darüber, und da dieser fürchtete, die Bevorzugung eines Einzelnen könnte zu Mißhelligkeiten führen, so ertheilte er den Auftrag, vierzig gleiche Fauteuils im Saale anzubringen. Später verschwanden diese Prunksessel wieder, man weiß nicht mehr recht, aus welchem Grunde. Ueberhaupt herrscht jetzt in dem Sitzungssaal die größte Einfachheit, die fast an's Aermliche grenzt, und die Rotunde des Instituts erweist sich stets als zu klein, wenn bei Aufnahme eines neuen Mitgliedes ein größeres Publikum zusammenströmt. Es scheint jedoch, als halte man mit Absichtlichkeit an dieser altehrwürdigen Schmucklosigkeit und Enge fest, wie denn auch alle Versuche, die Zahl der Vierzig zu erweitern, bis jetzt stets fehlgeschlagen sind.

Schon oben hatten wir Gelegenheit, eines Preises zu gedenken, welchen die Akademie zu ertheilen hatte. Dies führt uns auf eines der hauptsächlichsten Vorrechte des Instituts. Eine ganze Reihe namhafter Preise sind es, welche durch die Akademie vergeben werden. Dieselben wurden großentheils von Privatpersonen zur Hebung der Wissenschaft gestiftet und tragen in der That nicht wenig dazu bei, junge Talente zum Vorwärtsstreben anzufeuern. Da gibt es z. B. große Prämien für literarische Leistungen, wie den Beredtsamkeits- und den Poesiepreis von 4000 Francs, ferner eine Stiftung für das den Sitten förderlichste Buch, ebenso Auszeichnungen für die besten historischen Arbeiten, für Entdeckungen und Erfindungen, endlich auch für tugendhaften Wandel. Letzteres ist das

Vermächtniß eines vor siebenzig Jahren verstorbenen Menschenfreundes, Namens Montyon, welcher 22,463 Mark für solche Arme aussetzte, die im Laufe des Jahres die tugendhafteste Handlung ausgeführt hätten. Man kann sich vorstellen, wie zahlreich alljährlich die Bewerbungen um diese Preise einlaufen, und welch' schwierige Aufgabe es für die Mitglieder der Akademie ist, unter diesen die Würdigsten auszuwählen.

Alle Wandlungen der Zeit, alle Mißgriffe, welche im Schoße der Akademie selbst vorgekommen sind, haben das Institut doch nicht um seine Existenz, noch um seine Bedeutung bringen können. In der Revolution zwar wurde die Akademie durch ein Edikt des Konvents vom 8. August 1793 unterdrückt, aber nur um bald darauf neu organisirt und verjüngt wieder aufzustehen. Schon am 25. Oktober 1795 beschloß das Direktorium, einen National-Gelehrtenverein in's Leben zu rufen, dessen Aufgabe die Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften sein sollte. Diese Anstalt erhielt den Namen Institut National, und zerfiel in drei Klassen: eine für Mathematik und Naturwissenschaften, eine für Politik und Moral, und eine für Literatur und schöne Künste. Im Ganzen zählte das Institut 144 Mitglieder.

Bonaparte, der selbst dazu gehörte und diese Ehre sehr hoch schätzte, bildete 1802 eine Kommission, nach deren Gutachten das Nationalinstitut abermals eine neue Einrichtung erhielt, und am 21. März 1816 wurde es zum Institut de France erhoben und in folgende fünf Klassen getheilt: 1) Die Académie Française, deren Haupt-

aufgabe die Ueberwachung der Sprache und Feststellung der Rechtschreibung, sowie die Herausgabe des Dictionnaire de l'Académie ist. 2) Die Académie des Inscriptions et Belles Lettres. Diese hat ihr Augenmerk auf alte Sprachen zu richten, auf Inschriften und Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, auf Errichtung von Alterthümersammlungen ꝛc. 3) Die Académie des Sciences, d. h. der exakten Wissenschaften (Mathematik und Naturwissenschaften). 4) Die Académie des Beaux-Arts, welche Alles, was auf die schönen Künste (Malerei, Bildhauerei, Musik, Baukunst) sich bezieht, zu überwachen hat. 5) Die Académie des Sciences morales et politiques, für Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft und Geschichte, sowie für Politik, Verwaltung und Finanzen. Jede dieser Klassen zerfällt wieder in einzelne Sektionen für die verschiedenen Zweige und hat zahlreiche auswärtige Korrespondenten. Außer den regelmäßigen Wochensitzungen hält jede Abtheilung noch alljährlich eine große Versammlung ab, und einmal in jedem Jahre vereinigen sich sämmtliche Akademien zu einer allgemeinen Zusammenkunft.

Die ursprüngliche Académie Française aber ist nicht nur die erste, sondern auch die vornehmste dieser fünf Klassen, und als solche gewissermaßen die Hauptrepräsentantin des Institut de France.

Nach ihrem Vorbilde sind übrigens auch in den Hauptstädten anderer europäischer Staaten ähnliche Institute errichtet worden, von denen sich auch einige zu nationalen Centralpunkten entwickelt haben, so z. B. die zu Madrid,

Lissabon, Stockholm, Petersburg. Eine Gesellschaft, die ganz anders organisirt, aber in ihrer Bedeutung der Académie Française an die Seite zu stellen ist, während ihre literarischen Leistungen vielleicht noch werthvoller genannt werden müssen, ist in England die Royal Society of London, welche seit dem Jahre 1663 besteht.

Der Traum einer Königin.

Historische Skizze

von

E. H. v. Dedenroth.

Das alte Riesenbild Egyptens war erblichen, seit Alexander der Große die Stadt Alexandria am Meere gegründet. Selbst die Memnonsäule, welche alle Morgen den Sonnengott begrüßte, verstummte in Trauer; Theben ward zur Ruine, das egyptische Leben zog sich nach der Küste.

Zur Zeit, in die wir unsere Leser zurückführen, im Jahre 48 vor Christi Geburt, war Alexandrien der Gipfel aller Städte, die Vermittlerin des Handels und Verkehrs dreier Welttheile, eine Stadt, mit der sich Rom an Pracht und Luxus der Bauten nicht messen konnte. Ein Mastenwald schmückte die beiden Häfen, man hörte alle Sprachen der handeltreibenden Völker der alten Welt; hier arbeiteten

Philosophen, Astronomen, Mathematiker, hier schufen Künstler ihre Werke, hier vereinte sich asiatische Pracht mit dem Geschmack Griechenlands und dem raffinirten Luxus der Römer. —

Die sinkende Sonne nähert sich dem Rande der Wüste. Nahe der arabischen Grenze, nicht weit von Pelusium, lagert ein egyptisches Heer und bei dem casischen Vorgebirge, ihm gegenüber, eine Streitmacht, welche die flüchtige Königin von Egypten gesammelt, den Rebellen, die sie aus Alexandrien vertrieben, die Spitze zu bieten.

In einem Zelte unter den Palmen einer Oase ruht auf persischen Teppichen das durch seine Schönheit und bestrickenden Zauber berühmteste Weib des Alterthums, die Tochter des Ptolomäus Auletes, Kleopatra. Die Königin hat das 21. Lebensjahr noch nicht vollendet, und doch hatten schon die gewaltigsten Stürme ihr Dasein durchtobt. Kaum elf Jahre alt, war sie ihrem Vater, den eine Palastrevolution vertrieben, nach Rom gefolgt, wo derselbe die Hilfe seines Gönners Pompejus erbat und auf dem albanischen Landsitze des mächtigen Triumvir lange Jahre Gastfreundschaft genoß. Während die rebellischen Unterthanen des Auletes Kleopatra's Schwester Berenice zur Königin ausriefen, lernte Kleopatra das schwelgerische Leben der römischen Großen und die schmutzigen Intriguen kennen, mit denen dort der Ehrgeiz nach Macht und Gold rang, und den schamlosen Trug, die Doppelzüngigkeit der in Lastern verkommenen Herren der Welt. Es gelang den Intriguen des gewissenlosen Ptolomäers endlich, die ersehnte Hilfe zu erhalten. Der jugendliche Reiter-

führer Marc Anton eroberte Egypten, und Auletes wurde wieder auf den Thron gesetzt. Der blutdürstige Vater ließ Berenice hinrichten und ernannte Kleopatra, die er nach egyptisch-macedonischer Sitte mit ihrem jüngeren Bruder verlobte, zur Thronerbin des Reiches.

Noch nicht achtzehn Jahre alt, bestieg sie an der Seite ihres neunjährigen Bruders und Titulargemahls, Ptolomäus XII., nach dem Tode ihres Vaters den Thron. Allein sie wurde kurz darauf durch eine Palastrevolution wieder vertrieben, da man ihr vorwarf, sie habe ihren Bruder zu Gunsten der Römer unterdrücken wollen. Der ehrgeizige Feldherr Achillas, der sich zum Leiter und Vormund ihres Bruders gegen sie aufgeworfen, lagerte jetzt bei Pelusium, während die flüchtige Königin mit Streitkräften, die sie an der arabischen Grenze gesammelt, herangezogen war, sich die Rückkehr nach Alexandrien zu erzwingen.

Noch zögerte Kleopatra, den Bürgerkrieg zu beginnen. Es war das Gerücht zu ihr gedrungen, daß der bei Pharsalus von Cäsar geschlagene Pompejus, der alte Gönner ihres Vaters, sich nach Egypten geflüchtet, sie wollte darüber genauere Nachrichten abwarten, ehe sie sich zu entscheidenden Schritten entschloß. Heute, nachdem sie lange mit ungeduldiger Sehnsucht geharrt, sollten ihr dieselben kommen.

Zwei schwarze Sklavinnen, welche mit Pfauenwedeln der Gebieterin Kühlung zufächelten, waren die einzige Umgebung der Königin, deren Glieder ein golddurchwirktes Purpurgewand umhüllte, während das nach griechischem Geschmack frisirte Haupt als einzigen Schmuck die goldene Uräusschlange, das Abzeichen der Herrscherinnen von Egyp-

ten, trug. Die Hautfarbe der schönen Frau war ein röthliches Braun, als falle ein dunkler Schein über schimmernde Goldplatten, die sammetweiche Haut glänzte wie Atlaß. Ihre Gestalt schien wie aus Stein gemeißelt in den edelsten Linien üppiger Schöne, das herrliche Ebenmaß der Glieder ward durch die natürliche Anmuth graziöser Haltung und Bewegungen gehoben, es lag in der ganzen Erscheinung ein siegbewußtes Selbstgefühl, ein königlicher Stolz, in der dunklen Perle des Auges aber schimmerte ein schmachtendes Sehnen, eine verhaltene Gluth.

Die Ankunft des längst erwarteten vertrauten Kundschafters riß die Königin aus ihrem Sinnen. Der Kundschafter warf sich ihr zu Füßen und erstattete knieend seinen Bericht. Er hatte Ungeheures zu erzählen. Auf den Rath des Eunuchen Pothinus und des Sophisten Theodectes, welcher gesagt: „Todte beißen nicht," hatte Ptolomäus seinem Feldherrn Achillas gestattet, den flüchtigen Pompejus an's Land zu locken und zu ermorden. Dann hatte man dem verfolgenden Cäsar, der wenige Tage später auf der Rhede von Alexandrien erschien, den Kopf und den Siegelring seines Feindes in der Hoffnung auf Dank übersendet. Aber obwohl Julius Cäsar den Mord unbestraft ließ, so war er doch weit entfernt davon, ihn zu belohnen. Er trat als Herr und Gebieter im Pharaonenlande auf, er forderte sowohl Ptolomäus wie Kleopatra zur Entlassung ihrer Heere und zur Unterwerfung unter seine Entscheidung auf.

Der Sicilier Apollodonus, so hieß der Kundschafter Kleopatra's, meldete ferner, wie es den Stolz der Be-

wohner Alexandria's verletzt, daß Cäsar, der nur etwa 5000 Mann mit sich führe, wie ein Imperator unter dem Vortritt von Liktoren mit Beil und Ruthenbündeln in das Königsschloß der Lagiden eingezogen sei und sich wie ein Eroberer geberde. „Der König Ptolomäus, Dein zweiter Bruder und Deine Schwester Arsinoe sind in seiner Gewalt," schloß Apollodonus seinen Bericht, „das schützt ihn vor dem Zorn des Volkes, aber Achillas wird seine Truppen gegen Cäsar marschiren lassen, wenn Du, Königin, dem Gebote Cäsar's, Deine Truppen zu entlassen und Dich seinem Schiedsgericht zu unterwerfen, gehorchst. Der Befehl wird Dir morgen zukommen, die Boten sind schon unterwegs."

„Ruft mich Cäsar nach Alexandria?" fragte die Königin, deren Antlitz bei diesen Worten in Unmuth erglühte.

„Nicht durch die Boten," antwortete der Sicilianer leise flüsternd. „Deine Geschwister fürchten die siegende Gewalt Deiner Schöne und Deines Geistes, Dein Gemahl hat strengen Befehl erlassen, Dir die Thore der Stadt zu schließen, aber im Herzen verlangt Cäsar nach Deinem Anblick. Er hat nach allen Seiten Boten ausgeschickt, daß man ihm Hilfstruppen nachsende, er wäre verloren in der ungeheuren Stadt, wenn er offen für Dich Partei ergriffe, er muß abwarten, bis Verstärkungen kommen."

„Dann wäre es zu spät, mir seine Hilfe zu bieten!" rief Kleopatra. „Die Königin von Egypten kann Cäsar's Freundschaft nur annehmen, so lange er Gast ist in Alexandria, aber vor dem Herrn der Stadt sich zu beugen, ist sie zu stolz. Ich muß ihn sehen, ehe er zu befehlen

wagt. Von der Gnade eines Fremden nehme ich die Krone der Lagiden nicht zurück."

„Das ist unmöglich," antwortete der Sicilianer, „Du würdest Deine Hauptstadt nicht lebendig erreichen. Deinen Truppen trotzt der Rebell Achillas."

„Unmöglich?" lächelte Kleopatra. „Bist Du es, Apollodonus, der mir das feige Wort in's Antlitz ruft?"

Gluthröthe der Scham bedeckte das Antlitz des Sicilianers. „Fordere, daß ich mein Leben für Dich lasse, Königin, und verachte mich, wenn der Schrecken mein Antlitz bleicht, aber zürne nicht, wenn ich um Dein Wohl sorge. Ich beschwöre Dich, Königin, ertrage noch kurze Zeit das Exil, füge Dich scheinbar der Gewalt, bis auch Dein Bruder sein Heer entlassen, und vertraue dem Zauber Deiner Schönheit, Cäsar wird sich vor Dir beugen, brächte man Dich auch als Gefangene vor seinen Richterstuhl."

„Das sind die Gedanken einer Sklavenseele!" rief Kleopatra. „Lieber todt, als wie eine Bettlerin dem stolzen Römer nahen! Nein! Ich erkenne ihn nicht als Schiedsrichter an, ich bin eine freie Königin, er soll wählen zwischen meiner Freundschaft und der meiner Feinde. Ich gehe zu ihm. Mache ein Boot bereit, Apollodonus. Kein Mensch im Lager darf ahnen, was geschieht, in einer Stunde breche ich auf, Du führst mich nach Alexandria! Die Götter werden mich schützen, oder wollen sie mich verderben — sei es. Lieber zu Staub werden, als länger im Staube mich erniedrigen!"

Apollodonus starrte die Königin an, wie betäubt von der Kühnheit ihres Entschlusses. Aber schien es auch

wie Wahnsinn, auf ein Gelingen dieses Planes zu hoffen, die Königin, die ihn ersonnen, duldete keinen Widerspruch.

Eine Stunde später steuerte ein kleiner, unscheinbarer Nachen auf den mondbeglänzten Wellen des Meeres dahin, es befanden sich in demselben nur zwei Personen: Apollodonus, welcher das Fahrzeug lenkte, und die Königin von Egypten. Als die Sonne am folgenden Morgen ihre sengenden Strahlen über die Klippen warf, hatte Kleopatra das Lager des Achillas schon hinter sich und konnte hoffen, noch im Laufe des Tages Alexandria zu erreichen. Kein Lüftchen bewegte die Wellen.

Das Abendroth umspielte mit seinen letzten Gluthen den weißen Marmor der Denkmäler der Nekropolis, der Todtenstadt von Alexandria, als der kleine Nachen zwischen den Triremen Cäsar's und den Handelsschiffen des Hafens hindurch glitt und vor der bis zum Wasser hinabführenden Treppe des Königspalastes anlegte. Die Wachen vermutheten nichts Arges, denn in dem Nachen befand sich nur ein Mann, welcher vorgab, er bringe dem Feldherrn Waaren, die derselbe bestellt und die er, in Teppiche geschlagen und mit Riemen umschnürt, jetzt auf seine Schultern lud und damit die Treppe emporstieg.

Niemand hinderte den Sicilianer, seine schwere Bürde in die Gemächer Cäsar's zu tragen. Der Feldherr war neugierig, zu sehen, was man ihm bringe. Apollodonus löste die Riemen, schlug die Teppiche auseinander und — ein Weib erhob sich aus der Umhüllung, schön wie Aphrodite. „Du willst mich auffordern, Cäsar," redete sie den Betroffenen an, „meine Truppen zu entlassen und

mich Deinem Schiedsspruch zu unterwerfen. Ich vertraue Deiner Gerechtigkeit, darum komme ich zu Dir, allein, ohne Schutz, denn ich weiß es, Du wirst nicht unedel handeln gegen die Königin dieses Landes, wirst nicht Rebellen unterstützen, die sich gegen die rechtmäßige Herrscherin aufgelehnt haben."

Cajus Julius Cäsar stand da wie gebannt durch die Erscheinung dieses wunderbaren Weibes, von dessen Zauber man ihm so viel erzählt und deren kühne That seine Seele mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Der Besieger Galliens, der Beherrscher Roms fühlte sich beim ersten Anblick Kleopatra's überwunden, besiegt.

„Königin," sagte er, „ich wäre nicht Cäsar, hätte ich auf Dein hochherziges Vertrauen eine andere Antwort, als die: von dieser Stunde ab ist Cajus Julius Cäsar der Gast der Königin von Egypten in ihrem Schlosse; er wird Dir die Köpfe der Rebellen zu Füßen legen, aber kein Sieg, den er je erfochten, wird ihm herrlicher dünken, als derjenige über das Herz des schönsten Weibes der Erde."

„So triumphire," lächelte sie kokett, „was ich von Dir gehört, hat mich mit Bewunderung erfüllt, und ich sehe es auf Deiner Stirne geschrieben, daß die Götter Dich zum Herrn der Welt erkoren."

„Nur um Dir zu dienen, Königin, um die Herrschaft mit Dir zu theilen!" rief er, berauscht von ihren Blicken. „Vor Deinem Lächeln schmilzt der Stolz des Römers wie der Schnee Britanniens vor dem Gluthhauch der Sonne. Reiche will ich Dir zu Kränzen winden, Fürstenkronen zu

Armspangen schmelzen, Dein Lächeln soll eine Welt frohlocken, Dein Stirnrunzeln die Völker der Erdscheibe erbeben machen."

Cäsar hielt, was er Kleopatra versprochen. Obwohl er kaum über 5000 Mann Soldaten in der Stadt verfügte, dekretirte er die Wiedereinsetzung der Königin. Die Hofpartei widersetzte sich, man versuchte, Cäsar durch Gift zu beseitigen. Als das nicht gelang, flüchtete der König Ptolomäus zu seinem Heere, ließ Cäsar auffordern, Egypten zu verlassen, und als Cäsar antwortete, er sei nicht gewöhnt, sich Rathschläge ertheilen zu lassen, am wenigsten von einem Egypter, zog Achillas mit 20,000 Mann heran, den kühnen Römer zu vertreiben. Achillas warf die Kohorten, die ihm Cäsar entgegenstellte, zurück, und der Mann, der den Pompejus besiegt, mußte sich mit seinem Häuflein im Brucheion — dem Stadtviertel der königlichen Paläste Alexandria's — verschanzen und wie ein Abenteurer um sein Leben kämpfen. Er verbrannte die egyptische Flotte und wehrte sich gegen die Uebermacht mit jenem Muthe und jener Geschicklichkeit, die er in Jahre langen Feldzügen in Europa erworben. Im egyptischen Lager herrschende Uneinigkeit und Hofintriguen lähmten außerdem seine Feinde und verzögerten die Entscheidung, bis endlich Cäsar die ersehnten Verstärkungen erhielt. Jetzt ging der Diktator Roms zum Angriff über. Der Brudergemahl Kleopatra's fiel im Kampfe, der goldene Panzer, den der Knabe nach dem uralten Gebrauche egyptischer Könige getragen, ward aus dem Nilschlamm gezogen, in dem der Lagide ertrunken. Cäsar war Herr über Egypten. Er meldete nach

Rom, daß er Kleopatra, die sich jetzt mit ihrem sechsjährigen jüngsten Bruder verloben mußte, die Krone des Landes gelassen, weil sie in der Gefahr treu zu ihm gehalten, aber insgeheim war der Bund zwischen dem Römer und der Egypterin geschlossen. Der stolze Gedanke der Zauberin vom Nil, den Schwerpunkt der römischen Weltherrschaft nach Alexandria zu verlegen, hatte in Cäsar's Seele Wurzel gefaßt. Mit dem schönsten Weibe der Welt in orientalischer Pracht die Alleinherrschaft über die eroberte Welt zu theilen, das war ein verführerisches, verlockendes Ziel für den großen Römer geworden.

Cäsar verließ Egypten, um die Niederwerfung der Anhänger des Pompejus zu vollenden und sich die Diktatur in Rom zu sichern, aber schon ein Jahr später forderte er Kleopatra heimlich auf, ihm dorthin zu folgen.

Kleopatra kam nach Rom und nahm ihre Wohnung in der von prachtvollen Gärten umkränzten Villa des Diktators jenseit des Tibers, wo heute die Prachtbauten des Fürsten Pamphili den Fremden entzücken. Das schöne Weib war stolzer Hoffnung trunken. Sie kam mit ihrem Sohne Cäsarion und erschien mit der Pracht einer Königin, aber sie war klug genug, in Rom auf alle schwelgerischen Feste zu verzichten, mit denen sie in Alexandria ihren Gast berauscht, ja, ihr Stolz verleugnete sich sogar Denen gegenüber, welche der an orientalische Unterwürfigkeit gewöhnten Fürstin zu verstehen gaben, daß die geringste Römerin sich erhaben über die stolzeste Fremde fühle. Sie wußte, daß Cäsar sie liebe, sie vertraute seinem Stern und fügte sich in Geduld, denn sie glaubte fest, der

Tag werde und müsse kommen, wo der Diktator als König der Welt mit ihr von Alexandria aus den Völkern der Erde seine Gesetze diktire.

Wie verächtlich erschienen ihr die Edlen Roms, diese käuflichen Großen, die um Cäsar's Gunst buhlten, wie verächtlich diese hochmüthigen Republikaner, die, wie Cicero, es nur heimlich, hinter Cäsar's Rücken wagten, über „das fremde Weib vom Nil" zu schelten, während sie darin wetteiferten, für Cäsar schmeichelhafte Ehrenbezeugungen und Titel zu erfinden, den Weltbezwinger zu rühmen und ihm zu huldigen.

Doch sie harrte in Geduld des Tages, der ja kommen mußte, wo sie allen diesen jämmerlichen Kreaturen den schönen Fuß auf den Nacken setzen könne.

In Rom ging das Gerücht, daß Cäsar mit dem Plane umgehe, Cäsarion als seinen Sohn anzunehmen, sich zum Könige ausrufen zu lassen und den Sitz der Weltherrschaft nach Alexandria zu verlegen.

In einem duftigen Gemache auf weichen Polstern ruht die schöne Königin vom Nil; tarentinische Silberlampen, mit fast betäubend riechendem Oel aus der arabischen Bechernuß gefüllt, erleuchten dasselbe. Die von pompejanischen Künstlern reich bemalten Wände sind von Guirlanden und Kränzen fast gänzlich bedeckt. Die Teppiche auf dem Mosaikfußboden duften von Rosenöl, und schön bekränzte Knaben streuen Rosenblätter darüber. Auf kleinen zierlichen Tischen stehen goldene Käfige mit reizenden Singvögeln, der einem Medusenhaupt entspringende Wasserstrahl fällt in ein Bassin aus schwarzem Marmor, in dem sich Gold-

brassen, Krebse, Schildkröten u. s. w. tummeln. Der Lichtglanz spielt mit dem stäubenden Wasserdunst, und die fallenden Tropfen erfrischen die Luft.

Die Königin liegt auf einer Polsterbank, welche von goldenen Greifen getragen wird. Das schwarze Haar, noch feucht von den Dünsten des Bades, umhüllt ihre Gestalt, die zierlichen Füße ruhen auf einem weichen Pantherfell. Schöne Sklavinnen sind beschäftigt, die Königin zu schmücken, das Haar mit duftendem Oele zu salben, ihr die kostbaren Gewänder und Geschmeide anzulegen, in denen sie Cäsar empfangen wollte. Kaum war ihre Toilette beendet, da führte man ihr einen unerwarteten Besucher zu, den stutzerhaft gekleideten Marc Anton, den liederlichsten, ehrgeizigsten Mann Roms, aus herabgekommenem Adelsgeschlecht, der Getreueste der Getreuen Cäsar's. Marc Anton überreichte der Königin einen Strauß seltener Blumen.

„Diese Blumen sind ein Raub, ob dessen Fulvia mir zürnen wird!" sagte Kleopatra lächelnd, während Marc Anton sich zu ihren Füßen auf ein Polster niederließ, „man haßt mich schon genug in Rom. O, ich wollte, der Feldzug gegen die Parther könnte endlich beginnen und Cäsar diese Stadt verlassen. An der Spitze seiner Legionen ist er ein anderer Mann, als hier, wo ihn der Kampf mit Neidern und Heuchlern, mit den feigen Vertheidigern einer entarteten Republik ermüdet."

„Und doch sind diese Gegner gefährlicher, als Du denkst," versetzte Marc Anton. „Es gibt Männer unter den Republikanern, denen ich nicht traue und die Cäsar's Edelmuth nicht erkennen. Da ist der Schwiegersohn des

alten starrsinnigen Cato, der Gatte der tugendstolzen Porcia, Markus Brutus, dem Cäsar es verziehen, daß er bei Pharsalus zu Pompejus gestanden. Bei ihm versammeln sich Mißvergnügte mit finsteren Mienen, das Volk murrt, es geht etwas vor, fürchte ich, und die Götter mögen ihren Liebling schützen, der allzu sorglos diesem Volke die Stirne zeigt."

„Darum muß er fort. Wende Deinen ganzen Einfluß an, Marc Anton, daß er bald zum Heere abreist. Der Sieg über die Parther muß ihm das Diadem in die Locken flechten."

„Es sind böse Zeichen geschehen," versetzte Marc Anton kopfschüttelnd. „Balbo erzählt, daß die Pferde, mit denen Cäsar einst den Rubikon überschritten, das Futter verweigert und Thränen vergossen haben, der Opferbeschauer Spurinna verkündet Unglück, ein Zaunkönig kam mit einem Lorbeerreislein, von Raubvögeln verfolgt, in die pompejanische Kurie und ward dort zerrissen."

Kleopatra lächelte, aber es schien fast, als würde es ihr schwer, bange Ahnungen zu ersticken, welche sich ihrer wider Willen bemächtigten. Noch ehe sie zu antworten vermochte, brachte man ihr ein Pergament von Cäsar. Der Imperator schrieb ihr, sie solle ihn heute nicht erwarten, er sei nicht abergläubisch und werde trotz der erhaltenen Warnungen morgen im Senat erscheinen, denn man würde mit Recht seiner spotten, wenn er das nicht wage, aber heute wolle er nicht ausgehen.

Kleopatra zeigte Marc Anton die Tafel. „Er hat Recht," sagte der Römer, „ich wollte, er hielte sich während der Iden (Mitte des Monats) ganz zu Hause, man

soll die Götter, die uns Warnungen senden, nicht herausfordern."

Die Gäste erschienen, welche die Königin zur Abendtafel geladen, und trotz der Verstimmung, welche sie beschlichen, bemerkte sie, daß mehrere fast auffällig bestürzt schienen, als sie hörten, Cäsar werde nicht erscheinen; es war, als sei ihnen damit ein Strich durch die Rechnung geschehen. War es der Gespensterblick des Argwohns, der in Kleopatra's Brust Verdacht erweckte, oder befanden sich unter ihren Gästen falsche Freunde des Diktators? Die Stimmung blieb eine unbehagliche, gedrückte, trotz der Kostbarkeit aller Genüsse, welche die Tafel bedeckten, und aller Zaubermittel, mit denen die Gastgeberin die Anwesenden zu zerstreuen suchte.

Am anderen Tage, als Cäsar im Senat erschien, ward er von Verschworenen umringt und erdolcht. Dumpfes Entsetzen über die ungeheure That erfüllte den Senat, das Volk, die halbe Welt. Das römische Reich war wieder den Parteikämpfen preisgegeben, Mörder hatten das Leben eines Mannes gewaltsam beendet, dem Rom nach schweren Kämpfen den Titel eines „Vaters des Vaterlandes" gegeben, dem seine Verdienste fast göttliche Verehrung erworben.

Kleopatra verließ mit ihrem Sohne die Tiberstadt, nachdem Marc Anton vergeblich versucht, Cäsarion als Erben Cäsar's zu proklamiren. Der herrlichste Traum ihres Lebens war verblichen, und wenn er sich später in anderer Gestalt wieder beleben sollte, so war es doch nicht mehr das stolze Selbstgefühl hohen Strebens, das die Intriguen dieses wunderbaren Weibes adelte.

Es ist bekannt, wie Kleopatra endete. Sie war 39 Jahre alt, als Oktavian nach Besiegung des Antonius die schöne Helena vom Nil an seinen Triumphwagen zu spannen gedachte. Dieser Schmach zu entgehen, gab sie sich selbst den Tod. Den Cäsarion aber ließ Oktavian ermorden.

So endete der Traum einer Königin und einer der bezauberndsten, berühmtesten Frauen des Alterthums, deren ganzes Leben ein fortgesetzter Kampf für Macht und Größe und für den Thron ihrer Väter gewesen. Nur die Blätter der Geschichte erzählen noch von ihr und einige übrig gebliebene Münzen aus jener Zeit, wo Kleopatra's Jugendtraum der Erfüllung nahe zu sein schien, und Marc Anton sie zur Großkönigin des Ostens hatte ausrufen lassen.

Türkisches Familienleben.

Ein Beitrag zur Kenntniß des Orients.

Von

Aug. Scheibe.

Dem Reisenden, welcher Konstantinopel besucht, fallen wohl gleich bei seiner Ankunft die Paläste der türkischen Großen in die Augen, die sich in fast unabsehbarer Reihe am Ufer des Bosporus hinziehen. Es sind große hölzerne Gebäude, die sich nach rückwärts an malerische, grün bewaldete Hügel lehnen, und deren Bauart manches Eigenthümliche besitzt.

Den größten Theil der darin enthaltenen Räume nehmen, wie man an den vergitterten Fenstern leicht erkennt, die Frauengemächer ein. Nur eine kleinere Abtheilung ist den männlichen Mitgliedern der Familie vorbehalten, und in diesen Zimmern, die man die „Begrüßungszimmer" nennt, sind die Fenster nicht vergittert, die Thüren stehen allezeit offen, hier empfängt der Hausherr seine Gäste und widmet sich seinen Geschäften. Aber dieser Theil des Hauses ist allen Schmuckes baar, und nichts erinnert an Bequemlichkeit und häusliches Behagen, denn dies sucht und findet der Türke nur hinter der einen wohlverwahrten Thüre, welche aus den oberen Zimmern in die Frauengemächer hinüberführt.

Diese Frauengemächer sind von den „Begrüßungsräumen" vollständig geschieden. Sie haben ihren besonderen, gewöhnlich nach dem Garten gelegenen Ausgang, und erlauben es die Mittel des Besitzers, so ist dieser Garten, der sich terrassenförmig an der Hügellehne emporzieht, ein wahres Paradies. Er enthält die kostbarsten Blumen, herrliche von Bäumen beschattete Wege schlängeln sich auf und ab, reizende Lusthäuschen gewähren Ausblicke auf die blaue im Sonnenlicht funkelnde See — immer ist dieser Garten aber von hohen Mauern umgeben, die noch überall da, wo ein neugieriger Blick zu fürchten sein könnte, durch hohe hölzerne Schirmwände überragt werden.

Das Haus des türkischen Großen, immer geräumiger und weitläufiger, als die Insassen es eigentlich bedürfen, besteht zuvörderst aus einer Reihe großer Hallen, welche während der heißen Jahreszeit einen kühlen Aufenthalt

gewähren. Hinter diesen liegen die hohen luftigen Frauengemächer, deren Wände in heiteren Farben prangen, deren Fußböden aus Marmorplatten bestehen, und in deren Mitte erfrischende Springbrunnen plätschern. An diese Räume schließen sich dann wiederum die Badezimmer, deren Fliesenfußböden von unten vermittelst gewaltiger Heizapparate erwärmt werden. Zu unserem größten Erstaunen aber bemerken wir, daß sämmtliche Wohngemächer, mit einem Ueberfluß von Fenstern versehen, nach allen Seiten hin weite Ausblicke gewähren, und daß die Kunst des türkischen Architekten darauf hinauszulaufen scheint, den hier eingekäfigten Schönheiten eine möglichst unbeschränkte Aussicht zu vermitteln. Zu diesem Zwecke werden die Umfassungsmauern der Häuser in allen denkbaren Winkeln durchbrochen, mit Erkern und Ecken nach innen und außen versehen, die oberen Stockwerke auf drei bis vier Fuß vorragenden Tragbalken über die unteren hinausgeschoben und dann so viele Fensteröffnungen angebracht, als sich nur irgend mit der Festigkeit des Gebäudes verträgt.

Im Innern sind die Räume des Harems, wie die Frauengemächer, oder wie man besser sagen sollte, die Familiengemächer des Türken heißen, mit egyptischen Matten und dicken schweren Teppichen belegt und ringsum mit breiten Divans versehen, auf denen die Bewohner und Bewohnerinnen, entweder liegend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend, ihre Tage verträumen. Vervollständigt wird das Möblement durch niedrige, achteckige, mit Perlmutter ausgelegte Gestelle, die man zum Absetzen von

Tassen, Pfeifen u. s. w. benutzt, durch geschnitzte hölzerne Truhen, französische Uhren mit künstlichen Werken: singenden Vögeln, tanzenden Puppen, beweglichen Landschaften u. s. w., sowie durch wunderbare Stickereien, schwere persische Teppiche, welche die Thüröffnungen verschließen, und Gardinen von Seidendamast an den Fenstern. Im ganzen Hause aber findet man keine Bettstelle. Die Insassen des Harems haben nie von einer Springfedermatratze gehört, und bringen die Nacht auf Lagerstätten zu, deren einzelne Kissen man aus Wandschränken hervorholt und auf den Fußboden ausbreitet. Allerdings findet man hin und wieder goldene Tische nach europäischem Muster, sowie goldene mit rothem Sammt oder gelbem Seidendamast bezogene Stühle in den Harems sehr reicher Leute, aber diese Geräthe stehen nur als Schmuck an den Wänden und werden nie gebraucht. Der Tische bedarf man nicht, da man zum Essen stets auf dem Fußboden sitzt, und wenn der Türke schreibt, so geschieht dies, indem er das Papier auf die innere Fläche der linken Hand legt. Aufrecht auf einem Stuhle zu sitzen, würde ihm geradezu eine Pein sein.

Die türkische Frau ist ein seltsames Zwittergeschöpf, halb schlecht erzogenes Kind, halb gewitzigte Weltdame. Sie hat schon als kleines Mädchen gelernt, wann und wo sie ihren Willen zu verleugnen hat und wann und wo sie ihn durchsetzen kann. Selbstbeschränkung durch den eigenen Willen ist ihr völlig unbekannt; sie ist egoistisch aus Grundsatz und geht von der Ansicht aus, daß Jeder, der nicht selbstsüchtige Motive zur Freundschaft hat, ein Feind ist. Im Verkehr ist sie, wenn auch etwas schwatz-

haft, doch häufig angenehm und liebenswürdig — vor Allem aber ist sie vollkommen zufrieden mit ihrer Stellung.

Demgemäß ist sie im Allgemeinen sehr konservativ. Die Welt, in der sie lebt, bleibt unberührt von dem Umschwunge der Zeit, und kein Chinese kann für Neuerungen unzugänglicher sein als sie. In Religionssachen ist sie von blinder Unduldsamkeit, und ihre Anschauungen von der Außenwelt beruhen allein auf den Lehren des Koran, die ihr mündlich überliefert worden sind.

Abergläubisch im höchsten Grade, wendet die Türkin in Krankheitsfällen anstatt eines vernünftigen Mittels lieber den Speichel einer alten Frau an, die niemals geschieden worden ist, und deshalb eine, anderen Sterblichen nicht verliehene magnetische Kraft besitzen muß, oder sie läßt sich von einem schmutzigen Derwisch mit übelriechendem Athem anhauchen. Maschinen aller Art gelten ihr noch immer als Werke des Teufels; sie glaubt an Zauberei und würde keine Stunde das dreieckige Stückchen Leder ablegen, das sie auf der Brust trägt und auf welches ein gegen den bösen Blick schützender Spruch des Koran gedruckt ist. Der Dienstag gilt ihr als Unglückstag, und sie feiert weder den Geburtstag ihrer Kinder, noch läßt sie ihn aufschreiben, aus Besorgniß, ein Zauberer könne die Kenntniß dieses Datums benutzen, um dem Kinde Böses zuzufügen.

Von der Ansicht ausgehend, daß Wissen und Bildung nur die Macht der Frau, Unheil anzurichten, verstärken könne, hält der Türke sie in tiefer Unwissenheit und versagt ihr alle Mittel, sich aus dieser geistigen Finsterniß zu erheben. Die Männer wählen ihre Frauen nur nach

der körperlichen Schönheit, und in den Adern der besten Familien rollt das Blut wilder Horden, Georgier, Circassier, Tataren und Zigeuner, oder das der unwissenden Bauern Kleinasiens.

Die fortwährende Einführung niedrig geborener Frauen in die höchsten Kreise gibt ihrem Verkehr unter einander eine gewisse demokratische Färbung. Keine Schranke hindert das ärmste Weib aus dem Volke, die Harems der reichsten und vornehmsten Türken zu betreten, und dies, im Verein mit der Erlaubniß, wohlverhüllt Bazare und Badehäuser zu besuchen, erklärt einigermaßen die Zufriedenheit der türkischen Frauen mit ihrer Stellung.

Selbstverständlich ist das Loos der Frauen in den unbemittelten Ständen himmelweit von dem jener Schönheiten verschieden, welche die Harems der Reichen und Vornehmen schmücken. Diesen armen Lastthieren liegt es ob, in die Berge zu gehen, um Holz zu sammeln, es auf dem Rücken nach Hause zu tragen, die Felder mit Pflug und Egge zu bestellen, das Vieh zu besorgen, zu kochen und das Hauswesen in Ordnung zu halten. Häufig werden in diesen Ständen die Frauen nach ihrer Geschicklichkeit in Handarbeiten gewählt und geschätzt, wie z. B. von den vielbeweibten Männern von Uschak, deren Frauen, obgleich sie meist keinen Stich nähen können, die hochberühmten türkischen Teppiche weben. Da diese Industrie sehr einträglich ist, so heirathen die klugen Männer, je nachdem ihr Wohlstand sich mehrt, eine Frau nach der andern, und erwerben damit immer neue Webemaschinen.

Gehen wir zu den Männern über, so finden wir, daß

der Türke nichts weniger als ein schrecklicher oder grausamer Mensch ist. Schon seine Zärtlichkeit gegen Kinder, seine Leidenschaft für Blumen und seine Freude an den Schönheiten der Natur sind Beweise dafür. Der Türke ist streng religiös, als Geschäftsmann meist ehrlich, als Freund zuverlässig; aber er ist unwissend in Allem, was nicht türkisch ist. Obgleich geneigt, das Fremde zu bewundern und äußerlich bis zu einem gewissen Grade nachzuahmen, bleibt er dennoch stets in seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise durch und durch Türke. Tritt man einem seiner alten Gebräuche nur leise zu nahe, so entpuppt sich sofort der Fanatiker, obgleich gerade diese alten Gebräuche und Gesetze ihn in eiserne Fesseln schlagen, ihm das Leben erschweren und auf Tritt und Schritt Demüthigungen und Hemmnisse bereiten.

Alle Formen des Verkehrs sind in der Türkei in einer Weise ausgebildet und geregelt, daß sie jeden Mann an seinem Platze und in seiner Stellung unerbittlich festbannen. Die Gesellschaft ist sorgfältig in Rangklassen eingetheilt, deren zahlreiche Grenzstriche nur — wie z. B. in der militärischen Laufbahn — mit Erlaubniß der obersten Staatsgewalt überschritten werden können, und eine knechtische Unterordnung unter Rang und Stand ist das allein herrschende Prinzip. Empfängt der Türke den Besuch eines Höhergestellten, so hat er ihn an der Schwelle des Hauses zu empfangen und ihn nach dem Ehrenplatze zu führen, während er selbst stumm vor ihm stehen bleibt, bis der vornehme Gast ihn auffordert, sich zu setzen und ihn durch Fragen zu reden veranlaßt. Auf der Straße

hat er vor jedem Höhergestellten zur Seite zu treten und demüthig zu warten, ob man ihn erkennt oder nicht. Mancher Türke muß zeitlebens auf das Vorrecht, einen Vollbart zu tragen, nur deshalb verzichten, weil er der Verwandte eines vornehmen Mannes ist, und die Sitte dem Geringeren verbietet, in Gegenwart des Vornehmeren mit diesem Schmucke des Mannes zu erscheinen.

Aller dieser Zwang fällt weg, sobald der Türke seinen Harem betritt. Nur innerhalb dieser geheiligten Mauern ist er Meister und Herr seiner selbst, und der Umstand schon genügt, um den unwohnlichen Charakter des Hauses außerhalb der Frauengemächer, sowie die Vorliebe zu erklären, mit welcher der Hausherr die Räume ausschmückt, in denen er, allen Zwanges ledig, die ihm beschiedenen Familienfreuden genießt. Kein Mann außer ihm überschreitet diese Schwelle, und selbst obrigkeitliche Beamte haben hier keinen Zutritt. Hat ein Verbrecher sich in den Harem geflüchtet, so gibt es kein Mittel, seiner habhaft zu werden, als ihn entweder durch List herauszulocken, oder den Platz regelrecht zu belagern, bis die vorhandenen Lebensmittel aufgezehrt sind und eine freiwillige Auslieferung erfolgt.

Außer dem Harem gibt es nur noch einen Ort, wo sich der Türke, von allen lästigen Höflichkeitsgebräuchen frei, erholen kann, und dies ist das öffentliche Kaffeehaus, wo Alle gleich sind. Aber diese Kaffeehäuser, so malerisch sie mit ihren Gruppen langbärtiger Männer, ihren persischen Wasserpfeifen, ihren parfümirten Springbrunnen, ihrem duftenden Mokka und ihren Geschichtenerzählern auch geschildert werden, sind keineswegs ein angenehmer Auf-

enthalt. Die langen, weiten Gewänder der Gäste sind häufig durch den Gebrauch fettig und schmutzig geworden, die Luft ist mit dem erstickenden Rauch billigen Tabaks gefüllt, und der einzige Geruch, der sich dazwischen bemerkbar macht, ist der von Knoblauch. Der Aufwärter bläst den Staub aus der Tasse, ehe er sie füllt, und ehe er den Zucker hinzuthut, wischt er den Löffel erst an seiner Hose ab.

Kehren wir nun wieder in das türkische Wohnhaus zurück, so muß zunächst die Annahme, daß der Harem — buchstäblich bedeutet das Wort soviel als „abgeschlossener Theil des Hauses" — immer mehrere Frauen des Mannes umschließen müsse, als irrthümlich bezeichnet werden. Zwar ist dem Türken erlaubt, mehrere Frauen zu nehmen, und viele Muselmänner thun dies auch; die übergroße Mehrzahl aber begnügt sich mit einer einzigen, denn der kostspielige Unterhalt großer Familien ist ein genügendes Hinderniß allgemeiner Vielweiberei. Aber auch wenn der Türke nur eine Frau hat, spricht man von seinem Harem, denn alle weiblichen Insassen des Hauses, mögen sie Ehefrauen, heranwachsende Töchter, Verwandte, Sklavinnen oder sonstige Bedienstete sein, halten sich in den dazu abgegrenzten Räumen auf, und gewöhnlich versteht man unter dem Worte die Bewohnerinnen mit.

Der Harem, in welchem auch die Söhne bis zu einem gewissen Alter erzogen werden, ist das Daheim, der Mittelpunkt des Lebens für den Türken, gewinnt deshalb den größten Einfluß auf Alles, was er thut, und wird zu einer oft gefährlichen Macht. Nach dem mohammedanischen

System ist der Hausherr das einzige Band zwischen den Frauen seiner Familie und der übrigen Welt, soweit sie aus Männern besteht, und so konzentrirt sich denn auch auf den einen Mann die ganze bestrickende Macht dieser Frauen. Daß ihr Einfluß kein fördernder und veredelnder sein kann, daß der Mann, welcher seine besten Stunden in der Gesellschaft ungebildeter Frauen zubringt, in seiner eigenen Aus- und Weiterbildung zurückgehalten wird, bedarf wohl kaum einer Erklärung.

In erster Reihe der den Türken unterjochenden Einflüsse steht der seiner Mutter, die den Sohn zu beherrschen pflegt, so lange sie lebt, denn der Koran gebietet ihm unbedingten Gehorsam gegen die Eltern, und ein an sich edler Zug des Frauencharakters, der, sich des Schwachen und Bedrängten anzunehmen, trägt — neben dem Egoismus und der Langenweile des Harems — dazu bei, die Türkin zu der gefährlichen Ränkeschmiedin zu machen, die sie ist. Sie weiß sich in alle Einzelnheiten des Amtes ihres Sohnes oder Mannes einzudrängen, und Jeder, der einen privaten oder politischen Zweck verfolgt, schickt seine Frau als Vermittlerin in den Harem eines Machthabers. Die Bittstellerin spart weder Schmeicheleien noch Bestechung bei ihren Geschlechtsgenossinnen, und hat sie einmal ein Versprechen empfangen, so kann sie des Erfolges sicher sein, denn die listigen Weiber verfolgen ihr Ziel ebenso hartnäckig, wie sie die günstige Stunde klug abzupassen und zu benutzen verstehen. Auf diese Weise erhalten talentlose Männer wichtige Aemter, werden fähige, tadellose Beamte in die Verbannung geschickt, Verbrecher vor dem

Arme der Gerechtigkeit geschützt und das Vermögen des Landes in den lächerlichsten Thorheiten vergeudet.

Welchen Einfluß die Heiligkeit des Harems auf den Gang des letzten türkisch-russischen Krieges ausübte, ist bekannt. Kein Diener würde wagen, den Hausherrn auch in den wichtigsten Angelegenheiten aus seinen Familiengemächern abzurufen, und so kam es, daß den eben dort weilenden Kriegsminister die telegraphische Nachricht von der Ueberschreitung des Schipkapasses durch den Feind um mehr als zwölf Stunden verspätet erreichte und die Armee Suleiman Pascha's verloren ging. Ein zusammenberufenes Kriegsgericht sprach den Kriegsminister in Berücksichtigung des alten geheiligten Brauches von jeder Verschuldung frei.

Die Eheschließung ist bei den Türken nur ein Civilkontrakt, in welchem man feststellt, wie hoch sich die Mitgift der Frau beläuft, und was sie als Wittwe, oder wenn eine Scheidung erfolgt, zu fordern hat. In allen Fällen hat der Mann allein die Ehe-Erklärung zu bewerkstelligen. Dieselbe wird zuweilen mit Gebeten und Festlichkeiten gefeiert, aber weder das Eine noch das Andere ist erforderlich. Die Scheidung kann zu jeder Zeit erfolgen, und es ist dazu nichts nöthig, als daß der Mann vor Gericht die Scheidungsformel ausspricht. Aber erst nach drei Monaten wird die Trennung der Ehegatten als rechtskräftig betrachtet, und häufig nimmt der Mann die Frau vor Ablauf dieser Frist wieder zu Gnaden an. In diesem Falle leben sie miteinander weiter, wie bisher. Hat der Mann indessen die Scheidungsformel dreimal aus-

gesprochen, so kann er die Frau nicht zurücknehmen, bis ein anderer Mann sie geheirathet und sich ebenfalls wieder von ihr geschieden hat — ein Dienst, den zuweilen ein Freund dem Andern leistet.

Uebrigens werden wenige türkische Frauen alt, ohne ein- oder mehrere Mal geschieden zu sein, und das Gesetz sucht die Nachtheile, welche daraus für sie hervorgehen, einigermaßen auszugleichen, indem es den Mann verpflichtet, sowohl ihre Mitgift zurückzugeben, wie durch Auszahlung einer seinen Verhältnissen entsprechenden weiteren Geldsumme für ihren Unterhalt zu sorgen.

Die meisten türkischen Ehen werden auf diesen Grundlagen geschlossen, doch kommen sie auch häufig anders zu Stande. Die Mutter eines heranwachsenden Sohnes kauft oft ein kleines Mädchen von vier oder fünf Jahren und läßt sie im Hause aufwachsen, um sie ihm zu geben, sobald er sich zu beweiben wünscht; oder sie kauft auch wohl ein erwachsenes Mädchen, das der junge Mann zu seiner rechtmäßigen Gattin machen oder als Sklavin behalten kann — immer aber muß er zeitlebens für sie sorgen.

Trotz des Gesetzes gegen die Sklaverei sind in Konstantinopel stets junge Mädchen zu kaufen, denn der Handel entzieht sich, da er im Innern des Harems vor sich geht, jeder Kontrole. Es gibt Frauen, welche kleine Mädchen auf Spekulation kaufen, sie wie ihre eigenen Töchter erziehen und verkaufen, sobald sie erwachsen sind, und da die meisten Beamten des Reiches entweder als Käufer oder als Verkäufer an diesem Handel ein Interesse nehmen, so finden

sie sich um so weniger gemüßigt, mit der Schärfe des Gesetzes dagegen einzuschreiten.

So sehen wir, daß zwar äußerlich die türkische Frau eine ganz andere Stellung einnimmt, als die europäische, im Grunde genommen aber denselben Einfluß ausübt, wie diese und sich gewiß auch ebenso glücklich fühlt.

Bilder aus Schottlands Bergen.

Streifzug in ein sagenumrauschtes Gebiet.

Von

Hasso Harden.

Wer kennt sie nicht, die reckenhaften Gestalten der Bergschotten, wie sie das Dichtergenie Walter Scott's uns vorgeführt hat, die Hochlandssöhne mit dem buntgewürfelten Tartan, den bloßen Knieen, dem weiberrockartigen Kilt, der federgeschmückten Mütze auf dem langflatternden Haar und dem Plaid um die Schultern? Wer kennt nicht aus den anschaulichen, begeisterten Schilderungen des großen Poeten die hochragenden, wildzerrissenen Gipfel, die schäumenden Fälle der brausenden Gebirgsbäche, die tiefen, dunklen Seen Schottlands, an welche sich jene herrlichen, sagenhaften Erzählungen aus der Vorzeit des romantischen Landes knüpfen?

Die Zeiten der Romantik sind auch für Schottland längst vorüber, aber trotzdem der nivellirende englische Ein-

fluß dort mächtige Veränderungen herbeigeführt hat, thut sich dem Reisenden, der den Tweed, den schottischen Grenzfluß, überschreitet, noch heute eine andere Welt auf. Zunächst freilich saust die Lokomotive noch durch die von niederen Hügelreihen durchzogene wohlangebaute Ebene der Lowlands, aber bald hebt sich das Terrain, die Art der Bestellung der Felder, das Seltenerwerden der Hecken muthet uns fremd an. Dann stößt der eiserne Schienenweg fast unmittelbar an das schäumende Meer, folgt der schöngeschwungenen Küste des Forthbusens und läuft endlich in das altehrwürdige Edinburgh, die verwaiste schottische Königsstadt, ein. Der Schotte ist stolz auf sein Edinburgh, und er hat Recht. Man hat Edinburgh oft das Athen des Nordens genannt, aber der Blick vom Firth of Forth aus auf die schottische Stadt ist unvergleichlich schöner, als der vom ägäischen Meer auf die säulenbekränzte Akropolis, wenn auch die goldene Sonne des Südens fehlt. Ein Gewirre von grauen Giebeln und Dächern, Thürmen und Thürmchen, Schlössern und Palästen baut sich jenseit der Hafenstadt Leith, dem Vorort Edinburghs, empor, und grüne Parks und Gärten rahmen das Bild ein. Und welche überwältigende Fülle von historischen Erinnerungen schließt nicht die durch ein tiefes Thal von dem neueren Stadttheil geschiedene Altstadt ein? Hier auf schroff abfallenden Felsen das festungsartige Schloß, in dem die alten schottischen Krönungsinsignien aufbewahrt werden, und das die Kapelle der heiligen Margarethe, der ersten christlichen Königin, enthält, dort der Holyroodpalast mit den Gemächern der Maria Stuart, mit dem Zimmer,

in dem Rizzio zu ihren Füßen ermordet wurde. Und wiederum nicht weit entfernt das einfache Haus des schottischen Reformators John Knox, des unversöhnlichen Feindes der unglücklichen Herrscherin, sowie die herrliche St. Giles-Kathedrale mit ihrem phantastisch geschmückten Thurm. Zwischen dem Allen aber ein Gewirr von engen Straßen und Gassen, von Berg und Thal, und über Allem ein ewiges Zauberspiel von Licht und Schatten, das die grauen Steinwände bald miteinander zu verschmelzen scheint, bald in scharfen Contouren hervorhebt.

Aber was sucht der Tourist in den Mauern der Stadt? In wenig Stunden trägt ihn der willige Diener Dampf gen Norden. Vorüber an dem freundlichen Ort Linlithgow, in dessen jetzt in Trümmern liegendem Schloß Maria Stuart geboren wurde, vorbei an dem kirchenreichen Stirling geht es nach Perth an der Taymündung, der durch Walter Scott's Roman „Das schöne Mädchen von Perth" und prosaischerweise gleichzeitig durch sein vortreffliches Bier berühmten Stadt.

Wir stehen an der Grenze des eigentlichen Hochgebirges, unmittelbar fast vor uns steigen die schroffen Felswände des Grampiangebirges empor, die zugleich auch die Scheidegrenze zwischen der ausschließlichen Herrschaft der englischen Sprache und den letzten Resten der gaelischen im Norden bilden. Zwar ist der schöne Wald, der die Höhen ehemals schmückte, heute leider verschwunden, und Haide und Gestrüpp bedecken den nackten Felsen, aber an den Abhängen prangt noch der stattlichste Tannenforst und spiegelt sich in den dunklen Wasserflächen der tief eingesenkten Lochs (Seen).

Quer durch das Gebirge führt nur eine Straße nach **Norden**, der wildromantische Paß von Killikrankie, mehr als einmal die Stätte blutiger Entscheidungskämpfe zwischen Nord und Süd. Steiler und immer steiler wird der Weg, stiller und öder die Gegend, die Zeichen menschlicher Kultur verlieren sich allmählig, endlich bei Blair Atholl erreichen wir die Grenze der Grampianwüste. Ja, mit Recht kann man von einer Wüste sprechen, denn es ist eine Wüste, dies unfruchtbare, unwirthliche Gebiet von Hunderten von Quadratmeilen, das sich hier zwischen die reichgesegneten Uferlandschaften der Taymündung und des nördlicheren Moraybusens einschiebt. Hie und da schäumt ein einsamer Gebirgsbach durch sein tief eingefressenes Bett und lockt längs seiner Ufer das bunte Roth des Haidekrautes aus dem moosigen Gestein. Eine kahle Bergkuppe steigt hinter der anderen empor, mächtig, in Kegelform, streben die Granitmassen gen Himmel. Aber gerade in dieser Oede und unmittelbar an ihren Grenzen liegen die herrlichsten Parthien. Hier in den Wäldern der Schluchten und auf den ungeheuren, mit Torf und Haide überzogenen Strecken ist das Paradies des schottischen Weidmanns. In den weiten Forsten findet sich der Edelhirsch und in den felsigen Klippen wilde Ochsen und verwilderte Ziegen, in den unkultivirten „Mooren" der Schneehase und vor Allem der Auerhahn und Birkhühner, denen das Gestrüpp und das hohe Farrnkraut tausend Schlupfwinkel bieten. Die Jagd ist das Ideal der schottischen Großen, die hier über ungeheuren Landbesitz verfügen — zur Saison von dem Herzog von Atholl eingeladen zu

werden, der größte Herzenswunsch aller brittischen Jäger. Man hat den Großgrundherren oft den Vorwurf gemacht, sie entzögen durch ihre Jagdleidenschaft dem Lande ausgedehnte kulturfähige Strecken, aber nähere Berechnungen haben ergeben, daß nur der Wildforst diesen Gebieten überhaupt eine gewisse Rentabilität zu geben vermag, der Anbau und selbst die Schafzucht erweisen sich auf ihnen als unmöglich.

Dem Lauf des Deeflusses nach Osten folgend, gelangen wir zu dem köstlichsten Sommersitz ganz Großbritanniens, nach Balmoral, dem Lieblingsaufenthalt der Monarchin. Das Schloß selbst ist im Styl der mittelalterlichen Burgen ganz aus Granit erbaut, ein mächtiger, hundert Fuß hoher Thurm flankirt es und ragt weit über das saftige Grün des herrlichen Parkes hinaus. Aber Schloß Balmoral ist keine prunkvolle Residenz, es soll ein einfacher schottischer Herrensitz sein und ist es in der That; auch das Innere ist bei allem Comfort ohne jeden Luxus ausgestattet, die Möbel sind mit gewürfelten schottischen Stoffen, die Wände mit Tapeten in ähnlichen Mustern bezogen. Ja, in einem Zimmer befindet sich eine interessante Tapete, welche die Königin und ihr verstorbener Gemahl, der Prinz Albert, persönlich aus buntfarbigen Papierbogen mit aufgeklebten Disteln, dem schottischen Wappenzeichen, angefertigt haben.

An der Mündung des Dee liegt die bedeutende Handelsstadt Aberdeen, die Granitstadt, wie man sie genannt hat, weil fast alle ihre Baulichkeiten aus Granit errichtet sind und die Blöcke der nahen Brüche einen ihrer vorzüg-

lichsten Ausfuhrartikel bilden. Von hier führt uns die Bahn die Küstenniederung entlang bald durch gut angebaute Flächen, bald durch weite Moorstrecken an den Meerbusen von Moray. Tief schneidet hier die salzige Fluth in das Festland ein. Ein langes schroffes Gebirgsthal durchschneidet hier ganz Schottland; die Sohle desselben wird durch den Gebirgsfluß Neß und langgestreckte Seenspiegel ausgefüllt Diese „kaledonische Senke", welche Nord- von Mittelschottland trennt, war der Menschenhand gleichsam zur Schaffung eines Kanals zwischen Nordsee und atlantischem Ocean von der Natur vorgezeichnet, und in der That durchkreuzen seit 1847 hier mächtige Dreimaster die kompakte Landmasse. Der kaledonische Kanal ist circa 60 englische Meilen lang, von denen fast zwei Drittel auf natürliche Wasserstraßen entfallen, und kostete über 20 Millionen Mark, der Betrieb deckt aber kaum die Unterhaltungskosten, denn die gefährlichen Küsten seiner Westmündung schrecken die Schiffer ab, so daß sie den Umweg um die Nordspitze Schottlands vorziehen.

Jenseit des Kanals baut sich das schottische Hochgebirge im engeren Sinne, das kaledonische Gebirge, auf. Massenhafter und rauher als die Grampianberge steigen seine einzelnen Kämme bis auf 1200 Meter Höhe empor. Ehe wir aber dies letzte Glied des brittischen Inselreiches durchwandern, müssen wir einen Blick auf die Bewohner des Landes, die Hochlandsschotten, werfen und die Eigenthümlichkeiten ihres Lebens in kurzen Zügen zu zeichnen versuchen.

Dem gaelischen Zweige der keltischen Rasse gehörte die

Bevölkerung des Inselreiches an, als die Römer 55 Jahre vor Christi Geburt von Gallien übersetzend ihre Legionsadler bis an die kaledonische Senke trugen. Dann brach fünf Jahrhunderte später die angelsächsisch-germanische Einwanderung in das Land ein und drängte die keltische Urbevölkerung bis weit über den Tweed zurück, um ihrerseits wieder dem Normannen Wilhelm dem Eroberer zu unterliegen. Zu Tausenden zogen damals die vertriebenen Angelsachsen in das südliche Schottland ein und germanisirten die fruchtbarsten Gelände bis an den Fuß der Grampiangebirge; gleichzeitig aber überflutheten von Norden und Osten her Schaaren jener skandinavischen Seenomaden, der Wikinger, die Küsten der noch keltisch-gaelisch gebliebenen Gebiete. Unaufhaltsam vollzog sich auch hier wie überall der Sieg der stärkeren Rasse über die schwächere, von Jahrhundert zu Jahrhundert entschwanden immer mehr die gaelischen Züge in der Bevölkerung des Flachlandes, und nur das rauhe Hochland bewahrte sie noch bis zum Beginn unseres Jahrhunderts. Von Allen zuerst unterlagen die höheren Stände überall dem germanischen Einfluß, so daß heute die gaelische Bevölkerung auf die niedrigsten Klassen der Gesellschaft beschränkt ist. Hirten und Wildhüter, kleine Pächter sind die letzten reinen Abkömmlinge der Ureinwohner — kaum 300,000 Seelen von den fast vier Millionen, die sich Schotten nennen — in den kleineren Städten finden sich nur unter den Handwerkern noch Gaelen. Selbst die Sprache verschwindet mehr und mehr, mindestens gibt es in ganz Schottland kaum noch einen Greis, der nur Gaelisch sprechen kann, und selbst im Hochlande

wird in den Schulen nur ausnahmsweise noch in der eigentlichen Landessprache gelehrt, in den Kirchen mindestens neben Gaelisch stets Englisch gepredigt.

Die eigenthümliche Eintheilung der alten Schotten in Clans, gewissermaßen in Familienstämme unter einem gemeinschaftlichen Häuptling, ist längst erloschen und auch gesetzlich aufgehoben. Der lockere Zusammenhang, der heute noch unter den ehemaligen Clansgenossen fortbesteht, ist bedeutungslos, fast nur noch eine historische Reminiszenz. Auch die Nationaltracht ist nahezu vollständig verschwunden, genaue Kenner des Landes erklären geradezu das, was man heute noch von ihr sieht, für eine Art Maskerade. Abgesehen von der Jugend, die man, wie ja auch bei uns, häufig im buntgewürfelten Tartan und bloßen Knieen bewundern kann, trägt in den größeren Städten Niemand mehr die alte Tracht, und wenn man in den Bergen auf einen national-gekleideten Schotten stößt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß es ein englischer Tourist ist, der den Plaid anlegte und seine Beinkleider mit dem Kilt vertauschte, um sich ganz als Hochschotte zu fühlen und nachher in London ordentlich renommiren zu können. Die Photographen halten sogar die Nationaltracht vorräthig, damit sich die Herren Touristen gleich darin abkonterfeien lassen können. Nur die zahlreiche Dienerschaft der schottischen Adeligen geht meist in der Hochlandstracht als einer Livree, und ein Theil der schottischen Regimenter konservirt sie noch als eine malerische, aber ziemlich unpraktische Uniform. Trotzdem erfreut sie sich einer begeisterten Anhängerschaar, und noch vor Kur-

zem ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Schottland, als die schottischen Regimenter laut Verfügung des Kriegsministeriums ihr Bonnet (schottische Mütze) gegen eine zweckmäßigere Kopfbedeckung vertauschen sollten.

Fester als in der Sprache oder bezüglich der Tracht hat sich die äußere körperliche Erscheinung und der Charakter der Schotten dem englischen Einfluß gegenüber bewahrt, und besonders in den mittleren und niederen Volksschichten treten hierin immer noch kennzeichnende Unterschiede scharf hervor. Die Gesichtszüge erscheinen bei der gaelischen Bevölkerung härter, die Haut- und die Haarfarbe ist dunkler. Einfach und anspruchslos, voll treuer Liebe zum Vaterlande, erfüllt mit hingebender Anhänglichkeit an die alten Gebräuche und Sitten, nöthigt uns der Volkscharakter volle Anerkennung ab. Und mit welcher Noth kämpft gerade der kleine, noch gaelische Theil der Bevölkerung in den weiten öden Hochlandsgebieten jahraus, jahrein! Man muß die Hütte eines kleinen Pächters oder eines Hirten selbst gesehen haben, um diesen Zustand des ewigen Darbens verstehen zu können. Auf rohen Feldsteinmauern, deren Fugen mit Moos und Kraut verstopft sind, ruht von schwachen Sparren getragen ein Dach von Rasenstücken, die mit Steinen beschwert sind; oft hat die Hütte kein Fenster, oft fehlen diesen, sind sie wirklich vorhanden, alle Scheiben, häufig selbst Herd und Schornstein. Dann qualmt in der Mitte der elenden Behausung ein ewig rauchendes Torffeuer und über ihm hängt am eisernen Bügel der Kartoffeltopf, dessen Inhalt neben trockenem Haferbrod und Schafkäse, wozu in der Nähe

der Küsten auch wohl noch getrocknete Fische kommen, die tägliche Speise der Hirtenfamilien bildet. Bei dieser Diät sind die Schotten außergewöhnlich kräftig und abgehärtet, von Krankheiten wenig heimgesucht und erreichen meist ein hohes Alter.

Wie bei fast allen Naturvölkern lebt in dem Schotten eine tiefe Neigung zur Poesie und zur Musik. In dem Munde des Volkes leben die alten Heldensagen der Väter fort, die romantische Natur des Hochlands regt die phantastische Gestaltungskraft des einsamen Bergbewohners zur immer neuen Verkörperung derselben in schwermüthigen Weisen an, Harfe und Dudelsack, die nationalen Instrumente, begleiten sie in naturwüchsigen Melodien voll Kraft und Tiefe. Schmerz und Liebe sind fast stets die Grundzüge der einfachen und kunstlosen, aber ergreifenden Volkslieder.

Aber wenden wir uns zurück zu der Stätte, wo diese Lieder entstehen. Fast die ganze Halbinsel nördlich der kaledonischen Senke ist nur von einem fruchtbaren schmalen Küstenstrich umzogen, im Innern rauh und unwirthlich, der Wald wird seltener, mächtige Farrn, Ginster und Haidekraut bedecken unabsehbare Flächen, so daß die Grafschaften Sutherland und Caithneßshire zu den ärmsten Schottlands gehören. Nur der Fischfang ist ergiebig. Von Wick und Thurso stechen alljährlich viele Hunderte von Booten zum Heringsfang in See, und Tausende von Menschen danken ihm ihre Existenz.

Aber auch die Seen und Flüsse sind ungemein fischreich. Alljährlich im Sommer wandern Schaaren von

Engländern hinauf in's Hochland, um auf einige Wochen der Angelpassion zu fröhnen. An den stillen, dunklen Seen der kaledonischen Berge werfen die Sportsmänner ihre Angelschnüre aus und bringen Tage und Nächte im Fischerboot zu, oder legen in den tiefeingeschnittenen schmalen Meerbuchten die endlose Aalleine mit ihren Hunderten von kleinen Haken und Ködern. Aber hier lohnt noch der Fang, es kommt immer noch vor, daß ein Zug der Aalleine das halbe Boot füllt, und daß der Angler an einem Tage zehn Dutzend der herrlichsten Forellen erbeutet. Nur durch den reichen Erfolg ist auch der leidenschaftliche Sport der Angler zu erklären, für die armen Gebirgsgegenden aber sind die englischen Fishing-Gentlemen eine wahre Wohlthat, denn da sie meist wohlhabend sind, so bringen sie ein hübsches Stück Geld unter die nur allzu häufig darbende Bevölkerung.

Haben wir bisher im Wesentlichen die Region der Ostküste Schottlands behandelt, so wenden wir uns nunmehr der dem atlantischen Ocean zugekehrten Seite des romantischen Landes zu, um ihre schönsten Punkte, diesmal den Weg von Nord nach Süd einschlagend, zu durchwandern. Steil fallen an der Westseite von Nord- und Mittelschottland die Hochgebirge in's Meer ab, fast überall fehlen die flacheren, fruchtbaren Küstenniederungen des Ostens, ja oft erstreckt sich die Bergmasse in tausend Klippen, Inseln und Inselchen jeder Größe, jeder Form weit in das Meer hinaus fort.

Nahe der Westeinfahrt des kaledonischen Kanals liegt das kleine Städtchen Oban, der Sammelpunkt aller Tou-

risten, die „Stadt der Gasthöfe", wie man sie getauft hat. Von hier aus fährt man hinüber zu der weitberühmten Inselgruppe der Hebriden, nach den sagenumwobenen Eilanden Staffa und Jona. Durch einen wildzerklüfteten Archipel geht die Fahrt, ehe der Dampfer am Gestade von Staffa beilegt, die Brandung ist zu stark, um zu landen, und man wird mit Booten auf die Insel hinübergebracht. Eine natürliche Allee von Basaltsäulen, eine Treppe gleichsam von Felsenpfeilern führt zu dem unvergleichlichen Naturwunder der Fingalshöhle. Ein mächtiges Portal, einem hochragenden kühnen Spitzbogen gleich, wölbt sich über dem Eingang, durch den wir in den gewaltigen Innenraum hineinschauen. Dumpf donnern die Wogen des Oceans, der bis in die tiefste Höhlung hineinfluthet, gegen die schwarzen granitnen Säulen, welche die gegen 70 Fuß hohe Wölbung tragen, die im Bogenstyl fast mit vollendeter Regelmäßigkeit aufgebaut scheint. Wenn man mit einem Boote in das Innere der Höhle hineinfährt und den Blick gegen die stolzen Spitzbogen der Decke richtet, oder auf den dunklen, pfeilerbekränzten Hintergrund schaut, meint man in dem kostbarsten gothischen Dome, einem Gotteshause, das sich die Natur selbst baute, zu weilen. Und senkt man dann das Auge in das wundervolle Farbenspiel der lichtgrünen Fluth hinab, dann ist's, als könne man sich nicht losreißen von dem Wunder der Schöpfung.

Zwei Stunden südlich von Staffa liegt die Insel Jona, zu Deutsch „das glückliche Eiland". War es auf Staffa die kühne schöpferische Kraft der Natur, die wir bewunderten, so sind es hier Werke von Menschenhand, aber

Werke voll heiligen Ernstes und geweiht durch die Geschichte mehr denn eines Jahrtausends. Hier gründete im 6. Jahrhundert der heilige Columba ein Kloster, von dem aus im frühesten Mittelalter Christenthum und Kultur über das ganze brittische Inselreich, ja bis an die skandinavischen und norddeutschen Küsten hinausgetragen wurde, hier war während langer Jahrhunderte, fast bis zur Zeit der Reformation die echte Pflanzstätte der schottischen Bildung. Herrliche Ruinen legen noch heute Zeugniß ab von dem Glaubenseifer jener Zeiten. Hoch ragen die luftig geschwungenen Bögen der Kathedrale, in den Seitenschiffen ruhen die sterblichen Reste der mächtigen Häuptlinge ganz Westschottlands, der Macleods und Macleans, auf dem nahen Friedhof befindet sich die Gruft der schottischen Könige, zwei irische, ein französischer Herrscher ruhen neben ihnen. Jona war in jenen längst verrauschten Jahrhunderten das Eiland der nordischen Apostel, gleich einem gesegneten Blatt, so sang die Tradition, solle es beim Weltuntergange durch die Wogen der Sintfluth getragen werden — was Wunder, daß die Großen dieser Welt es zur letzten Ruhestätte sich erkoren?

Wir versetzen uns mit kühnem Fluge von der einsamen Hebrideninsel noch einmal mitten in die Grampians an die Ufer des schönsten der schottischen Seen, an den vielbewunderten Loch Katrine. Steil thürmen sich vor uns rechts und links die Bergriesen des Ben Venue und Ben Ledi empor, eine schmale Schlucht, die Trosachs, führt zwischen zwei Felswänden zur sagenreichen stillen Fluth hinab, bemooste Baumstämme, dunkles Grün scheinen immer

auf's Neue den Weg sperren zu wollen, dann öffnet sich plötzlich das Thal, und ein Blick umspannt die anmuthige Wasserfläche, die von hohen Felsen, deren dunkle Bewaldung der See zurückspiegelt, umrahmt ist. Das ist der Ort, den sich Walter Scott zum Schauplatz seiner herrlichen Dichtung „Die Jungfrau vom See" auserkor, dem hohen Lied schottischer Frauenschönheit, schottischer Gastfreundschaft und Ritterlichkeit.

Wie wir unsere Wanderung mit der ersten Hauptstadt des Landes begannen, müssen wir sie mit der zweiten beschließen — unser Weg führt uns aus dem stillen Frieden des Hochlands in das lärmende Getriebe einer Weltstadt. Vor uns rauscht der mächtige, mit einem Aufwand von 40 Millionen Mark schiffbar gemachte Clyde, wir stehen am Hafen von Glasgow. Das gewaltige, tausendgestaltige Leben einer Industriestadt ersten Ranges und einer großen Handelsstadt zugleich umgibt uns. Drüben am Quai löschen die Dreimaster ihre Ladung, ein Ostindiensteamer liegt zur Abfahrt bereit und pustet dichte Rauchwolken aus seinem breiten Schornstein, Hunderte von kleinen Dampfern und Ruderbooten beleben das Bild. Hoch ragen von der Stadt die stolzen Thürme der prächtigen Kathedrale herüber, der schönsten nicht nur Schottlands, sondern ganz Großbritanniens, aber über sie hinaus fast noch blickt der Wald von Fabrikschornsteinen.

In der That ist Glasgow theils durch seine günstige Lage am Clyde, der sich bald unterhalb der Stadt zum Strom erbreitert, theils durch die seltene Vereinigung mächtiger Eisen- und Steinkohlenlager in seiner Nähe eine der

großartigsten Fabrikstädte der Welt geworden. Nicht weniger als zwei Millionen Spindeln arbeiten in seinen Baumwollenfabriken, seine Eisenindustrie, seine Fabrikation an Chemikalien gilt als die bedeutendste in England. Es ist bezeichnend, daß gerade hier James Watt, der geniale Erfinder der Dampfmaschine, seine ersten erfolgreichen Versuche machte.

Noch einen Blick werfen wir auf die berühmten Wasserfälle von Lanark, wo der Clyde 84 Fuß hoch schäumend den Fels herabstürzt, einen Blick noch auf das freundliche, im dichten Grün versteckte Gretna-Green, die einstige Heimath des berühmten Eheschmieds, einen Blick endlich noch auf die vom Norden herüberwinkenden blauen Gipfel, dann nehmen wir Abschied von Schottland, mit dem großen schottischen Dichter Robert Burns singend:

„Mein Norden, mein Hochland,
Lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem,
Was schön ist und kühn!
Doch wo ich auch wand're
Und wo ich auch bin,
In den Bergen des Hochlands
Bleibt ewig mein Sinn!"

Mannigfaltiges.

Der Gefangene von der Sauerburg. — Während der Regierung des vorletzten Kurfürsten von Mainz trug sich eine seltsame Begebenheit zu, der vielleicht Schiller die Idee zu der Gestalt des alten Moor in den „Räubern" entlehnt hat. Im Dienst des genannten Kurfürsten stand ein Geheimrath v. S . . . ., der seines geistsprühenden, witzigen Wesens halber in allen Kreisen von Mainz, besonders aber am Hofe sehr gern gesehen war. Früh verwittwet, hatte er die Erziehung seiner beiden Söhne Fremden anvertraut und sich so wenig um sie bekümmert, daß ein sehr kühles Verhältniß zwischen ihnen und dem Vater bestand, was im Laufe der Zeit ein geradezu feindseliges wurde, weil der Geheimrath, ein Genußmensch im vollsten Sinn des Wortes, das ohnehin schon zusammengeschmolzene Familienvermögen der S . . . . durch seine Verschwendungssucht ganz zu vergeuden drohte. Vergeblich machten ihm die nun zu Männern erwachsenen Söhne Vorstellungen darüber, er änderte nichts an seiner üppigen Lebensweise, und es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß, wenn die Dinge in dieser Weise fortgingen, der finanzielle Ruin der Familie unausbleiblich war. Da war plötzlich eines Tages der Geheimrath v. S . . . . verschwunden, Niemand wußte etwas von seinem Verbleiben, und trotz der eifrigsten Nachforschungen des Kurfürsten, der den geistreichen Gesellschafter ungern entbehrte, war keine Spur von ihm zu finden, man begnügte sich endlich damit, einen Selbstmord anzunehmen, den die zerrütteten finanziellen Verhältnisse des Vermißten nicht unmög-

lich erscheinen ließen, und im Lauf der Jahre gerieth die Sache in Vergessenheit. Nach langer Zeit kam ein junger Förster, der sich im Sauerthal auf der Jagd verirrt hatte, auf die längst verlassene Sauerburg und warf sich im Schatten des Gemäuers in das Gras, um ein wenig zu ruhen. Plötzlich tönten leise Wehklagen an sein Ohr. Rasch sprang er auf, sah sich überall um, nirgends war ein menschliches Wesen zu sehen, aber das Wehklagen dauerte fort. Er ging dem Ton nach in den inneren Hof der verfallenen Burg, und je näher er dem Thurm kam, um so deutlicher unterschied er Jammern und Stöhnen einer menschlichen Stimme. Er bog nun die Zweige des Buschwerks, das am Fuß des Thurmes wuchs, zur Seite und entdeckte dicht über dem Boden eine vergitterte Oeffnung, hinter deren Stäben er das bleiche, verwitterte Antlitz eines Greises auftauchen sah. — „Allmächtiger Gott, wer seid Ihr und wie kommt Ihr in diese verlassene Ruine?“ rief der junge Förster entsetzt über diese unerwartete Erscheinung. — „Ich bin der Geheimrath v. S....,“ versetzte der Greis, „und werde von meinen Söhnen hier seit Jahren gefangen gehalten. Euch hat der Himmel zu meiner Rettung gesandt, eilt nach Mainz und meldet dem Kurfürsten, was ich Euch gesagt, er wird mich befreien.“ — „Kann ich Euch nicht selbst gleich auf der Stelle aus diesem Kerker befreien?“ fragte der Förster, von tiefem Mitleid ergriffen. — „Nein,“ sagte der Greis, „starke Eisenthüren verschließen meine Zelle, die Ihr nicht öffnen könnt, und wenn die Sonne untergeht, kommt der Mann, der mir meine Nahrung bringt, eilt von dannen, ehe er Euch hier erblickt, und um Gottes Barmherzigkeit willen geht ohne Verzug nach Mainz, dem Kurfürsten meine entsetzliche Lage zu schildern.“ — Der Förster versprach zu thun, was der Greis von ihm begehrte, und machte sich sofort nach Lorch auf, von wo er mit dem Frühesten des nächsten Tages zu Schiff gen Mainz reiste. Der Kurfürst schenkte dem Bericht des Försters, so seltsam und ungeheuerlich

derselbe auch klang, doch so viel Glauben, daß er sogleich einige Soldaten und einen richterlichen Beamten beorderte, in Begleitung des Försters nach der Sauerburg aufzubrechen und den Thatbestand dort zu untersuchen. Die kleine Schaar fuhr zu Schiff nach Lorch und schlug von dort, nachdem der Beamte noch den Schultheiß des Ortes, unter dessen Jurisdiktion das Sauerthal gehörte, mitgenommen, den Weg nach der Sauerburg ein. In dem Thurm fand man eine Fallthür, von der eine Treppe nach den Kellerräumen der Burg führte, wo man wirklich eine Zelle mit vergittertem Fenster entdeckte, jedoch keine Spur von einem menschlichen Bewohner, wohl aber ein Bett, Stühle und einen Tisch, und Scherben eines zerbrochenen Kruges fand. Der Beamte nahm über den Befund ein Protokoll auf, das von dem Lorcher Schultheißen und dem Förster als Zeugen unterzeichnet wurde, und kehrte dann mit den Soldaten nach Mainz zurück. Unbegreiflicherweise blieb es aber dabei; der Kurfürst gab, so weit wenigstens, als es zur Kenntniß des Publikums kam, der Sache keine Folgen, sei es, daß er der von den Söhnen des verschwundenen Geheimraths ausgesprochenen Meinung, der Förster habe geschlafen und einen lebhaften Traum für Wirklichkeit genommen, beipflichtete, sei es, daß andere unbekannte Gründe ihn zu diesem Verhalten bestimmten. Die ganze Angelegenheit machte in jener Zeit, der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, großes Aufsehen in Mainz und der Umgegend, doch waren Viele der Ansicht, daß es ein Wahnsinniger gewesen, den der Förster in der Sauerburg gefunden, und welchen seine Angehörigen dort heimlich in Gewahrsam hielten, weil es damals für eine Schande galt, einen Irrsinnigen in der Familie zu haben. Von dem Geheimrath v. S.... hat man niemals wieder etwas gehört, und die großen Weltereignisse, die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts eintraten, löschten im Gedächtniß der Menschen die Erinnerung an jenen spurlos ver-

schwundenen Günstling des Kurfürsten und den geheimnißvollen Gefangenen der Sauerburg bald ganz aus, nur in vergilbten Aufzeichnungen der Zeitgenossen ist jene räthselhafte Geschichte der Nachwelt aufbewahrt worden. Franz Eugen.

Eine theure Dienstleistung. — In dem renommirten Hotel eines belgischen Seebades nahm eines Tages ein ungarischer Graf Wohnung, verzehrte flott und bezahlte prompt. Er war ohne Dienerschaft gekommen; die Angestellten des Hotels besorgten daher auch die Aufwartung, wofür der Graf stets reichlich lohnte. Eines Tages aber entstand ein furchtbarer Lärm; der edle Magyar hatte etwas scharf gezecht und verlangte in dem dadurch hervorgerufenen Zustande von einem Kellner, daß derselbe ihn von seinen Stiefeln befreie. Jener weigerte sich einer so erniedrigenden Hilfeleistung, und der aufgebrachte Graf begann nicht nur ihn, sondern auch seine Collegen, als diese ebenfalls das Ansinnen zurückwiesen, unter entsetzlichem Fluchen zu prügeln. Der abwesend gewesene Hotelbesitzer kehrte in diesem Moment zurück und erfuhr nicht so bald das Vorgefallene, als er sich mit der kaltblütigen Frage an den Gast wandte, was er befehle. „Monsieur," brüllte ihn der Letztere an, „ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir die Stiefel ausziehen wollten." Des Gasthofbesitzers erstes Empfinden war, mit einer Injurie zu antworten, er bemeisterte sich jedoch und sagte verbindlich: „Verziehen Sie noch einen Moment, Herr Graf, ich stehe gleich zu Diensten." Blitzschnell rannte er in sein Zimmer und warf sich in sein Galakostüm: schwarzes Beinkleid, Weste mit blauem Shawl, weiße Kravatte, Frack und perlgraue Handschuhe. Alsdann kehrte er zum Grafen zurück und sagte: „Nur so geziemt es sich für mich Ihren Befehl zu erfüllen." Rasch war die Handleistung ausgeführt, worauf sich der Gast befriedigt erhob und verbindlich dankte. Bald hernach verlangte er die Rechnung, auf welcher dann auch folgender Posten figurirte: „Der

Eigenthümer im salonfähigen Anzuge und perlgrauen Handschuhen den Herrn Grafen der Stiefel entledigt ... 500 Francs." Der Ungar zog, als er das las, doch ein wenig die Augenbrauen zusammen, sagte aber kein Wort, sondern zahlte anstandslos. Er blieb noch längere Zeit in dem Hotel, ohne aber jemals wieder einen gleichen Dienst zu beanspruchen, und bei der Abreise schüttelte er dem Wirth mit den Worten: „Monsieur, Sie sind ein wackerer Mann, ein ganzer Mann", kräftig die Hand.

L. M.

Eine Grabschrift. — Vor nicht allzulanger Zeit wurde auf dem appischen Wege bei Rom ein Grabstein aufgefunden, dessen lateinische Inschrift auf deutsch lautete: „Hier sind die Gebeine des Similis begraben, welcher nur sieben Jahre lebte, obwohl er ein hohes Alter erreichte." Dieser Similis war General der römischen Kaiser Trajan und Hadrian gewesen und hatte in der That das respektable Alter von 87 Jahren erreicht. Bis zu seinem achtzigsten Jahre hatte er seine Kräfte dem Staate gewidmet, dann aber hatte er um seinen Abschied gebeten und hatte noch sieben Jahre auf seinem einsamen Landgute gelebt. In der philosophischen Ruhe des Landlebens, fern von dem Getümmel der ehrgeizigen Welt hatte er die Einsicht gewonnen, daß die frühere Zeit seines Lebens, die er im Kriege und am Hofe zugebracht hatte, nicht den Namen des Lebens verdiente. Auf seinem Sterbebette hatte er seinen treuesten Freigelassenen ersucht, diese Wahrheit, zu deren Erkenntniß er erst im achtzigsten Jahre gekommen war, auf seinen Grabstein setzen zu lassen, damit der Wanderer daraus lerne, dem Ehrgeiz zu entsagen und zu leben.

J.

Ungefragt. — Mozart, der berühmte Komponist, welcher seine Laufbahn selbst als Wunderkind begonnen, hatte trotzdem einen großen Widerwillen gegen diese interessante Menschenspecies. Einst nöthigte man ihn, das Spiel eines solchen frühreifen

Knaben anzuhören. Als derselbe seinen Vortrag beendigt hatte, sollte Mozart sein Urtheil abgeben. „Es fehlt Ihnen nicht an Talent," meinte er zu dem jungen Virtuosen; „mit dem nöthigen Fleiße können Sie es noch weit bringen." — „Ich möchte auch gar zu gern komponiren," meinte der Knabe; „sagen Sie mir doch, Meister, auf welche Weise man das macht." — „O, da müssen Sie noch viel lernen, auch noch etwas älter werden." — — „Aber Sie haben ja selbst schon mit dreizehn Jahren komponirt." — „Allerdings," lächelte Mozart, „da habe ich aber auch Niemand gefragt, wie ich das anfangen soll." L. M.

Heilige Haarkünstler. — Die Häuptlinge der Fidschi-Insulaner verwenden ungemeine Sorgfalt auf ihren Haarputz. Jeder derselben hält sich seinen besonderen Friseur, der weiter nichts zu thun hat, als den Kopf seines Häuptlings in Ordnung zu halten, dessen Bart und Haar zu salben und zu kräuseln mindestens zwei Stunden täglich in Anspruch nimmt. Dafür wird aber auch das Amt dieser Friseure für so heilig erachtet, daß man ihre Hände durch die Priester weihen läßt und ihnen alle andere Beschäftigung untersagt. Nicht einmal die Speise dürfen sie mit ihren geheiligten Händen zum eigenen Munde führen; zu diesem Zwecke wird ihnen daher eigens Jemand gehalten, der sie füttern muß. R.

Genehm und genehmigen. — Als Fox nach der Unabhängigkeitserklärung Amerika's den König von England fragte, ob es ihm genehm sei, einen amerikanischen Gesandten anzunehmen, antwortete dieser: „Genehm ist es mir nicht, aber genehmigen muß ich's." C. Sp.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein
Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9303

